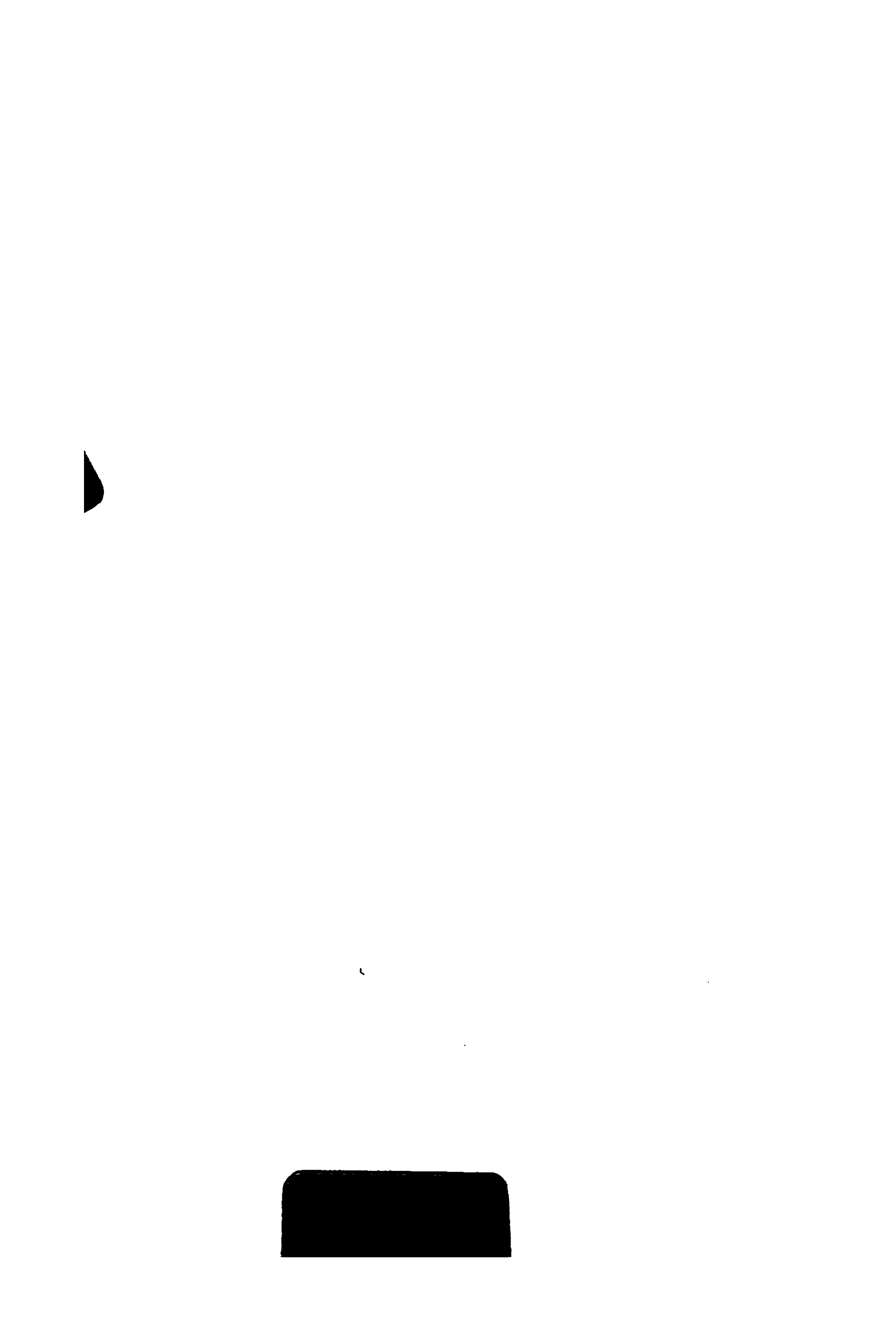














Philipp von Nathusius.

Das Leben und Wirken

des Volksblattschreibers.

Von

Eleonore Fürstin Reuss.

Verlag des Lindenhofes zu Neinstedt am Harz.
1900.
In Kommission für den Buchhandel bei
Julius Abel, Greifswald.

Kap. I.

Ausgangspunkte.

Im Rückblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts sehen wir mitten zwischen den mancherlei Strömungen des geistigen Lebens — der Philosophie, der Literatur, der politischen Richtungen — deutlich das Wiedererwachen und Wachsen positiven, christlichen Glaubenslebens. Durch die Aufklärung und den Rationalismus des 18. Jahrhunderts zurückgedrängt in kleine pietistische Kreise, fand es Nahrung in der Begeisterung der Befreiungskriege und weitere Verbreitung durch sympathische Regungen in der Romantik. Es ist hier nicht der Ort, um das Wachsthum dieses Lebens in den Organen der Kirche und der Universitäten weiter zu verfolgen. Hier soll nur auf die Männer hingewiesen werden, die dies Leben zu pflegen suchten und neue Bahnen fanden, auf denen unserm Volke die alten, ewigen Schätze wieder dargeboten wurden.

Die Stürme des Jahres 1848 hatten die Schäden unseres Volkslebens aufgedeckt, und diese Männer schlossen sich zusammen, um Abhülfe zu schaffen, zu all den Werken, die unter dem Namen der „inneren Mission" begriffen werden. Auch suchten sie ihren heiligen Interessen die Presse, jene moderne Großmacht, dienstbar zu machen, und es begann eine lebhafte Thätigkeit, deren Triebfeder aufrichtige Gottes- und Menschenliebe war. — Zu diesen Männern gehörte in hervorragender, wenn auch, seinem Wesen nach, möglichst wenig hervortretender Weise — Philipp Nathusius, der Volksblattschreiber, der Gründer der Neinstedter Anstalten.

Die Generation ist im Aussterben begriffen, der diese Persönlichkeit eine bekannte und vertraute war, auch ohne ihn mit Augen gesehen zu haben. Aber das Leben und Wirken eines Mannes, wie Philipp Nathusius, bietet doch auch für eine spätere Zeit viel wichtiges und interessantes. Sind doch gerade jene 22 Jahre, 1849 bis 1872, in denen er das „Volksblatt für Stadt und Land" redigierte, für die Geschichte unseres Volkes so ungewöhnlich bedeutsam geworden. Nicht nur auf politischem Gebiet, wo Philipp Nathusius im Volksblatt das Banner einer besonnenen konservativen Politik trug. Noch bedeutsamer sind jene Jahre für das kirchliche Leben gewesen; denn sie bilden den Zeitabschnitt, in dem das neu erwachte Glaubensleben sich zu sammeln begann zur kirchlichen Thätigkeit, ja man kann sagen: zur Neuordnung des kirchlichen Wesens. Und dabei hat das Volksblatt einen nachhaltigen Einfluß geübt.

Die Lebensbeschreibung eines solchen Mannes ist daher ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Zeit. Aber nicht Zeitgeschichte soll hier gegeben werden, sondern die Geschichte eines Mannes, der mit vollem Bewußtsein eine totale innere Umwandlung erlebt hat, eine Bekehrungsgeschichte, die nichts gemein hat mit dem, was man sonst Bekehrungsgeschichte nennt und der dann mit vollem Bewußtsein in die kirchlichen und politischen Bewegungen eintrat.

Von besonderem Interesse ist dabei, daß ihm in diesem Wandlungsprozeß und in seinem späteren Wirken seine Gattin zur Seite stand, Marie Nathusius, deren Name weiteren Kreisen lieb und werth geworden ist, auch solchen, die von dem Volksblattschreiber nichts wissen. Sein Leben und Wirken ist deshalb von dem ihrigen kaum zu trennen. Nun hat er selbst ein ausführliches Lebensbild seiner Marie geschrieben, hat sich selbst aber darin in einer fast störenden Weise in den Hintergrund gestellt. Auch seine eigene originelle Jugend und erste Entwicklung hat ihre besondere Darstellung

gefunden.*) Hier soll das gemeinsame Leben der beiden Menschen gezeichnet werden, deren Zusammenarbeiten so vielen zum Segen geworden ist.

Wie verschieden waren sie beide geartet, und wie verschieden waren ihre Lebensführungen bisher gewesen! Er, der Sohn des reichen Fabrikanten Gottlob Nathusius, den sein rastlos strebender Geist aus dem engen Magdeburg und seiner Tabaksfabrik auf die schönen Landgüter Althaldensleben und Hundisburg geführt hatte. Der Sohn Philipp, geboren am 5. November 1815, in einem großen Geschwisterkreis aufgewachsen, zu früher Selbständigkeit gewöhnt, ohne positiv christliche Einflüsse. Unter der Erziehung seines Lehrers Julius Elster, zu dessen Freund er heranwuchs, beschäftigte er sich eifrig mit Poesie, Ästhetik, Geschichte, Literatur, und war daneben eingezwängt in den riesigen Geschäftsbetrieb der industriellen Unternehmungen. Er war an großartige Verhältnisse gewöhnt und von Vielen verwöhnt. In Berlin als Student trat er mit den geistigen Koryphäen in nahen Verkehr, kam ganz in den Zauberkreis der bekannten Bettine von Arnim, die großen Einfluß auf ihn gewann. Auch war er bereits als Dichter öffentlich hervorgetreten.

Und auf der andern Seite Marie Scheele, geboren 10. März 1817 in einem Magdeburger Pfarrhaus, groß geworden im Landstädtchen Kalbe; aus engen Verhältnissen, ohne höhere Schulbildung, ganz auf sich und den inneren Reichthum ihres jugendlichen Lebens angewiesen.

Nun waren beide auf recht wunderlichen Wegen zusammengeführt zu einem reichen gesegneten Leben. Am 4. März 1841 war die Hochzeit in Kalbe gefeiert

*) Lebensbild der heimgegangenen Marie Nathusius 3. Bd. 2. Aufl. Halle, J. Fricke. Siehe auch: Marie Nathusius. Ein Lebensbild. Gotha, Perthes. Philipp Nathusius' Jugendjahre. Berlin. W. Hertz.

worden, und dann zogen Philipp und Marie Nathusius hinaus auf die gemeinsame Lebensreise — zunächst auf die Hochzeitsreise. In Frankfurt feierte Philipp den Geburtstag seiner Marie mit vierunzwanzig brennenden Lichterchen, und diese Zahl behielt er dann immer bei, solange sie den 10. März zusammen feierten, wurde sie ihm doch nie älter. Dann ging es südwärts in den kommenden Frühling hinein. Sie durchzogen die von Poesie und Romantik umwobene Provence — Marie mit umgehängter Guitarre auf dem Maulthier reitend, Philipp nebenher gehend, in der landesüblichen schwarzseidenen Zipfelmütze. In der Charwoche wurde Rom erreicht, wo Philipp drei Jahre vorher eine reiche Zeit verlebt hatte. Mit vollen Zügen genossen die Beiden alles Schöne, das sich ihnen bot, und welche Freude war es für Philipp, seiner Marie die ewige Stadt zu zeigen, in der er damals ganz heimisch geworden war.

Beide verkehrten mit Vorliebe in den deutschen Künstlerkreisen, aber Marie verstand es auch, die kleine Wohnung in der Straße due Macelli gemüthlich und heimatlich zu gestalten. Philipp schreibt vom 22. April an seine Mutter: „Mir gefällt diesmal alles in Italien viel besser, als das erste Mal, sogar die Apfelsinen schmecken viel besser. Rom besonders hat sein Recht, es einem gleich heimisch werden zu lassen, behauptet: ich hatte, als wir näher kamen, ordentlich eine Art Heimweh dahin. Es ist die einzige Stadt, in der es mir möglich wäre zu wohnen: es ist aber auch nicht wie eine Stadt, man kann's nicht beschreiben. — Den Tag über treiben wir uns auf den alten Ruinen, in der frischen Campagna, auf den sonnigen Hügeln, in den lieblichen Villen und unter den Kunstschätzen herum, die ein so wunderbares Gemisch ausmachen. Den Mittag essen wir unter den Künstlern, den Abend leben wir von allerlei Eingekauftem — Brod, Butter, Radieschen, Käse, Sardellen — still zu Haus."

Nach einem Ausflug ins Sabiner und Albaner Gebirge, sowie nach Neapel und Unteritalien, ging es über Florenz und die Schweiz zurück. — „Wir leben wie Vögel ohne Nest", schreibt Philipp, „so unbekümmert in den Tag hinein, fliegen singend von Zweig zu Zweig und nähren uns von den Früchten des Landes."

Im sangesfrohen Schwabenland mußte der junge Dichter doch auch das Handwerk grüßen. Er war mit seiner Marie zu einem bedeutungsvoll gewordenen Besuch bei Gustav Schwab im Pfarrhaus zu Gomaringen, und dann in Tübingen bei dem geisteskranken Dichter Hölderlin. Mariens im Druck erschienenes „Reisetagebuch" berichtet mehr über die Reise.*) Am 13. August zog das junge Paar in der neuen Heimath Althaldensleben ein.

Im westlichen Bau des früheren Klosters, das mit seinen vier Flügeln einen „Friedhof" einschloß, war aus ehemaligen Lagerräumen die Wohnung des jungen Paares eingerichtet. Lange Korridore verbanden die einzelnen Theile des Hauses mit einander, und auch mit dem östlichen Flügel, welchen die Mutter Nathusius mit der jüngsten Tochter Hannchen bewohnte. Dort hatte auch die ersten Jahre noch der alte Freund Elster seine Wohnung. Während die Mutter auf den großen Wirthschaftshof blickte, sah man von Philipps Fenstern aus, wovon jedes mit der tiefen Nische einem kleinen Zimmer glich, nach dem Garten mit seinem Teich. Die ziemlich großen, hohen Zimmer waren ganz nach eigenem Geschmack, einfach, aber behaglich eingerichtet. Die thatkräftige Marie fing mit Eifer ihren kleinen Haushalt an, und genoß die Schönheiten des schon früher so bewunderten, ausgedehnten Gartens, nun als Eigenthum mit ihrem Philipp.

---

* Gesammelte Werke von Marie Nathusius, Bd. X.

Aber dieser arme Philipp war krank und elend. Die Anfälle eines Fiebers, das er sich auf seiner früheren Reise in Griechenland geholt hatte, kehrten wieder. „Stumpfsinnig, öde, tief hypokondrisch" nennt er sich selbst, und klagt sich an, daß er seiner Marie auch manchen Tag der Reise verdorben hätte. Damals machte Prießnitz in Gräfenberg durch seine Wasserkur viel von sich reden. Da wurde nun schnell der Entschluß gefaßt, noch vor dem Winter die Kur dort zu gebrauchen. Nachdem sie noch die Hochzeit von Philipps Bruder August mitgefeiert hatten, der seine Cousine Hannchen Engelhard, Mariens Herzensfreundin, heirathete, zogen Philipp und Marie nach Schlesien. Philipps älteste Schwester Lullu begleitete sie, und auch der Freund Elster schloß sich der Gesellschaft an.

Von Warmbrunn aus wurde ein Stückchen Riesengebirge durchwandert, und dann ging es nach Gräfenberg, das damals noch gänzlich unberührt von modernem Luxus, nur ein recht mangelhaftes und ungemüthliches Unterkommen gewährte. Dagegen genossen sie bei herrlichem Herbstwetter die schönen Aussichten und gewannen gleich großes Vertrauen zu Prießnitz, „dem freundlich theilnehmenden, eher schüchternen Mann, der durch nichts aus seinem Stande herausgeschritten, einem schlichten klugen Schäfer gleicht" — wie Philipp schreibt. Die Kur mit ihren nassen Einpackungen, Abreibungen, Übergießungen und Bädern, dem vielen Spazierengehen und der einfachen Diät wurde von der kleinen Reisegesellschaft begonnen und Philipp fühlte bald die wohlthätige Wirkung auf seinen zu Erkältungen so geneigten Körper. „Ich hatte den dritten Tag" schreibt er, „die wollene Jacke, die Baumwolle aus den Ohren abgelegt, mit Elster, der nicht ohne eine Art Bangen ähnlich daran mußte, in einer Art Scheune gewohnt, bei frisch gescheuertem Boden geschlafen u. s. w. ohne Schaden davon zu empfinden; so wird die Haut gleich gestärkt. . . . . .

Der eine sichere Vortheil ist also eine allgemeine Stärkung, der zweite, daß man seinen Körper behandeln lernt." Lullu schildert sehr ergötzlich den Wechsel der Stimmungen: „wie in einer Stunde man sein Glück preist, diese Hilfe gefunden zu haben, diesen reizenden Aufenthalt u. s. w. und in der nächsten kommt man sich wie verrückt vor, hier in den Sudeten zu sitzen, und sich wie ein Schlachteschweinchen behandeln zu lassen. . . . . Du kannst dir denken, wie komisch und philosophisch Philipp und Elster dabei sind. . ."

Bei Philipp hatte die Wasserkur nachhaltigen Erfolg, die Neigung zu Erkältungen war merklich geschwunden, und damit hatte sich sein ganzes Befinden, und seine Stimmungen wesentlich gebessert. Seine Marie blieb der Wasserbehandlung lebenslang treu, wandte sie selbst auch bei ihren Kindern an. Hatte dieselbe doch, wie sie wohl scherzend sagte, „ihr Familienglück begründet."

Am 20. Oktober war das junge Paar wieder in der eigenen Häuslichkeit, die sie erst so kurz genossen.. Es galt nun, sich einzuleben, die neue Familie in die alte einzugliedern. Philipps Mutter blieb das Haupt und der Mittelpunkt, um die sich Kinder und Freunde sammelten. In dem ganz nahen Hundisburg wohnte der älteste Bruder Hermann mit Frau und Kindern; das etwas entferntere aber doch benachbarte Meyendorf bezogen August und Hannchen. Das sogenannte kleine Hannchen, Philipps damals 15jährige jüngste Schwester war bei der Mutter, die Brüder Wilhelm und Heinrich gingen ab und zu, ebenso die Schwester Lullu, bis sie einige Jahre später nach Italien zog.

Zunächst wurde am 5. November Philipps Geburtstag gefeiert und dazu kamen Mariens Eltern und Brüder, auch mehrere ihrer Jugendfreundinnen. Dann kam das stille, winterliche Leben in Arbeit und Feierstunden, mit fröhlichen Spaziergängen durch Schnee und Schmutz, mit

schönem gemeinsamen Lesen. Marie trieb alle schönen Künste, sie malte, sie sang und spielte, sie komponierte kleine Lieder. Und Philipp hatte mit seiner ausgedehnten Wirthschaft, den Gärten, Forsten und Fabriken zu thun, mit seiner neuen Privat-Buchführung. „Das Geschäft," schreibt er, „übersehe ich nun immer leichter und leite es immer selbständiger; nur die Porzellanfabrik liegt mir noch als eine unorganische Masse da. Besonders beschäftigt mich 1. die systematische und ästhetische Einrichtung des Gutes und 2. die systematische Anstellung nnd ethische Prüfung der Menschen. Wenn man lauter tüchtige Leute hat, besonders verständig, anhänglich uud sich selbst Treibende, so muß es ja eine Lust sein."

Auch gab ihm seine immer wachsende Bibliothek viel zu thun. Er pflegte nämlich, wenn ihn irgend eine Sache ergriff und zum Studium anregte, sich alle darauf bezüglichen Bücher, die er angezeigt fand, zu bestellen, meist aus Auktionen, viele auch vom Buchhändler, darunter manche ausländische, die oft lang ausblieben. „Bis diese Bücher so recht in vollen Zügen ankamen," schreibt er, „hatte ich dann gewöhnlich die Sache schon liegen lassen und war bei etwas anderem."

Merkwürdig vielseitig waren seine Studien — zu vielseitig möchte man sagen, — wenn nicht in dem Beruf, den ihm Gott später angewiesen hat, die Früchte dieser Studien, den Lesern des „Volksblatts für Stadt und Land" zu Gute gekommen wären.

Ein zweites Bändchen Gedichte war 1841 erschienen: Noch fünfzig Gedichte von Philipp Engelhard Nathusius. Der Probesammlung andres Heft.

Es enthält: Deutsche Sagen; Mythen; Lieder und vermischte Gedichte. Es ist gewidmet „dem jungen Deutschland, nicht dem im Namen, sondern dem in der That. Dem unsichtbaren Bunde derer, denen die Zukunft am Herzen liegt;

den Waffengenossen wider den Materialismus der Zeit." Freundliche, wie ungünstige Urtheile bekam er zu lesen. Namentlich wurde vielfach — und nicht mit Unrecht — seine Mißachtung der Form getadelt.

Mit großer Offenheit äußert sich darüber die später als Gattin Gottfried Kinkels so traurig berühmt gewordene Frau Johanna Matthieux, die damals als geschiedene Gattin des Buchhändlers Matthieux in Bonn lebte. Sie schreibt: „Was mich an Ihren Poesien am meisten erfreute, ist der frische, gesunde Geist, die jugendlich brausende Lebensfülle, vor allem die wahre Grazie der Empfindung, die alle Blätter durchweht. Auch erscheinen mir die meisten Ihrer Gesänge durchaus neu, noch nie früher dagewesen .... Darf ich nun auch frei aussprechen, was mir nicht behagte? — Die mehr als erlaubte Vernachlässigung der Form, da doch der Inhalt die schönste Form werth war. Warum verschütten Sie so manche Tropfen dieses edlen Weines über den Rand, statt ihn vom geschliffenen Kristall begränzen zu lassen? Mir dünkt bei ein wenig längerem Übersinnen, Nachfeilen, hätten Sie, unbeschadet der Freiheit des Ausdrucks, demselben eine noch höhere Schönheit verleihen können. Soll denn Platen umsonst seine gewichtigen Mahnungen allen nachfolgenden deutschen Dichtern zugerufen haben? Daß es mir auffiel, beweist Ihnen eben, daß nicht blos strenge Krittler, auch natürlich-musikalisch Empfindende unter Ihren Lesern sich gestört fühlen, wo ein unreiner Endreim, oder ein Fuß zu viel oder dgl. m. in einem Vers vorkommt. Beim Lautlesen und noch mehr beim Versuch, Ihre Lieder zu komponieren, tritt solches unbehaglich hervor" .....

Hier auch ein Wort von Gustav Schwab: „Wie freut es mich, daß Sie mir meine freimütige Anzeige Ihrer Gedichte nicht übel genommen haben, aber immer habe ich gefunden, daß tieferes Talent den Tadel am allerbesten ver-

tragen kann und auch am besten versteht. Ums Himmelswillen, dichten Sie fort und machen Sie keine Epigramme, wenigstens erst gegen das 50. Jahr, wie ich. Es ist alsdann noch immer Zeit genug, sich Feinde zu machen, denn nichts wird weniger in der Welt verziehen, als ein treffendes Bonmot."

Philipp selbst schrieb damals: „Die Erfolge meiner bisherigen Schriften haben mich bescheidener gemacht. Wenn ich zurückdenke, so hatte ich wirklich gar keinen Begriff von den Verhältnissen meiner Fähigkeiten und Aussichten. Ich lerne mich aber immer mehr mit Andern vergleichen, und an den richtigen Punkt einrangieren. Ich sehe auch wohl ein, daß Elster recht hatte, daß es der Ehrgeiz war, der mich zur Herausgabe trieb, und daß er mich noch immer sehr besitzt. Er ist auch gewiß als eine Triebfeder nötig, und man kann nichts bessers dagegen thun, als recht viel zu werden innerlich, so muß er immer mehr von selbst wegfallen. Denn er ist doch nur das Vorgreifen von etwas, das noch nicht wirklich ist und es für die Außenwelt darstellen wollen. Je größer der Mensch innerlich wird, desto bescheidener wird er gewiß werden. — Auch das, was man leicht für Demut hält, nämlich ein plötzliches Bekennen seiner Mängel, und sich selbst ganz verwerfen, ist nur eine Seite des Ehrgeizes. Sowie man sich nämlich in der bisherigen Existenz in der Meinung der andern gefährdet sieht, diese völlig abzuwerfen und sich scheinbar völlig über die eigene Vergangenheit zu erheben. Es ist schwer, wie man sich hierin zu stellen hat; ohne das Bestreben, das höchste zu leisten, sollte man doch eigentlich nichts anfangen, und wie leicht gesellt sich zum Wunsch die Hoffnung. — Nun ich will ruhig in meiner Art fortschaffen, ich finde wohl, wenn auch spät, mein eigentliches Fach."

Er schrieb zunächst Notizen über Gräfenberg, und „die wissenschaftlichen Grundlagen der Wasserkur." Dann ging

er an eine Lebensbeschreibung seines Vaters. Nun folgte ein Heldengedicht „Simson“, und als Störungen dazwischen kamen, ließ er dies liegen und vertiefte sich in das Studium der deutschen Heldensage, kam von da aus in die Heldensagen aller Völker, darauf in die Göttersagen mit dem Plan und Entwurf eine Darstellung der Germanischen Mythologie zu schreiben. Daraus wurde aber nichts, er vertiefte sich in die christliche Sagenwelt, studierte eifrig die apokryphen Evangelien. Auch Herders Schriften über die Evangelien und seine Homilien über das Evangelium Johannis ergriffen ihn lebhaft. Das alles brachte ihn in Berührung und genauere Bekanntschaft mit dem Neuen Testament. „Das war der Anfang meiner Theologie“ bemerkt Philipp dazu.

Seine Marie fand, er müßte sich mehr Ruhe anschaffen . . . „nicht immer schaffen wollen. Wenn du denkst: nur noch das und das, und dann die übrige Zeit für dich, so hast du schon verloren; denn während du das und das thust, fliegt die Zeit schneller hin, als du denkst, und von dem bischen Zeit, die übrig bleibt, hast du nichts, weil die Stimmung vertrieben.“ Wie schon in der Brautzeit, möchte sie ihn die Feiertagsstimmung lehren, er müßte sich „das Gefühl für den Sonntag angewöhnen.“ Sie schreibt das in Briefen an Philipp, die sie ihm zu Weihnachten bescheerte, und worin sie mancherlei aussprach, was ihr auf dem Herzen lag. Es ging durch Beide der Zug zum Idealen und der Wunsch, diesem Ideal in ihrem ganzen Leben Gestalt zu geben.

Daß er Anforderungen an sich selbst machte, die er seiner Eigenthümlichkeit nach nicht erfüllen konnte, das merkte er dann zu seinem Kummer.

Er schreibt darüber: „In dieser ersten Zeit der Ehe gab es auch schwere Stunden, indem viele ideale Anforderungen, die ich an mich selbst stellte, an der menschlichen

Schwäche scheiterten. So weiß ich, wie unzufrieden ich war, bei Tisch und bei Spaziergängen nicht stets geistige und edle Interessen besprechen zu können. Auch das ganz ineinander Leben, das Theilen aller geistigen Interessen machte sich nicht so, wie ich mir's wohl vorgestellt hatte und zwar aus meiner Schuld; ich war es zuerst, der meine Arbeiten Marien nicht immer mittheilen konnte, eben so auch mein inneres Erleben nicht immer, weil ich eben immer viel ideal und phantastisch gewollt, aber nicht wahr und einfach war."

Marie sucht immer wieder ihre idealen Anschauungen ins Leben zu übertragen, sie umspielt gleichsam wie ein rauschender Bach ihren Philipp mit ihrer Lebensfreudigkeit und er fühlt sich mit ihr wohl und heimisch darin. „Was die Menschen von dem unbeständigen Glück sagen", schreibt sie in den erwähnten Briefen, „das ist auch eine thörichte Ansicht und ihre Schuld; ihr inneres Glück stören sie sich selbst .... Wir wollen treulich über unserem inneren Glück wachen, und es uns mit Gottes Hilfe bewahren, unser äußeres kann uns nicht genommen werden, weil wir nicht daran hängen .... Ja, ich bin so glücklich, ich möchte dem lieben Gott alle mögliche Freude machen, er hat mir so viel geschenkt. Meine Liebe zu dir macht mich immer reicher ... der liebe Gott muß sich doch recht freuen, daß wir uns so lieb haben. Die Liebe ist's ja, die uns immer näher zu ihm führen soll — ja, ich fühl' es, ich muß immer besser werden, ich muß ja so sein, wie du mich liebst .... Lieber Philipp, daß du mit mir in dieser Welt lebst, das ist mein Glück. Wenn wir zusammen im schönen Morgenschein spazieren gehen, du springst wie ein Kind vor mir her, dann muß ich lachen vor Freude. Oder wir sind in meinem Stübchen vergnügt, sprechen, singen, lesen — dann bin ich so glücklich und heimisch in mir" ....

Philipp widerum schreibt: „Lieber Gott, laß mich nur Dir und den Menschen wohlgefällig werden und kein

Philister! Mariechen hilft mir redlich dazu, denn ich für mich versauerte leicht. Ich habe einen rechten Schatz an ihr". — Ein anderes Mal schreibt er: „Jedem Mann, der findet, was er suchte, geht es doch noch wie dem ersten Adam. Seine Geliebte steht da wie aus ihm geschaffen. Ich sehe mich in Marie immer im Spiegel, als ob ich selbst verweiblicht wäre und verschönt."

Hier mag auch ein Sonett von Philipp seine Stelle finden, was jedenfalls in den ersten Jahren seiner Ehe entstanden ist, eins seiner zartesten und lieblichsten Gedichte:

An Marie.

Einst — im November war's — erblickte ich
Das Licht der Welt an einem Sonntagmorgen.
Da lag die Seele rein von Fehl und Sorgen
In Gottes Arm. Wie schnell die Zeit verstrich.

Zweimal zwölf Jahre hatten sich geborgen
Im Schooß der Zeit, da, eh' November wich,
Du meiner Seele Licht, erblickt ich dich,
Da brach mir an ein ew'ger Sonntagmorgen.

Von da begann für mich das zweite Leben,
In eine höh're Welt war ich geboren,
Als Kind war ich ihr klein und rein gegeben.

Wie hold das Jahr drum andre Monden kränze,
November ist es, welchen ich erkoren
Und im November fei'r ich meine Lenze.

Zwei Söhnchen, 1842 und 43 geboren, belebten die junge Häuslichkeit, und Philipp theilte getreulich mit seiner Marie die Freuden und Sorgen der Kinderstube. Auch sonst fehlte es nicht an Leben und Bewegung; der Besucher, durch die großen industriellen Unternehmungen des Vaters, wie auch die berühmten Gartenanlagen herbeigelockt, wurden oft gar zu viel. Dazu kamen die beiderseitigen Verwandten, die freilich oft wunderlich zu einander gepaßt haben mögen.

Mariens Familie war in jener Zeit Philipp besonders anziehend. Das einfache, etwas geniale Leben des kalbischen Pfarrhauses war ihm sehr behaglich, und die herzliche Liebe der Geschwister unter einander und zu den Eltern that ihm innig wohl, trotzdem, oder vielleicht weil er ganz anders geartet und erzogen war. Er schreibt im Bezug darauf: „Ein rechter geistiger Umgang ist nur möglich bei einem völligen Vertrauen zu des anderen Liebe, daß man weiß, er sieht alles wohlwollend an, er kritisiert nicht, daß man darin ruhen kann. In dieser bequemen Stellung kann der Geist sich frei bewegen und fühlt sich darum wohl. Die einfache herzliche Liebe ist am Ende immer die Hauptsache. Der Humor gehört durchaus zu einem wahren Familienleben. Er erhält die Seele immer frisch, ohne ihn kann eine Gemeinschaft fortwährend sich nahe stehender nicht bestehen."

Diese Hinneigung zu Mariens einfachem Vaterhaus verband sich mit dem Gegensatz zu einigen seiner eigenen Verwandten. Hermann Nathusius, der älteste Bruder, war bei Gelegenheit der Huldigung im Herbst 1840 in den Adelstand erhoben. Als nun Philipp im nächsten Sommer von der Hochzeitsreise heimkehrte, glaubte er bei Hermann eine Veränderung im Wesen zu bemerken, die ihn reizte und ihn im Gegensatz dazu demokratischer machte. Die Beschäftigung mit der Lebensbeschreibung des Vaters bestärkte ihn noch in diesem Gegensatz gegen aristokratisches Wesen. Auch mit seinem Bruder Wilhelm, der den Winter 1842—43 in Althaldensleben zubrachte, kam er in scharfen politischen Konflikt. — Wie weit ihn die radikale Zeitströmung, verbunden mit dem Gegensatz gegen diese konservativeren Umgebungen trieb, beweist eine im Hause seiner Schwiegereltern gethane Aeußerung: den Kaiser von Rußland zu ermorden, sei eine edle That! Czar Nikolaus wurde von allen Liberalen für den bösen Dämon seines Schwagers, des Königs Friedrich Wilhelm IV. gehalten.

Gehen wir hier etwas zurück. Das Jahr 1840 bildet eine Epoche für die preußische, für die deutsche Geschichte. Es schien, als ob mit dem alten König eine ganze alte Zeit zu Grabe getragen sei, und alle, die bisher im Geheimen auf Neues gesonnen, traten in wunderlich gemischtem Chor ans Licht.

Mit großen Hoffnungen und Erwartungen kam man allerseits dem neuen König entgegen. Die Konservativen sahen in ihm den Mann mit gründlich ausgebildetem historischem Sinn, tief durchdrungen von der Größe seines Herrscherberufs; die „Pietisten" freuten sich seines offenen Bekenntnisses seines lebendigen Glaubens; die Liberalen wußten von seinem Gegensatz gegen den Bureaukratismus der vorigen Regierung. Kaum jemals ist ein König mit solchem Jubel begrüßt worden, wie Friedrich Wilhelm IV. — Leider begannen bald jene traurigen Zeiten des Ringens um eine preußische Verfassung. Zwar wollte der König seine absolute Macht durch ständische Organe beschränken, aber seine ständischen Ideale genügten den Liberalen nicht, sowohl den Besonnenen, welche eine allmähliche Entwicklung der ständischen Verfassung erstrebten, als besonders den Radikalen, die nach französischem Muster eine mitregierende Volksvertretung wollten — Pläne in deren Hintergrund das Ideal der Republik immer deutlicher hervortrat. Und nicht minder begannen auf dem religiösen Gebiet die Geister sich zu scheiden, und die kirchlichen Fragen wurden von Jahr zu Jahr brennender.

Auch für Philipp Nathusius wurde die mit dem Regierungswechsel beginnende politische Entwicklung von großer Bedeutung. Sein Beruf als Besitzer eines großen Rittergutes mit obrigkeitlichen Rechten und Pflichten wurde durch jene Bewegungen auf das nächste berührt und er mußte schon aus diesem Grunde Stellung nehmen. Mit dem gesammten Liberalismus hatte er dem König, seinen ersten Worten und Handlungen zugejauchzt. „Man sagt", schreibt er, „der König sei ein Aristokrat, andere halten ihn für

freisinnig, mir ist's einerlei, was er für Formen aufstellt, wenn er nur Geist und Leben hineinbringt, und das hoffe ich, denn er ist ein geistreicher Mann. Das maschinenmäßige der konstitutionellen Staaten nur um keinen Preis!"

Schon auf der Hochzeitsreise hatte er durch seinen Berliner Freund Otmar von Behr die Flugschrift des Königsberger Juden Jakoby „Vier Fragen", erhalten, worin dieser in scharfer, fast drohender Sprache für das längst mündige, hochgebildete preußische Volk „Öffentlichkeit und wahre Vertretung" fordert. Er las die Schrift im Postwagen nach Kehl, und zwar mit entschiedener Billigung. Aber doch konnte Jakoby unmöglich sein Mann werden.

Besonderen Eindruck machte ihm auf der Rückreise eine Unterhaltung mit Gustav Schwab. Der Besuch galt dem Dichter. Aber das Gespräch kam bald auch auf andere Dinge. Sie sprachen über die preußischen Verfassungsbestrebungen, über die verschiedenen Parteien. Dabei erzählte ihm Schwab von dem französischen Bildhauer David, einem entschiedenen Christen und entschiedenen Republikaner zugleich, der ihn kürzlich besucht hatte. Davids Ausspruch: Das Christenthum ist die Religion der Freiheit machte tiefen Eindruck auf Philipp Nathusius. „Dies", schreibt er später, „war mir aus dem Herzen gesprochen. Der Richtung nach hatte ich mich damals entschiedener zum Christenthum gewandt und ich behauptete: es sei eine ganz verkehrte Verbindung, daß man Glauben und Konservatismus — Unglauben und Liberalismus in Verbindung bringe; geradezu umgekehrt müßte es sein." Im Rückblick schreibt er später: „Diese Ansicht hat sich auch fortwährend bei mir erhalten, damals hatte sie aber etwas schiefes, weil mein Liberalismus noch nicht der rechte war. Daher war mir der Grund jener verkehrten Vereinigung völlig unbegreifbar." Wir wollen hinzusetzen, auch sein Christenthum war noch nicht das rechte, was auch Schwab sehr wohl erkannte. Er schreibt in

späterer Zeit, wo es anders stand, an seinen damaligen Gast: „Als wir in meinem Pfarrgarten in Gomaringen auf und ab wandelten, da that es mir wehe, daß ein so warm religiöses Dichtergemüth in Beziehung auf den Mittelpunkt unseres Glaubens, auf die Person dessen, an dem bei mir alle Gottes-, Menschen-, ja Universumsliebe hängt, so kalt bleiben könne.“

Unter seinen Papieren aus dieser Zeit finden sich Auszüge und Kritiken einer ganzen Reihe von politischen Werken, z. B. die europäische Pentarchie (1839), Lurowsky: Rußland und die Civilisation (1841), gegen dessen Tendenzen Philipp scharf opponirt; er plant ein Buch: über Rußlands Politik in Deutschland und Preußens Verhalten dazu; doch blieb es bei der Anlegung von Sammlungen zu Notizen über russische, slavische, österreichische Verhältnisse.

Schon durch seine zwei Bändchen Gedichte, deren Ertrag er zum Besten der abgesetzten Göttinger Professoren bestimmt hatte, war Philipp Nathusius als dichterischer Vertreter der liberalen Ideen bekannt geworden. Eine Reihe von Korrespondenzen aus jenen Jahren bezeugt, daß man von ihm ein warmes Herz und eine offene Hand für Gemaßregelte und Verfolgte erwartete. Ein solcher Briefwechsel sei hier erwähnt und zwar mit dem Sekretär eines Literarischen Vereins in Leipzig, dem Theaterkassierer Robert Blum — der später durch seine Erschießung in Wien, wo er als Revolutionär mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, so bekannt geworden ist. Blums Brief ist voll Gift und Galle gegen die Regierungen, hier besonders die Altenburgische. Es handelte sich um einen Dr. Demme, dem der Prozeß gemacht wurde und für den Nathusius um eine Geldsumme als Kaution angegangen war. In der That lieferten die Erkundigungen, die er einzog, ein höchst unerquickliches Bild der damaligen Zustände in den kleineren deutschen Staaten.

2*

Mit einem jener politisch Gemaßregelten trat Philipp in nähere Beziehungen. Das war Hoffmann von Fallersleben. Der 2. Band seiner „Unpolitischen Lieder" hatte seine Suspension vom Amt als Professor der deutschen Sprache und Literatur in Breslau zur Folge. Auf der Durchreise zu seinen Verwandten im Hannoverschen hatte er im August 1842 Althaldensleben berührt, sich zunächst die Gärten angesehen und sich dann nach dem Dichter Nathusius erkundigt. Als er ihn traf, hielt ihn Philipp zuerst für einen Vagabunden, der betteln wollte. Hoffmann erzählt in seiner Selbstbiographie: „Ich fand mich schnell zurecht. Auf der Treppe begrüßte ich ihn. Er ist verlegen, ich werde es auch. Erst als ich sage, wer ich bin, wird mir ein freundlicher Empfang. Kaum sitze ich mit ihm auf dem Sopha, so kommt seine Frau und flüstert ihm etwas ins Ohr. Ich werde zu Abend eingeladen. Wir spazieren vorher noch im Park. Auf dem Balkon wird gespeist. Frau Marie Nathusius trägt ihre Compositionen vor; wir singen viel." Tags drauf: „Philipp Nathusius ladet mich zu Mittag ein. Unsre Gespräche werden sehr politisch. Marie ist sehr bewegt. „Nun was meinen Sie denn, was soll der Einzelne thun?" — „Ich denke mir, es muß jeder von seinen Verhältnissen aus zu wirken trachten, jeder für sich erst tüchtig werden." — Merkwürdig, daß immer die Frauen am lebendigsten durchdrungen von der Nothwendigkeit des Fortschritts und eifriger als ihre und andere Männer der Partei der Bewegung angehören, entschiedener sind oder werden." — Merkwürdiger noch ist es, welch verkehrten Sinn Hoffmann in Mariens Worte hineinlegt, der das, was er hier Fortschritt nennt, so zuwider war, daß sie sich seine politischen Lieder verbat; wenigstens in ihrem Zimmer durften sie nicht vorgetragen werden.

Im Dezember wurde Hoffmann ohne Pension abgesetzt, was die lebhafte Theilnahme des Freundes in Althal-

densleben erregte. Er sandte ihm ein Gedicht und lud ihn ein, vorläufig bei ihm ein Asyl anzunehmen. Im Frühjahr 1843 folgte Hoffmann dieser Aufforderung und war vom 21. April bis 27. Mai in Althaldensleben. Er hatte Seiten, die ihn gerade für Philipp Nathusius sehr anziehend machten. Seine tief poetische Natur, die ihm alles, was er anrührte, zum Gedicht werden ließ, sein Sinn für das Leben des Volkes und seine Lieder, seine reichen Kenntnisse auf diesem Gebiet. Dazu kam die formlose Gemüthlichkeit, der Sinn für Humor, das kindliche Gemüth, das in dieser Hünengestalt mit der kräftigen Singstimme wohnte. „Vor allem bewegte ihn aber jetzt die Politik, und seine Gespräche bestärkten Philipp in seiner unzufriedenen Richtung. „Ich kam ziemlich tief" bekennt er später, „in den vulgären Liberalismus und Constitutionalismus hinein." Er dichtete politische Lieder, Satyren auf Censur, Servilismus, den deutschen Bund. Aber bezeichnend dafür, daß noch etwas anderes in ihm war, als in all den andern jungen Revolutionsdichtern, ist, daß er beim Rückblick selbst hinzufügt: „Neben jenen Satyren schrieb ich Gedichtentwürfe, die zum Vertrauen auf unsern König, zu gegenseitiger Liebe u. s. w. aufforderten, und als ich mich schon zum Druck der politischen Lieder entschlossen hatte, stellte ich mir noch die Gewissensfrage, ob dem Christen Satyre überhaupt erlaubt sei?" — So unterblieb die Veröffentlichung.

Hoffmann nahm den lebhaftesten Antheil an seiner politischen Poesie. Mit Marie verband ihn das musikalische Interesse, sie freute sich, wenn er wie ein fahrender Sänger mit mächtiger Stimme seine Lieder vortrug, komponierte ihm auch manche derselben. In seiner Selbstbiographie beschreibt er jenen Aufenthalt: „Ich bewohnte die Fremdenstube, ein großes Zimmer auf ebener Erde mit einer Aussicht auf den Park. Die Morgenstunden war ich immer allein, ich arbeitete oder spazierte im Freien. Philipp sah ich nicht



eher als beim Mittagessen. Er war sehr in Anspruch genommen durch sein Gut und die Oberverwaltung der Porzellanfabrik, woran noch sämmtliche Erben theil hatten. Obschon er sich nichts ansah und von seinem Zimmer aus regierte, so war er doch von allem unterrichtet und hielt alles in bester Ordnung. Gegen Abend pflegten wir mit einander zu spazieren und später nach Tische waren wir immer beisammen. Wir unterhielten uns über ältere und neuere deutsche Literatur, Zeitgeschichte, namhafte Persönlichkeiten, wir musizierten, sangen Volkslieder oder lasen uns etwas vor. Eines Abends theilte er Bürgers Briefe mit an Philippine Engelhardt, geb. Gatterer, seine Großmutter. Eines andern Abends las ich ein Stück aus meinem Leben: „Mein Antheil an der Politik." Marie trug ihre Compositionen vor, auch wohl deutsche Volkslieder, in die wir dann gewöhnlich einstimmten. Wir sprachen auch über allerlei literarische Arbeiten, mit denen wir uns eben beschäftigten.

An unsern Abendgesprächen betheiligte sich auch zuweilen Herr Elster, der frühere Hauslehrer der Nathusiusschen Kinder. Er war jetzt der Freund der Familie und weil er mit allen Verhältnissen vertraut und in allen Beziehungen stets nur auf das Wohl der Familie bedacht war, so stand er in hoher Achtung — ein weiches Gemüt, überall vermittelnd, beschwichtigend. Ich verkehrte gern mit ihm und fand in seinen Ansichten manche Berührungspunkte. Wenn wir allein waren, besonders auf unseren gemeinschaftlichen Spaziergängen, so wußte er sehr hübsch allerlei zu erzählen aus dem Leben des alten Nathusius, der wirklich ein in jeder Beziehung merkwürdiger Mensch gewesen sein muß."

Nathusius begleitete Hoffmann nach Leipzig zur Messe, um das Literaten- und Buchhändlerwesen kennen zu lernen. Dort machte er verschiedene Bekanntschaften: Saphir, Laube, Marggraf, Held, Fröbel, Robert Blum und nahm Theil an einem Festessen zu Ehren Saphirs. Hoff-

mann selbst bemerkt, daß sein Freund von manchem dieser neuen Bekannten nicht sehr erbaut geschienen habe. Immerhin war es interessant, dies Literatenthum einmal von nahem gesehen zu haben.

Von Maries sorgender Hand mit einem kleinen Vorrath von Hemden, Taschentüchern u. dergl. ausgestattet, zog Hoffmann nach Dresden, wo ihn noch im Sommer 1843 das Ehepaar Nathusius aufsuchte. Sie hielten sich einige Tage daselbst auf, und machten durch Hoffmann die Bekanntschaft von Julius Mosen, der im nächsten Jahr auch in Althaldensleben vorsprach. Noch in den Sommer 1843 fällt ein Besuch des Königsberger Humoristen Ludwig Walesrode. Aber der Gegensatz zwischen diesem oberflächlichen Revolutionär und dem idealen Liberalismus Philipps war zu stark, um es zu näherer Freundschaft kommen zu lassen. Er las etwas von seinen, die sozialen und politischen Zustände von ziemlich emanzipiertem Standpunkt behandelnden Späßen in Gegenwart einiger Frauen vor, erntete aber dafür so wenig Lob und war gegen ernste Rede so wenig gewappnet, daß der Hausherr in Wirthespflicht ihn eben noch retten konnte.

Mit Gottfried Kinkel, den Nathusius 1837 in Rom kennen gelernt hatte, wurde der Verkehr durch nicht sehr häufige, aber sehr herzliche Briefe fortgesetzt, die sich indessen nur auf dem literarischen Gebiet hielten und die Politik ganz ruhen ließen. Wir werden dem Verhältniß zwischen beiden später noch mehrfach begegnen.

Ueber seine damalige politische Stellung schreibt Nathusius später: „Es war ein schwankender Zustand, die Regierungen genügten mir sehr wenig; wahre Freisinnigkeit stand mir stets als unverrückbares Ziel vor, aber ich wußte nicht recht, worin sie bestand. Es mag in dieser Zeit gewesen sein — 1843 — daß ich Steins Briefe an Gagern in die Hand bekam und nach dem flüchtigen Durch-



lesen mit dem festen Gefühl weglegte: hier ist das Rechte, hier ist etwas, woran man sich halten kann. Auch die christliche Grundlage gefiel mir, ich wünschte sie mir unklar, obgleich ich sie nichts weniger als hatte."

Damals wurde die soziale Frage — „Pauperismus" genannt — zuerst viel besprochen. Auch über den französischen Sozialismus und Kommunismus waren zu jener Zeit dem gebildeten deutschen Publikum die ersten Mittheilungen gemacht worden. Philipp Nathusius beschäftigte sich lebhaft mit diesen Dingen. Aus dem Jahr 1843 liegen eine Menge Notizen und Entwürfe vor zu einem Aufsatz: „Was ist liberal"? Die sehr bezeichnend sind für seine damalige Stellung, wie auch für seine ganze Art, die Dinge zu beobachten.*) —

Philipps religiöse Entwicklung hatte in jenen Jahren durchaus nicht stillgestanden, wie schon aus seinen Studien, seiner Beschäftigung mit der heiligen Schrift hervorgeht. Und Mariens einfältiger Kindesglaube blieb auch nicht ohne Einfluß; mehr und mehr kam seine pantheistische Anschauungsweise ins Schwanken. Er wollte ein Christ sein, er wollte gern glauben, er wünschte mit voller Überzeugung auf der Seite der Gläubigen zu stehen. Auch der Verkehr mit seinem Schwager, dem Pastor Carl Scheele, beeinflußte ihn nach dieser Richtung. Den nachhaltigsten Einfluß aber gewann ein Mann auf ihn, der längst nicht mehr unter den Lebenden, doch „noch redet, wiewohl er gestorben ist." Das war der alte Wandsbecker Bote Matthias Claudius. Bei Philipps erstem Besuch in Eikendorf, an jenem lieblichen Vorfrühlingstag des Jahres 1840 — und seiner Liebe — hatte er den Wandsbecker Boten zuerst kennen gelernt. Marie hatte damals gesagt: „Claudius ist mein Liebling," und da war es natürlich, daß er auch sein Liebling wurde. Etwas von der Gemüthlichkeit des alten Boten war in dem jungen Haushalt zu spüren, so blieb auch das Bratäpfelfest

*) Siehe Anlage 1.



eine stehende Einrichtung. In seinen Studien war er, wie wir gesehen auch wieder auf Herder gekommen und gelangte durch diesen und Hamann auf die neuere Entwicklungsgeschichte unserer Literatur. Bei dem eingehenden Forschen in dieser fand er in Vossens Briefwechsel die hübschen kleinen Schilderungen aus dem Wandsbecker Leben, die er seiner Marie vorlas. Er forschte nun weiter, um näheres über Claudius und sein Leben zu erfahren und fand zu seinem Erstaunen nichts. „Ja, es stellte sich bei tieferem Eindringen in dieses interessante Dunkel heraus, daß der auch in seiner Bescheidenheit einigermaßen barocke „Bothe" geflissentlich alles, was zu einer öffentlichen Kunde von seiner Persönlichkeit hätte führen können, vermieden, vereitelt und verwischt hatte." Gerade diese Schwierigkeiten reizten Philipp Nathusius, eine Biographie zu unternehmen. Er sammelte zunächst alles, was er an Notizen über seinen Gegenstand in der ihm zugänglichen Literatur fand, dann aber begann er in Verkehr mit der Claudiusschen Verwandtschaft zu treten.

Zunächst schrieb er im Juli 1844 an den Enkel, den Buchhändler Friedrich Andreas Perthes in Gotha und legte ihm seinen Plan vor. Er spricht von dem Wunsch, näheres über das Leben des Wandsbecker Boten zu erfahren und seinem Leidwesen, daß außer Andeutungen und Erzählungen in den Lebensbeschreibungen von Zeitgenossen, nichts über ihn veröffentlicht ist. Es erfolgte zunächst keine Antwort. Erst auf eine erneute Anfrage kam eine solche und zwar mit freudigster Zustimmung. Ein lebhafter Briefwechsel mit Perthes begann.

Nathusius schreibt am 11. September 44:

„Mir ist das lebendige Wesen und Treiben der Männer, die in der Literatur oder sonst in unserm Vaterlande geschafft und gewirkt haben, wie man es in Briefwechseln und biographischen Mitteilungen findet, von jeher so lieb gewesen, die eigent-

lichen sittlichen Grundlagen, woraus doch am Ende jedes Bedeutende entspringt, treten einem da viel lebendiger entgegen, als in bloßen Literaturgeschichten und als in ihren Werken selbst, und ich halte deshalb diesen Theil unserer Literatur für einen der wichtigsten und eingreifendsten in die Getriebe der Zeit. Wie vieles können wir Epigonen von diesen edlen Gestalten der Vergangenheit lernen! Daher scheint mir auch zurückhalten mit dergleichen, was dazu beitragen kann, ein Unrecht möcht ich fast sagen, die Humanität sollte da die Pietät des einzelnen überwinden."

Perthes schreibt ihm: bei seiner ausgedehnten Correspondenz erriethe er meistens den Stand des betreffenden Schreibers, bei Nathusius könnte er es sich nicht denken. Ob er der Verfasser der Gedichte sei? Darauf erwidert er (am 30. September 44): „Ich glaube gern, daß Sie meinen Lebensberuf aus meinen Briefen nicht errathen haben, denn ich bin eigentlich — Nichts und Alles . . . Jetzt lebe ich mit meiner Frau und zwei Kindern hier in Althaldensleben und die Verwaltung des ziemlich großen Gutes mit manchen Nebengewerbszweigen ist es, was wenigstens die Hälfte meiner Zeit in Anspruch nimmt. Die andere Hälfte nenn ich meine Mußestunden und widme sie jetzt der Beschäftigung mit den dem Menschen zunächst liegenden historischen Wissenschaften und den ernsten Fragen der Zeit, die einem jeden ja jetzt so nah rücken."

„Sehr freue ich mich auf die persönliche Zusammenkunft, zu der Sie mir Hoffnung machen. In diesem Herbst oder Winter Sie zu besuchen, habe ich zwar keine Zeit, wenn man erst Frau und Kinder und eigne Geschäfte hat, klebt man am Hause etwas fest. Das nächste würde also wohl sein, daß ich Sie Ostern bewillkommnen dürfte. Ein paar freundliche Gesichter und ein freundlicher Garten das ist freilich Alles, worauf ich Sie einladen kann, außer unserer Angelegenheit."



14. November.

„Wie sehr freue ich mich, daß Sie Ihr Versprechen fest wiederholen, mich möglichst bald heimzusuchen. Auch an mir soll es später nicht fehlen, da zu der Lockung des Thüringer Waldes auch noch die eines freundlichen Hauses hinzukommt. Aber eine Bitte habe ich, daß Sie mich dann nehmen, wie ich bin. Ich fürchte, daß Sie sich aus meinen Briefen ein anderes Bild von mir gemacht haben, als Sie es finden werden. Denn leider leide auch ich an der allgemeinen Krankheit unserer Zeit, daß ich besser zu schreiben weiß als zu reden und zu handeln. Denken Sie daran, wenn wir uns sehen, ob's nicht eintrifft."

„Ich hoffe, ja ich möchte sagen, ich habe eine Ahnung davon, daß diese erste vielleicht die Anknüpfung noch mancher anderen literarischen Berührung zwischen uns werden soll. Ich habe seit Jahren so manchen Plan im Stillen entworfen, manches auch gelegentlich schon auszuführen angefangen. Mannigfaltige Geschäfte und ein Bedürfnis zu noch mehreren Studien hat mich immer noch damit zurückgehalten. Jetzt, wo sich mein Leben äußerlich ruhiger setzt und zugleich das Innere und die umgebenden Erscheinungen der Zeit mich dazu drängen, fühle ich, daß ich zur That übergehen muß. Doch davon ein mehreres ließe sich nur mündlich verhandeln."

29. Dezember.

„Was ich Ihnen in meinem letzten Brief — etwas voreilig und vollwangig, weil ich eben in einem begeisterten Augenblicke dafür war, von literarischen Plänen schrieb, betrifft, einfach gesagt, eine Zeitschrift — Monatschrift —, mit deren Plan ich mich schon lange herumtrage und zu der ich mir, wenn nicht Ihre Theilnahme, doch Ihren gütigen Rath als eines Fachkundigen erbitten werde, wenn wir uns von Angesicht sehen."

Philipp hatte mit Marie und ihrem Bruder Karl den Plan zu einer solchen Zeitschrift gemacht, die sie gemein=

schaftlich schreiben wollten. Dieser flüchtige Gedanke wurde sechs Jahre später eine Realität. —

4. April 1845.

„Ihre freundliche Einladung ist mir sehr im Kopfe herumgegangen; Sie und Ihr Haus kennen zu lernen und die Anmut ihrer Einladung war mir das Lockendste und einmal ein recht gründlicher und naher Verkehr über unser Unternehmen auch. Meine Frau würde mir schon Urlaub ertheilt haben, wenngleich seit den vier Jahren unsrer Verheirathung wir noch selten länger als einen Tag von einander getrennt gewesen sind und wenngleich Sie mich allein von meiner unvortheilhaftesten Seite kennen gelernt haben würden. Denn meine Frau ist eigentlich die Lichtseite meines Lebens, ich selbst bin nur die Schattenseite. . . . . Aber es war mir unmöglich, ich kann vor Ostern nicht von Haus fort, weil ich in diesem Vierteljahr so viel zu thun habe wie noch nie in meinem Leben und hoffentlich auch nie wieder. Außer den kürzlich erst angetretenen eigenen Geschäften liegt mir jetzt auch die ganze Vermögensauseinandersetzung mit meinen Geschwistern auf dem Hals, die ich immer für Alle machen muß."

Die letzten Andeutungen führen uns auf Philipps Geschäftsleben, das ihm sehr viel zu thun gab. Er hatte in diesen Jahren sowohl die Güter als die ausgedehnten Fabrikanlagen für die Brüder mit verwaltet. „Wie ein dunkles Ungewitter, das heranzog und unvermeidlich war," erschien ihm die eigene Uebernahme des Gutes, während er sich doch halb und halb einen selbständigen Beruf wünschte. Im Herbst 1843 hatten die Brüder zuerst wegen der Erbtheilung konferiert. August hatte schon Meyendorf übernommen, Wilhelm, der im Mai 1844 Marie v. Meibom heirathete, nahm Königsborn an, und vom 1. Juli ging das Gut Althaldensleben und der größte Theil der damit zusammenhängenden Geschäfte auf Philipps Rechnung. Er



mußte die ganze Auflösung der alten Verhältnisse, die Abschlüsse der Bücher, die Hin- und Herberechnungen besorgen u. s. w. sich genau unterrichten von allen Verhältnissen des Guts und der Gewerbe, die er übernahm. Die Resultate legte er in einer Denkschrift den Brüdern vor.

„Mit schwerem Herzen", schreibt er, „übernahm ich das Gut, es war mir immer, als ob ichs nicht hätte thun sollen. Ich berieth auch mit Marie ernstlich darüber, wir konnten uns aber doch nicht trennen."

Da der Polizei-Stellvertreter damals kündigte, so fühlte sich Nathusius verpflichtet, das ganze Polizeiwesen genau zu studieren, Hypotheken-, Feuer- und Sterbekassen und Steuersache wurden genau revidirt. Viel Arbeit machte ihm auch die Übersicht des Flächeninhalts des Gutes Althaldensleben, die er aus mancherlei Quellen zusammenstellte, wobei er die ganze Geschichte des Gutes aus alten Karten und Urkunden studierte. Ebenso die Ablösung der Holzberechtigung, um ordentliche Forstpolizei einführen zu können.

„Nun waren", schreibt er, „meine Gedanken großentheils von dem neuen Besitz in Anspruch genommen und Claudius kam darüber langsamer vorwärts. Im Allgemeinen hatte ich mir mit Übernahme des Gutes den Plan gemacht: Vormittags Arbeiten für mich, Nachmittags Geschäfte. Indessen es wurde nicht gehalten, bald griff das eine, bald das andere über.

Die zahlreichen Unternehmungen des Vaters mußten allmählich beschränkt werden. Dessen Idee bei der „Gewerbeanstalt" war gewesen, daß aller Konsum der Geschäfte durch sie selbst produzirt werden sollte. Das eine arbeitete immer dem andern in die Hand. Allein dieser Betrieb der verschiedenen Sachen neben einander war nur in den ersten Anfängen der industriellen Entwicklung möglich. Bei der wachsenden Konkurrenz war die Beschränkung geboten. So hatte Philipp die Liqueurfabrik eingehen lassen. Die Por-



zellanfabrik, an der die andern Brüder mit betheiligt waren, hörte erst später auf. Auch die Magdeburger Tabaksfabrik gehörte bis 1848 den Brüdern gemeinsam. Alles dies erforderte viele Überlegungen, Correspondenzen und Rechtsgeschäfte. Auch um die Einzelheiten bekümmerte sich der gewissenhafte Philipp sehr genau, wenn er auch meist, wie Hoffmann berichtet, von seinem Zimmer aus alles leitete. Aber die Notizen und Fragezettel für seine Beamten zeigen, wie ihm nichts entging.

Es zeugt von großer Arbeitskraft und Fleiß, wie er neben dieser Geschäftslast immer noch seine Studien betreiben konnte. Und daß schließlich aus der Claudius-Biographie nichts wurde, ist bei dieser vielseitigen Thätigkeit wohl begreiflich. Und dennoch den Seeweg nach Indien fand Columbus nicht, aber er entdeckte Amerika, — Gold wurde nicht aus Joh. Friedr. Böttgers alchimistischen Versuchen und Arbeiten, aber er fand dabei die Herstellungsart des kostbaren Porzellans — umsonst hatte er nicht gearbeitet.

Ehe die Biographie weiter vorschritt, mußte die Zustimmung der Claudius-Söhne eingeholt werden. Diese waren nicht sehr bereit dazu. Einer, der Senator Fritz Claudius schreibt nach längerem Zögern an Perthes:

Lübeck, 9. Febr. 45.

„Rücksichtlich der projektirten Lebensbeschreibung von Papa habe ich freilich den Brief des Herrn Nathusius sehr lange unbeantwortet gelassen, weil ich ungern daran ging, ihm zu antworten, was ihm unerwünscht war. Ich habe ihm jetzt geantwortet, aber ablehnend. Eine Charakteristik meines alten Papas hätte ich gern und wünschte sehr, daß ein Bild von seinem Leben und Sein vorhanden wäre. Aber das Bild muß ähnlich und wahr, muß seiner würdig sein. Ein unähnliches Bild ist schlechter als garkeins. Dies trifft hier um so mehr zu, da es wenig Bücher geben möchte, aus welchen ein liebenswürdigeres



Bild des Verfassers hervorschaut, als gerade aus dem Wandsbecker Boten. Dies möchte ich nicht gern durch ein verschobenes unähnliches Bild verwischt und vernichtet haben. Nun frage ich: ist es wahrscheinlich, daß Herr Nathusius ein wahres seiner würdiges Bild entwerfen wird? . . . . .
. . . Herr Nathusius scheint mir noch aus einem wichtigeren Grunde nicht der rechte Mann zu sein, um Papas Bild zu entwerfen. Ich kenne freilich diesen Herrn nicht und könnte mich leicht irren. Er hat mir auch zwei Hefte Gedichte von sich gesandt und nach diesen muß ich ihn beurtheilen, bis ich ihn selber kennen lerne. Diese Gedichte nun sind nicht derart, um eine Geistesverwandtschaft mit unserm Papa annehmen zu können. Nach diesen Gedichten wird er unsern Papa nur als Mensch und Familienvater, als Dichter und Ästhetiker auffassen, aber die tiefere religiöse Seite seines Lebens bei Seite liegen lassen. Und doch ist gerade die religiöse Richtung seines Charakters die Hauptsache, ohne deren Verständniß das Bild unwahr und unähnlich sein muß. Der Hauptberuf seines Lebens war, wie er in der Vorrede zum 7. Theil sagt, mit der Botschaft von einem größeren Herrn umherzugehen und an Thüren und Fenstern anzuklopfen. Wer diese Lebensrichtung nicht zu würdigen weiß, der kann den Charakter Papas nicht in der Tiefe auffassen, wie er aufgefaßt werden muß, wie er war. Ich kann daher nicht glauben, daß Herr Nathusius der rechte Mann ist und dem unrechten Manne können und müssen wir nicht beitreten, vielmehr entgegentreten. Denn was und wie er schreibt, das ist geschrieben und ein mißlungener Guß läßt sich hier nicht wieder umgießen und wieder gut machen. Sieh Dich daher vor, mein lieber Perthes, daß Du Dich nicht weiter mit ihm einläßt, ehe Du näher weißt, wes Geistes Kind er ist. Nach den Gedichten fehlt ihm die Tiefe und der Ernst zu einer solchen Charakteristik. Gewiß möchtest Du kein Theil daran genommen haben, ein flaches und unähnliches Bild

Deines Großvaters in die Welt zu schicken, wodurch die Bedeutung seines Lebens verflacht und das Gold seiner Schriften in Messing umgewandelt werden würde."

Diesen Brief schickte Perthes an Nathusius, und schreibt dabei über die von dem Senator vor allem hervorgehobene Wichtigkeit der religiösen Seite bei Claudius. Er ist darin mit ihm ganz einverstanden, nicht aber mit dem Zweifel an Philipp's Fähigkeit, diese Seite recht zu würdigen. „Hierüber" schreibt er „kann sich jeder nur selbst Rechenschaft geben, deshalb bitte ich Sie: greifen Sie in Ihr Herz und prüfen Sie sich, ob Sie eine religiöse Geistesverwandtschaft zum alten Claudius in sich wissen. Aus unserer ganzen Verbindung meine ich es zu fühlen, aber wie schon gesagt, ich kann es nicht mit Entschiedenheit behaupten." — Er bittet dann noch, sich nicht gegen Fritz Claudius erbittern zu lassen.

Nathusius antwortet am 1. März 45.

„Als der Mittag heut heranrückte, sagte ich zu meiner Frau: heut bringt mir die Botenfrau einen Brief von Perthes mit; und wie bestellt, traf es zu. Ich sehe daraus, daß schon eine Art Sympathie zwischen uns herrscht. . ."

„Glauben Sie nicht, daß sich bittere Gesinnungen gegen Ihren Oheim bei mir geregt hätten, völlig aufrichtig gesprochen. Daß mich die Sache erregt hatte, daß sie mir in meinen lebhaften Bestrebungen gerade nicht angenehm war, können Sie sich leicht vorstellen. Aber ich schrieb Ihnen schon (nach dem Empfang von des Senators Brief an ihn selbst), daß ich es ihm persönlich nicht verdenken könne, das war meine Empfindung dabei, nur von Leidwesen begleitet. Was ich durch den Scherz ausdrückte, er schiene mich für einen modernen Schwindelgeist zu halten — das sehe ich durch Ihren Brief bestätigt. Es sind also hauptsächlich meine Gedichte, die sich ihn nicht viel Gutes von mir versehen lassen."

„Ich sehe es als einen Beweis Ihrer Freundschaft an, daß Sie mich so ohne Umstände nach meinem Glaubensbekenntniß fragen und ich will Ihnen ebenso offen antworten. Ob ich eine religiöse Geistesverwandtschaft zum alten Claudius in mir weiß? — lautet ihre Frage. Ein bloßes Ja würde mir eine Unbescheidenheit scheinen, denn auf seinem religiösen Geist beruhte seine ganze Kraft und hätte ich den, so müßte ich sein, was er, und davon bin ich weit entfernt. Jener kindliche kraftvolle Glaube, von dem im Buche der Wahrheit geschrieben steht, daß er Berge versetzen kann, ist — und hierin bin ich echt augustinisch-lutherisch — eine Gottesgabe, die nicht jedem Menschen in gleichem Maße zu theil wird. Es ist ferner ein Erbtheil, das von Vater auf Kind und Kindeskinder übergeht und in welchem wohl durch nichts die ersten kindlichen Eindrücke zu ersetzen sind. Ich bin anders erzogen. — Mein Vater war im Kopf Rationalist oder eigentlich — ein Rationalist kann ein denkender und selbständiger Mensch wohl nicht sein — entschiedener reiner Deist. In jenem Sinne ließ er auch seine Kinder erziehen; vor meinem 15. Jahr habe ich weder Religionsunterricht empfangen, noch eine Bibel zu lesen bekommen, noch eine Kirche besucht. Damals zuerst las ich den Johannes in der Ursprache und wurde tief davon ergriffen. Ich habe seitdem die Bibel vielfach studiert, habe mich selbst in allerlei Zweigen der Theologie umgesehen, bin sowohl durch diese Studien als durch die Anschauung des Lebens und eigenes inneres Bedürfniß allmählich immer weiter geführt. Ich bekenne mich jetzt mit vollem Herzen zum Christenthum — zum kirchlichen Christenthum — zum mystischen sogar, wenn Sie wollen — denn ohne Mystik keine Religion — aber keineswegs zum orthodoxen. Am vollständigsten habe ich das, wozu ich mich bekenne, ausgesprochen gefunden, in Schleiermachers Schriften, seinen Reden über die Religion, seiner Glaubenslehre, seinen Predigten, seiner Kirchengeschichte

seiner christlichen Sittenlehre. Am innigsten zuwider ist mir jener Rationalismus, der nur aus Geistes- und Gemüts-schwäche zugleich sich erzeugen kann und uns, wenn er herrschend würde, dahin bringen würde, wo seit 1000 Jahren die Chinesen stehen. Ebenso wenig befreundet bin ich der Philosophie, besonders der neusten, obgleich ich sie für weniger schädlich halte, weil folgerichtiges Denken immer zuletzt zum Glauben zurückführen muß, während der Rationalismus eben in Gedanken- und Gefühlslosigkeit sein Heil sucht. Am allerschädlichsten aber, wenigstens für den Augenblick, erscheint mir jene künstliche Verstandesorthodoxie — denn Herzenssache ist es, soweit ich aus eigener Bekanntschaft reden kann, verhältnißmäßig nur bei der kleineren Zahl — die in ihrer abstrusen Abgeschlossenheit und ihrem gesuchten Absonderungs- und Bekenntnißeifer darauf auszugehen scheint, was noch von Religiosität im Volke ist, zu töten."

„Soll ich also, obgleich Sie sich aus diesem Allen selbst leicht eine Antwort werden nehmen können, noch einmal direkt auf Ihre Frage antworten, so muß ich sagen: Verwandt? ja ich hoffe — Gleich? Nein. In diesem Mangel an Gleichheit im religiösen Standpunkt würde ich meinerseits doch am allerwenigsten einen Mangel an Beruf zu seinem Lebensbeschreiber erkennen. Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß jenen kindlichen und kräftigen Glauben, auf welchem Claudius' Wesen ruht, einer der ihm selbst darin völlig gleichstünde, wenigstens in der Darstellung für Andere kaum zu würdigen wüßte."

„Soll ich nun auf der andern Seite auch etwas für meine Qualifikation anführen, so wäre es, daß, soweit ich mich selbst beurtheilen kann, meine Denkweise eine vorherrschend historische ist; Geschichte ist meine einzige Philosophie. Dieser vorherrschende Trieb macht, daß ich mich auch im Historischen aller Fächer und namentlich in der Literaturgeschichte viel umgesehen habe und aus dem allen

glaube ich ein gewisses Vermögen mich auch in fremde Zustände zu versetzen zu haben, was man Objektivität nennt. Die beiden Klippen, die es bei einer Lebensbeschreibung zu vermeiden gilt, hier ein bloßes Lobhudeln, worunter die eigene Charakteristik völlig leidet, dort ein kritisches Secieren ohne Scheu davor, daß man es mit dem wunderbarsten und zart organisiertesten auf Gottes Welt zu thun hat, mit einem lebendigen Menschenleben. Möglichst wenig Urtheil, möglichst einfache geschichtliche Haltung nur mit der Wärme, die die Liebe zum Dargestellten giebt. Das ist mein Ideal einer Lebensbeschreibung. Nach alle diesem, was ich Ihnen gleichsam als Akta zum Spruch vorgelegt habe — wobei indessen nach heutigen Ansprüchen der Rechtswissenschaft noch die Hauptsache fehlt, nämlich die eigene Anschauung des Delinquenten, zu der ich hiermit also nochmals freundlichst eingeladen haben will — wiederhole ich meine Erklärung, mit der es mir nicht Spaß sondern Ernst, daß, sobald ich das Werk in anderen besseren Händen sehen kann, ich es gern übergeben will, so lieb es mir auch durch längeren Umgang immer mehr geworden ist und so schwer mir also der Abschied werden würde. — Einstweilen fahre ich aber als Vicarius darin fort."

Perthes erwidert am 27. März: „Ihr lieber herrlicher Brief vom 1. März hat mich in einer Art erschreckt; es wäre von mir im höchsten Grade indiskret gewesen, wenn das von mir gesagte, worauf Sie so schön schreiben, in dem Sinn und der Absicht gemeint wäre, wie Sie es genommen. Es lag durchaus nicht in meiner Absicht, Sie zu einer Eröffnung zu veranlassen, wie Sie sie mir gegeben; wenn ich nicht irre, bat ich Sie, sich selbst eine Rechenschaft über Ihre Geistesverwandtschaft zu meinem alten Großpapa zu geben. . . . . Dennoch, mein lieber Freund, sage ich Ihnen den herzlichsten, innigsten Dank für das, was Sie mir geschrieben. Sie haben mir ganz zum Herzen gesprochen,

ich möchte alle Wahrheiten, die Sie aufstellen, ohne Widerrede unterschreiben." —

Interessant ist folgende Briefstelle an Perthes: „Ein kleines Katarrhalfieber hat mich seit 8 Tagen vom Schreiben abgehalten. Währenddem habe ich mir die Zeit mit einem Ihrer neusten Verlagswerke vertrieben; Hildebrands Nationalliteratur; doch muß ich gleich gestehn, es hat mich nicht sonderlich erbaut. Immer ists ein löbliches Unternehmen, jede neue Literaturgeschichte die auf die wirklichen Quellen zurückgeht, ist ein Schritt vorwärts. Auch fehlt es nicht an eigentümlichen und zum Theil trefflichen Anschauungen, aber ein beherrschender, oder vielmehr von der echten Wahrheit beherrschter Geist erscheint mir der Verfasser nicht. Er tritt in der ganzen Manier doch zu sehr Gervinus nach, hat für meinen Geschmack eine zu große Anbetung für Verstand und Aufklärung und vor allen Dingen zuviel Viellosophie. Die lebendige Geschichte läßt sich nun einmal nicht ohne großen Zwang in die spanischen Stiefel eines Systems bringen. Was mich aber vielleicht am meisten mit Vorurtheil dagegen erfüllt, ist der unendliche Schwall ausländischer und abstrakter Wörter: „ichlich", „instinktiv", „prototyp", „principiell", „substantielle Vernunftswahrheit", „ursprüngliche Freiheitsberechtigung desSubjekts als solches", „traditionelle Convenienzen" und so geht es fort bis in die Pechhütte. Dies macht mich vielleicht, wie ich sage, ungerecht gegen den Gehalt des Buches, denn es ist nun einmal meine „Antipathie." Außerdem habe ich aber auch schon gesagt, daß es mich sehr interessiert hat und ich bin überzeugt, daß es ein großes Publikum findet, dem es auch besser gefällt. Sie können mir meine Bekenntnisse nicht übel nehmen, weil Sie es nur verlegt und nicht geschrieben haben, und dies letztere freut mich. — Über unsern Claudium habe ich noch nichts darin gefunden. Ich sollte nach allem meinen, er könne ihm nicht

besonders grün sein, es sei denn aus Respekt vor seinem Herrn Verleger."

Eine rastlose Sammelthätigkeit entwickelte sich. Nathusius fand der Spuren immer mehr, er setzte sich mit den verschiedensten Menschen in Verbindung; das gedruckte und geschriebene Material häufte sich, das Bild des äußeren Lebens und der inneren Entwicklung des ihm so lieben Wandsbecker Boten stieg nun immer deutlicher vor seinem geistigen Auge auf und gewann Gestalt in allerlei Entwürfen und Aufsätzen. Einiges davon sei hier mitgetheilt, da es so wesentlich zu Philipps eigener geistiger Entwicklung gehört.*)

Sehr merkwürdig ist die folgende Äußerung:

„Daß Claudius weder in Wissenschaft noch in Kunst etwas Positives geleistet, kam mir anfangs sonderbar vor, that mir leid, ja, ich war geneigt, es auf ein gewisses Phlegma zu schieben, bei seinen herrlichen poetischen Anlagen. Ich sehe indessen jetzt besser ein, wie es mit seinem innersten Wesen zusammenhängt, baar und bloß in Knechtsgestalt, ohne Wissenschaft und ohne Kunst, wie er als Mensch dastehen wollte in frommem Sinn. Ebenso stellt er sich auch als Schriftsteller dar. Alles kommt ihm auf den inneren Menschen an, überall geradezu geht er auf diesen los. Das Medium der Wissenschaft und Kunst taugte ihm, genügte ihm nicht dazu, weil es den Menschen nicht unmittelbar erfaßt, sondern ihm nur die Anregung giebt und noch die Wahl läßt. Er war bald über Wissenschaft und Kunst hinaus — gar nichts Äußeres mehr — vom inneren Menschen zum inneren Menschen. Das war sein ganzer Weg, und daß er das nicht auf eine moralisirende und didaktische Art that, bezeichnet grade seine Eigenthümlichkeit. Er hatte die poetische Kraft des unmittelbaren Ausdrucks der Darstellung, aber er konnte sie in seinem Sinne nicht vereinzeln. Er mußte

*) Weitere Mittheilungen s. Anlage 2.

überall den ganzen Menschen geben. Und namentlich zu einer Zeit, wo um die höchsten Interessen der Menschheit Schlag um Schlag gekämpft wurde, konnte er nicht sich hinsetzen und ruhig Poesie schreiben."

„Es ist in ihm eine merkwürdige Mischung von Unmittelbarkeit und Selbstbewußtsein. Man sieht daraus, wie es einer poetischen Natur nicht schadet, sich auch ethisch streng zu entwickeln."

Dies klingt beinah wie eine Selbstschilderung Philipps und man versteht wohl, eine wie tiefe Sympathie mit dem alten Matthias Claudius er hegte und wie der Einblick in dies Leben ihn innerlich fördern und weiterbringen mußte. „Dies neue Unternehmen", schreibt Nathusius im Rückblick auf diese Zeit, „worüber alle älteren in Vergessenheit gerathen sind, führte mich aus den abstraktwissenschaftlichen Studien wieder in das lebendige Leben zurück, und zunächst ins unermeßliche Feld der deutschen Literaturgeschichte, sammt Kirchengeschichte, Kulturgeschichte, ja auch theilweise politischer Geschichte, und oft sogar auf Jahrhunderte rückwärts. — Es hat mich mit den Heroen unserer Literatur, vor allem mit Lessing und Hamann innig befreundet, mich veranlaßt, in den Lesestunden mit Marie alle alten Schätze unserer Literatur des vorigen und dieses Jahrhunderts aufzuschließen und ist mir auch für mein inneres Leben von unschätzbarer Wichtigkeit gewesen, denn mit einer so durchgebildeten Eigenthümlichkeit wie die des alten Wandsbecker Boten darf man sich nicht ungestraft anhaltend beschäftigen. In meinen religiösen Anschauungen hat es wesentlich beigetragen mich zu festigen und auch auf meine politischen hat es allmählich Einfluß geübt." —

Die Vorarbeiten zu Claudius waren soweit gediehen, daß Nathusius eine Ankündigung seines Unternehmens verfaßte, die denn im April in verschiedenen Blättern gedruckt

erschien.*) Perthes urtheilt darüber: „Ihr Aufsatz, den Sie zum Druck bestimmt haben, ist ganz vortrefflich. . . . . . Je häufiger ich ihn lese, desto innigere Freude habe ich daran. Sie haben den ganzen inneren Claudius mit einer so ausgezeichneten Schärfe, Liebe, Wahrheit aufgefaßt und dargestellt, daß ich wahrhaft begeistert und innerlich davon ergriffen bin; haben Sie meinen schwachen Dank dafür! Wenn aus der Lebenscharakteristik selbst nichts würde, so müßte dieser Aufsatz wenigstens gedruckt und verbreitet werden, er wird schon nicht ohne Segen bleiben."

Im April ging der Aufsatz in mehreren hundert Exemplaren an die Zeitungen ab. Er erregte sehr viel Aufmerksamkeit und schon durch sein bloßes Erscheinen wurde das Interesse für Claudius sehr geweckt.

Von der Ostermesse in Leipzig aus besuchte Perthes den bis dahin unbekannten Freund in Althaldensleben. Im Mai aber machte sich dieser mit seiner Frau auf, um die Heimath des Wandsbecker Boten und die noch lebenden Verwandten kennen zu lernen. Der originelle Onkel Hillebrand aus Magdeburg schloß sich ihnen an, aber mit dem Abkommen, sich zu trennen und wieder zusammen zu finden, wie es beiderseittig paßte, denn freilich verfolgte er ganz andere Interessen. So ging es mit dem Dampfschiff nach Hamburg, was damals eben aus der Asche in moderner Pracht wieder erstand. Philipp berichtet über die Reise an Perthes:

d. 24. Mai 45.

„Vorgestern Abend bin ich von Hamburg und Holstein zurückgekehrt und muß Ihnen doch gleich Bericht darüber abstatten. Sonnabend d. 10. kam ich mittags in Hamburg an und ging den Nachmittag gleich zu Mauke und Runge. Mauke war äußerst freundlich, und ich bedaure, daß ich den

*) s. Anlage Nr. 3.

liebenswürdigen Mann bei der Kürze der Zeit so wenig habe sehen können. Runge auch ein trefflicher Mann, durchs Alter wohl bloß ganz ein wenig wunderlich, die Frau köstlich, ich habe sie vor der Rückreise noch einmal mit meiner Frau besucht und mich sehr an den Leuten erfreut. Was er zu meinem Zweck wußte hat er schon in dem Brief ziemlich erschöpft, indessen war's mir doch auch in dieser Hinsicht interessant, ihn noch selbst gesprochen zu haben. Noch interessanter in dieser Beziehung war mir der alte Speckter, den ich aufsuchte, aber bei ihm in noch höherem Maße das fand, was ich oben nicht anders zu nennen wußte als wunderlich — aber höchst ergötzlich, wenn man sich nicht dran stößt."

„Der erste Pfingsttag war dann Ferien für mein Geschäft, wir wandten ihn für die schöne Umgebung Hamburgs an. Den 2. Pfingsttagmorgen eine Wallfahrt nach Wandsbeck und den Nachmittag zu Ihrem trefflichen Bruder nach Moorburg, bei dem wir fast einen ganzen Tag waren. Es ward uns so wohl in diesem Hause, wie in wenigen, mit der liebenswürdigen Frau und den Kindern. Schöne Stunden hatte ich im Gespräch mit Ihrem Bruder. Den Abend wanderten wir den Moor durch auf seine Berge. — Dienstag Nachmittag nach Lübeck, wo wir den ganzen Mittwoch blieben. Mein Freund Emanuel Geibel führte uns zu Trinette [Claudius], die ihn wie ihren Sohn betrachtet. Sie ist mir die liebste von allen Claudiuskindern geworden, die personificirte Gutherzigkeit, Originalität, Lebendigkeit und dieser wahre Geist, so wenig er sich auch hervordrängt. Sie bewirthete mich gleich mit einer Havannahcigarre, ist den folgenden Tag mit uns nach Seegeberg gefahren und es fehlte nicht viel, so hätten wir sie mit uns hierher gebracht."

„Beim Senator war ich nur eine Stunde, meine Frau aber auch zur Abendgesellschaft, wo ich mit Geibel mich schon anderweitig engagiert hatte. Er ist, wenn ich so sagen darf,

von der ganzen Familie, soweit ich sie jetzt kenne, der am meisten aus der Art geschlagene, d. h. in Jurisprudenz und Geschäftsleben etwas versteckt, doch aber sieht die Biederkeit durch. Wegen unserer Sache fand ich ihn ganz so, wie Ihr Bruder mir vorausgesagt hatte: „Eine direkte Beistimmung dürfen Sie von den Söhnen nicht erwarten, aber im Grunde sehen sie es doch gern." Ähnlich erzählte mir Otto Speckter, er hätte Claudius Bild so gern lithographiren wollen, Franz Claudius habe gesagt, er solle es ihm stehlen. So fand ichs, was wenigstens den Senator betraf, in der That ganz. Bei der ersten Anrede erwiderte er, er könne nicht dafür sein und beim Abschied, als ich ihm mein Bedauern darüber ausdrückte, er wolle auch nicht sagen, daß er dagegen sei."

„Den Donnerstag also mit Trinette und Geibel nach Seegeberg [wo Franz Claudius Pastor war], wo wir den ganzen Nachmittag blieben und unter den drei Claudiuskindern einmal einen lebendigen Familien-Eindruck bekamen. Franz ist offenbar dem Vater der ähnlichste, im Gesicht und ich möchte glauben, auch im Wesen, des Vaters Genie abgezogen, aber das stille tiefe Gemüt und die drollige Laune hat er ganz. Auf meine Sache ging er wenig ein und meinte, es sei wenig darüber zu sagen. Desto mehr haben wir von anderen Dingen, namentlich religiösen und kirchlichen Zuständen gesprochen, musicirt und den Abend in der angenehmsten Familiengeselligkeit hingebracht. Nachher hat es mir um so mehr leid gethan, daß wir darüber mein Thema nur gelegentlich berührt haben, als ich wiederholt hörte, Auguste [die Schwester, die bei Franz lebte] ist es, die alles weiß. Und in der That sind die wenigen Notizen, die ich so von ihr erhielt, die genausten von allen."

„Freitag also nun weiter über Eutin und die schönen Seeen nach dem Städtchen Lütjenburg, nah' der Nordküste von Holstein. Am andern Morgen ging ich allein auf ein

Stündchen hinüber nach Bleekendorf zu Ernst Claudius, der aus seinem Fenster das Meer schimmern sieht und in seiner derben gesprächigen Art und seinem glücklichen Familienkreise einen rechten Kontrast zu Franz bildet. Doch ist auch er wieder ein nur etwas anders gebrochener Strahl vom Alten. Er war der einzige der Söhne, der so, wie es beide Töchter gethan, mit lebhaftem Interesse auf mein Vorhaben einging, nachdem er sich davon überzeugt hatte, in welcher Art ich damit umginge."

„Am selbigen Tage fuhr ich mit meiner Frau noch durch die schönsten Gegenden nach Kiel. Den Sonntag Nachmittag zurück mit der Eisenbahn. Die zwei Tage, die wir nun noch in Hamburg blieben, wandte ich zu Arbeiten auf der Stadtbibliothek an, wo ich das Gewünschte aus Zeitungen und dem Genius der Zeit glücklich fand. Sie sehen, daß ich meine Zeit redlich angewandt habe und ich bin im ganzen mit den angenehmsten Eindrücken und zufrieden an Beute heimgekehrt."

Marie brachte von Anfang an der Claudiusarbeit ihre lebhafteste Theilnahme entgegen. Ihr theilte Philipp so manches aus den darauf bezüglichen Studien mit, mit ihr suchte er die Spuren des Boten auf dort, wo er gelebt, und zusammen lernten sie seine Kinder und Verwandten kennen. Trinette Claudius schreibt an ihren Neffen Perthes: „Sollte vielleicht der Nathusius und seine liebliche Frau einmal nach Gotha kommen, so müßt ihr sie tüchtig grüßen von mir; ich habe die zwei Menschen so innig lieb."

Es war ein reiches schönes Leben, dies Zusammenleben von Philipp und Marie. Fast nie getrennt, freute er sich jeden Tag wieder an ihr und sie sah bewundernd zu ihm auf. Sie wußte ihm das Haus zu einem so lieblichen, harmonischen zu gestalten und er ließ in vollem liebenden

Vertrauen ihrer Eigenthümlichkeit den freisten Spielraum sich zu entfalten. In jenen 40er Jahren fing sie an schriftstellerisch thätig zu sein. Sie schrieb Lustspiele, Romane, Novellen, ihm zu großer Freude, wenngleich er dran kritisirte und sie zu Änderungen veranlaßte. Sein Beifall war ihre größte Lust, und nächstdem, ihre Sachen im Kreise Nahestehender vorzulesen. Bei den verschiedenen Familienfesten wurde auch eins oder das andere ihrer Lustspiele aufgeführt. Marie war erfinderisch in solchen Festen und Philipp ging gern auf ihre Veranstaltungen ein.

Bei seinem Tagewerk war Marie die treu theilnehmende Gehülfin. Sie übernahm den Küchengarten, sie führte die Milchwirthschaft, nachdem er das Gut selbst angetreten hatte. Sie sorgte für Haus und Hof und Dorf. Was Philipp plante, dazu bot sie die Hand. In dem großen Fabrikdorf gab es viel zu thun, um dem Elend, der Noth und Sünde zu steuern. Zunächst rief Marie schon 1844 eine Kinderbewahranstalt ins Leben und bald darauf einen Frauenverein für die Ortsarmenpflege.

Sehr traurig sah es in kirchlicher Beziehung in Althaldensleben aus. Marie ließ nicht von der lieben Gewohnheit des Kirchengehens, aber in den Predigten herrschte der völlige Geistestod. Philipp begleitete sie wohl hin und wieder, aber doch selten. In den ersten Jahren hörten sie mitunter einen jungen begabten Kaplan in der katholischen Kirche predigen, als sich aber das Gerücht verbreitete, sie wollten katholisch werden, thaten sie dies seltener.

Die meiste geistliche Anregung kam dem jungen Paar durch Carl Scheele, Mariens Bruder, der seit 1842 Pastor in Schönebeck, in nahem Verkehr mit ihnen stand. Er war wesentlich durch Schleiermacher beeinflußt, und Anklänge an dessen Auffassung des Christenthums, als Vergeistigung des Naturlebens, finden sich in seinen Briefen durch die ganzen vierziger Jahre. Von den

zwei theologischen Schulen, die von Schleiermacher abstammten, gehörte Scheele der positiv gläubigen an, die freilich in der Idee der Offenbarung, des Wunders, der Gottheit Christi weit über ihn hinausging. Der Standpunkt der einzelnen Theologen dieser Schule war kein ganz gleichmäßig ausgeprägter, aber alle standen auf dem Boden der geschichtlichen Thatsachen des Glaubens — Menschwerdung, Auferstehung Christi u. s. w. Hierher gehören Neander, Julius Müller, auch Tholuck. Gerade durch ihn hatte Carl Scheele die positiven Grundlagen für seine Theologie bekommen. Das, was diese gläubige Vermittlungstheologie von der äußersten orthodoxen Richtung unterschied, war wesentlich ihr Subjektivismus, ihr Mangel in Betonung des Begriffs der Kirche und der Bedeutung der reinen Lehre für dieselbe. Der Gegensatz kam zur Sprache auf den Gnadauer Pastoralkonferenzen, auf denen sich jährlich 2mal die gläubigen Geistlichen besonders der Provinz Sachsen vereinigten, und wo die Geister oft scharf aufeinander platzten. Die praktische Streitfrage bildete mehr und mehr die Stellung zur Union. Einzelne Geistliche vertraten die spezifisch lutherische Theologie mit einer gewissen Schroffheit. Zu ihnen gehörte besonders der Althaldensleben benachbarte Pastor Pistorius, ein hochbegabter, ernster Zeuge Christi, der aber die reine Lehre, den Kirchenbegriff in einer Weise und in Punkten betonte, welche durch die thatsächlichen Verhältnisse nicht gerade veranlaßt waren. Wenigstens hatte Philipp Nathusius diesen Eindruck von ihm. Dennoch bildete sich ein freundschaftlicher Verkehr mit dem Pfarrhause. Besonders gewann Marie die herzliche, einfältige, anspruchslose Frau sehr lieb. In der Folge trat Pistorius aus der Landeskirche und schloß sich den Breslauer Lutheranern an.

Bei den Gnadauern kam ein berechtigter Confessionalismus immer mehr zum Durchbruch, in der Erkenntniß

der Nothwendigkeit klarer kirchlicher Ordnungen und der Betonung der objektiven Fundamente des Gemeindelebens, neben dem mehr subjektiven Gefühls- und Glaubensleben. Auch für Carl Scheele hatten die Ereignisse den Einfluß, daß sie ihn immer mehr zu einer objektiveren Auffassung hintrieben. In der Zeit aber, bei der wir stehen, gehörte er noch ganz jener Richtung an, und hatte somit auch mehr Fühlung mit seinem Schwager Philipp und dadurch den entschieden fördernden Einfluß auf ihn. Es war ein sehr inniger Verkehr zwischen ihnen.

„Wenn ich ganz ehrlich sein will", schreibt Carl, „so hätte ich wohl täglich über dieses und jenes Leben oder über das Leben, was man sehen muß, um's zu glauben, und das man glauben muß, um's zu sehen — einiges mit Dir zu reden. . ." Dann schreibt er November 1843 von seinem „Verlangen, mit Dir Gedanken zu tauschen über Gott und unsere Liebe zu ihm — sowie über deren bisherige geschichtliche Entwicklung in der Menschheit." In derselben Zeit sagte er nach einem Besuch in Althaldensleben: „Immer nach dem Leben in Eurer Gemeinschaft brennt das Verlangen nach derartigem Umgang heller in mir; bei Euch ist der Ort, wo mir bisher Schelling's Idealitätsphilosophie am verständlichsten gewesen ist: A=A — Natur=Geist, so daß man in jedem von Beiden das andere auch hat. Diese Einheit ist ja das Ziel aller rechtschaffenen Sehnsucht, alles Heimwehs." — Dann wieder dankt er für einen Brief von Philipp, „der allerdings ein von Blüten und Früchten vollhängender Zweig ist, unter denen sich auch einige starkduftige und hartschalige finden, den Geist schärfend und übend zum Nachdenken auf lange Zeit."

Auf Philipps Wunsch schickt er die ersten Hefte der Vorlesungen über die Genesis des Rationalisten Gesenius, dessen Amanuensis er in Halle gewesen, und bemerkt dazu: „Zwar kannst

Du die Hefte unmöglich entziffern, wenigstens wo der Commentar anfängt. . . . Jedoch wollte ich Dir nicht den Argwohn lassen, als entzöge ich Dir mit Überlegung diese Ketzereien unseres Jahrhunderts. Du bist ein Mann, den die Engel des Herrn schon begleiten auf seinen Wegen, daß er nicht etwa seinen Fuß an einen Stein stoße." Manches Buch theilte er Philipp mit zur Belehrung und Erbauung, Philosophie und Theologie, Gotthold's zufällige Andachten, die Hallischen Jahrbücher, Predigten von Tholuck in dem 1843 neu gegründeten Volksblatt für Stadt und Land.

Philipps Briefe an Carl sind zum größten Theil nicht mehr vorhanden. Hier stehe einer vom Januar 1845. „Der Estomihi-Montag soll also das nomen et omen werden, das Dich uns endlich schenken wird, um vor uns das Staarmesser zu zeigen, das dem Evangelium jenes Sonntags gemäß in der Hand eines echten Jüngers Christi den Blinden die Augen öffnen soll. 67 Estomihi-Sonntage vor diesem schrieb Lessing eine Predigt, die „Herr Hauptpastor Götze zu St. Katharinen in Hamburg nicht gehalten" — fällt mir dabei ein. So rollen die Zeiten dahin und im Auge des Weltlenkers sind jener Lessing'sche und dieser unsere vielleicht nur Sekunden ein und desselben Tages. Solche großartigen Weltanschauungen dürfen uns aber nicht entmuthigen zu schaffen, ein jeder an seinem Platz, solange es eben Tag ist, und fröhlich zu sein, auch solange es Tag ist. Du richtest Dich doch also auf einige unserer Erdentage ein? Und bringst Kämpfe mit, dieses auch nomen et omen? Ich kann mich heut aus einem vertrackten Hamann'schen Stil gar nicht herauswickeln, obgleich ich doch seit einem Vierteljahr nicht in ihm gelesen habe, und ich fürchte, daß du dies sibyllinische Blatt gar nicht verstehen wirst, oder daß es mir geht wie dem Träumer, der wunder was zu empfinden, zu denken und zu thun glaubt, von dem ihm nur die Empfindungs- und Denkform ohne Inhalt durch die Nerven-

und Gehirnfäserchen rieselt. Also in gutem Deutsch, wenn Du's bis dahin nicht absagst, so soll Montag den 2. Februar abends 6 Uhr ein Wagen an der Poststraße in Wedringen Deiner harren. Laß dann nicht Deine Sachen einschließen, denn der Postillion führt so wenig den Schlüssel zum Postkasten bei sich, als den Schlüssel zur Erkenntniß. Wüßte ich, daß Ihr selbzweien, d. h. der Kämpfe und der Friedensbote zusammen kämet, so könnte Euch auch ein Wagen in Magdeburg abholen. Zur homöopathischen (dissimilia dissimilibus) Herzstärkung in den Nöthen des Lebens schickt Mariechen Dir einen Hasen mit. — Ich selbst habe nicht viel gescheutes angefangen seit wir uns sahen, stecke in practica und multiplex bis an die Ohren, daher mirs ganz recht ist, daß Du nicht eher gekommen, als bis ich mir die Ohren wieder frei gearbeitet zu haben hoffe, um zu hören. — Jetzt lese ich mit Marie und großer Erbauung Augustini Confessiones. — Nach eigener bisheriger Erfahrung zu urtheilen, scheint mir dies Leben fast nur eine Schule zu sein und der Trieb zum Selbstschreiben, den man in „grillenhaften Stunden" empfindet, nur eine optische Täuschung aus dem andern Leben, das, so Gott will, nach überstandenem Abiturientenexamen einst folgen wird, denn in diesem hat man doch eigentlich keine Zeit."

Carl Scheele gehörte ebenso wie sein Freund, der reichbegabte feurige Pastor Kämpfe in Magdeburg, zu den frühsten und entschiedensten Vorkämpfern des Glaubens gegen die Lichtfreunde, gegen Uhlich, Pastor König in Anderbeck u. s. w. und für das Magdeburger Konsistorium in seinem Urtheil gegen den ungläubigen Pfarrer Sintenis. Jene Entscheidung des Konsistoriums hatte den Anstoß gegeben zu einer Vereinigung rationalistischer und radikaler Pastoren. In Uhlich, damals Pastor in Pömmelte bei Calbe — später in Magdeburg — fanden sie ihr Haupt. Mit dem Ausdruck der Biederkeit und Herzenswärme, mit

volksmäßiger Beredtsamkeit, behutsam und gemäßigt und doch von großer Rührigkeit, war er ganz für die Rolle des religiösen Volksagitators geeignet. Seit 1841 hielten diese freisinnigen Geistlichen — Lichtfreunde oder protestantische Freunde genannt — Versammlungen in Halle, Leipzig, Cöthen.

Philipp Nathusius, der von Anfang an der Bewegung entschieden entgegenstand, war dennoch, nach seiner Art, alles möglichst unbefangen kennen zu lernen, im Herbst 1844 auf der Versammlung in Cöthen, wo Prediger Wislicenus aus Halle mit wenig Geist und viel Keckheit die Frage: „ob Schrift, ob Geist" diskutirte. Auch besuchte er mehrmals Uhlichs gemeinnützige Bürgerversammlungen in Schönebeck. Aber der geistige Tod, die innere Unwahrheit schreckten ihn gründlich ab.

In diese Bewegung hinein fiel der offene Brief des katholischen Priesters Johannes Ronge an den Bischof Arnoldi von Trier gegen die Ausstellung des heiligen Rockes. Von seinem Amt suspendirt hatte Ronge eine deutsch-katholische Gemeinde in Breslau gegründet, für die er in verschiedenen deutschen Städten eifrig Propaganda machte. Nachdem aber die Richtung des evangelischer und positiver gesinnten Czerski unterlegen war, wurde der Deutschkatholizismus der Träger und Sammelpunkt aller aufklärerischen und rationalistischen Bewegungen in der katholischen Kirche. Ronges Angriffe auf das „Trierer Götzenfest" hatten ihm von Seiten Roms den Bann eingetragen, von Seiten aller religiös Freisinnigen und Radikalen aber die Bewunderung als Märtyrer und Reformator, Triumphzüge durch alle deutschen Länder, weiße Jungfrauen und Festessen mit vielem Champagner.

Auch wohlgesinnte Evangelische hatten von dieser Bewegung eine Lossagung der gesammten Katholiken Deutschlands von Rom und eine Annäherung an die evangelische

Kirche gehofft, wurden aber bald enttäuscht, denn jedes tiefere religiöse Interesse ging der Ronge'schen Bewegung völlig ab. Allgemeine Redensarten von Geistesfreiheit, Versöhnung mit der Zeit-Bildung, Protest gegen Aberglauben und dergl. bildete die ganze Waffenrüstung der neuen Kirche. Der bekannte liberale Literarhistoriker, Professor Gervinus in Heidelberg, trat mit einer Schrift auf: die Mission der Deutschkatholiken. Darin hob er als das Bedeutsamste dieser Bewegung hervor, daß das patriotische und politische Element in ihr das wesentlichere sei, „die Möglichkeit einer neuen Kirche, in der eine alleinige oder vorzugsweise Herrschaft der Religionsinteressen auch nur bei einem größern Theil des Volkes sich ausbreiten würde", sei zu bezweifeln, „weil dies ein unnatürlicher geschichtlicher Rückschritt sein würde." Die Interessen, welche jetzt die Menschen zusammenführen müßten, seien die nationalen; die Humanität, die Liebe sei der historische Ertrag der christlichen Religion. Die Deutschkatholiken begrüßte er als die „Missionäre einer werdenden Kirche" u. s. w.

Nathusius, der auf das Tiefste von diesen Kämpfen bewegt war, schrieb darauf eine kleine Schrift: In Sachen der Deutschkatholiken. Urtheil letzter Instanz vom großen G. Mit Erläuterungen vom kleinen David. Ein ungestalteter Weihnachtsschwank. Sie bildet eine Zusammenstellung von Äußerungen aus Gervinus, die auf eine Verurtheilung der Ankläger des Deutschkatholizismus hinauslaufen. Dies Urtheil wird dann auf seine eigenen inneren Widersprüche hin geprüft und schließlich der Richter als Naturkundiger, Theolog, Ethiker, Psycholog, Logiker, Philosoph, Historiker u. s. w. scharf examinirt.

Die kleine Schrift, die anonym in Magdeburg erschien, war nicht sehr dazu geeignet, viel Eindruck zu machen, weil schon die schwerfällige Form, welche zum Theil zu der angenommenen Maske der satyrischen Kritik eines richterlichen

Urtheils gehörte, sie für die meisten Leser ziemlich unverständlich machte. Dennoch schrieb Professor Neander an Perthes: „Aus Nathusius Schrift gegen Gervinus sieht man, daß er seiner Gesinnung und seinem wissenschaftlichen religiösen Standpunkt nach, ein würdiger Bearbeiter der Denkwürdigkeiten des herrlichen Claudius ist.“

Kap. II.

Wandlungen.

Zu den zwei Knaben, die fröhlich das Elternpaar umspielten, schenkte Gott im August 1845 ein Töchterchen, Mariechen, zu besonderer Wonne und Freude. „Da ich neben Marie wohnte", schreibt Philipp, „habe ich schon mit dem kleinen Kindlein viel zu thun gehabt. Mir ist noch so deutlich, wie es mich in meinen theologischen Arbeiten, an denen ich damals mit großer Lust und Frische war, beseligte und befeuerte, wenn mich das erwachte Kind in der Nebenstube angelächelt, und ich es wieder eingewiegt hatte, oder es da liegen wußte, so ruhig mit seinen hellen, freundlichen Äugelchen."

„Manche Kinder scheinen von Gottes Rathschluß gleich nur auf eine kurze Zeit, aber einem ganzen Hause zu Segenskindern auf diese Welt gesandt zu werden." — Bei einem Weihnachtsbesuch in Calbe erkrankte das Kind, es brachen Krämpfe aus und am Sylvestertage entfloh das geliebte kleine Leben. Am Neujahrstage 1846 kehrten die armen Eltern heim nach Althaldensleben. „Wir kamen in das leere Haus und stellten die leere Wiege bei Seite" schrieb Marie.

Nur Mütter verstehen es ganz, was es für eine Mutter ist, ein Kind herzugeben, ein Stück vom eigenen Herzen. Das giebt einen Riß, der nie ganz verheilt. Aber für Marie knüpften sich an dies heiße Weh die größten seligsten Erfahrungen. Am 2. Januar 1846 hatten Carl Scheele und Elster die kleine Leiche nach Althaldensleben gebracht, wo sie auf dem Familien-Begräbnißplatz unter den Eichen beigesetzt

wurde. Marie ging des sehr schlimmen Wetters wegen nicht mit. „Hingesunken im tiefsten überwältigendsten Schmerz ließen wir sie allein in ihrem Stübchen zurück; als wir wieder kamen, trat sie mit einem ganz in Freude strahlenden, ob auch thränengebadeten Antlitz uns entgegen.“ Es war die Stunde, wo, wie sie oft später erwähnt hat, der Herr zu ihr gesprochen: „Weib, gehe hin in Frieden! Dein Glaube hat Dir geholfen.“ „Ich konnte mich ja nicht trösten, aber Er kann's“, sagte sie damals und später: „Ich kann es nicht mit Worten sagen, wie mir ist, nicht von meinem Schmerz und nicht von dem Trost.“

Die großen seligen Erfahrungen seiner Marie erlebte Philipp in ihrer Seele mit. Sie waren in den ersten Tagen immer zusammen und lasen gemeinsam das Neue Testament ziemlich durch.

„Dies Jahr“ (1845), schreibt Philipp, „hatte mich unter allen äußeren Geschäften doch innerlich wesentlich weiter gebracht, in religiöser Ueberzeugung fester gegründet, — wozu mir Gott des lieben Mariechens Tod wohl noch als Nachdruck sandte.“

„Wir beide sind ja erst so zusammen nach und nach zum Herrn gekommen“, hat Marie in späteren Jahren einmal erzählt. Zusammen kamen Sie auf Seinen Ruf, aber doch jedes auf seinem besonderen Weg. Bei Marie wars das geliebte Kind im Himmel, was sie hinaufzog, der selige Trost im heißen Schmerz, der sie zu den Füßen des Heilands trieb, es war ein subjektives Gefühlsleben, manchmal zu gefühlvoll erscheinend. Aber durch alle diese mitunter ungesunde Gefühligkeit ging doch der Blick hinauf zu Ihm, der sich ihr offenbart hatte, tröstend und heilend, zu dem, der nun ihr Heiland war, den sie immer mehr erkannte und mit freudigem Herzen bekannte. Bei Philipp war es die Frucht ernsten Suchens und Forschens; in der Geschichte der Menschheit, im Leben der Völker hatte er Ihn gefunden,

der aller Welt Heiland ist, Ihn, den Weg, die Wahrheit und das Leben. Und so förderten und ergänzten sich die Beiden und wurden ein Segen für viele.

Es galt nun, den im Leid gefundenen Schatz zu hüten und zu bewahren, es galt auch, das Leben wieder aufzunehmen und die Ansprüche zu erfüllen, die es nun einmal täglich an den Menschen macht. Recht verfehlt dazu war eine Reise nach Berlin, die Philipp und Marie im Februar 1846 unternahmen, in Begleitung der jungen Schwester Hannchen. Bettine v. Arnim wurde besucht, auch bei Professor Gelzer und seiner liebenswürdigen jungen Frau ein Abend verlebt. Besonders war es der Verkehr mit Emanuel Geibel, der Philipp anzog. Nathusius hatte ihn auf einer Reise durch Griechenland i. J. 1837 als Hauslehrer in Athen kennen gelernt und eine dauernde Freundschaft verband ihn mit dem edeln Dichter. Auch das Theater besuchten sie und hörten die gefeierte Jenny Lind. So bot der Aufenthalt ja vieles Schöne und Genußreiche, aber die wohlmeinenden Menschen, die diese Reise zur Erholung oder Aufheiterung vorgeschlagen, hatten sich sehr geirrt — es war nichts für Herzen, die Gottes Hand durch Trübsal zu sich zog. Im Theater, mitten in der Vorstellung wurde Marie von heftigem Weinen überfallen, so daß sie schnell hinausgehen mußten. Wie gern kehrten beide zurück in die heimischen Räume, wo Marie ihre stillen Wege zu Mariechens Grabe machen konnte, und Philipp Abends still und gesammelt mit ihr lesen, nachdem er den Tag in damals sehr gehäuften Geschäften zugebracht.

Viel gelungener war eine andere Reise im Mai — wieder mit Hannchen und mit dem alten Onkel, dem sehr beweglichen, aber nur für das Praktische interessirten Kaufmann Hillebrand — auf welcher Marie ihren Bruder Alexander Scheele in Münster besuchte, wo sie das Volksleben im Münsterland und die schönen Gegenden des bergischen und märkischen Landes und endlich den Rhein

sahen. Auch neue treffliche Menschen lernten sie kennen: Die Claudius-Verwandten im Westen. Denn das Claudius-Interesse war es, das Philipp besonders zu der Reise getrieben hatte. Frau Anna Jakobi, des Wandsbecker Boten zweite liebenswürdige Tochter, war eine anziehende Bekanntschaft, ebenso Professor Clemens Perthes in Bonn. Endlich wurde in Gotha Andreas Perthes, der befreundete Buchhändler besucht.

Einen Verkehr sehr anderer Art bot ihnen in Bonn Philipps Jugendfreund Gottfried Kinkel und dessen Gattin, die er schon bei Bettine als geschiedene Frau Johanna Matthieux gekannt hatte. Die Bahnen der beiden Freunde waren weit auseinander gegangen. Er fand Kinkel, der ihm einst die ersten Ausblicke eröffnet auf das Gebiet des christlichen Alterthums, der Romantik, der neuen gläubigen Regungen, zu seinem Schrecken wieder „als vollendeten Pantheisten, auch bereits mit seiner entschiedenen Ehrlichkeit von der theologischen zur philosophischen Fakultät übergegangen. Einen großen, wohl den größten Theil dazu hatte seine Frau beigetragen.“ Mit diesem Paar unternahmen unsere Reisenden Ausflüge ins Siebengebirge, andere Literaten schlossen sich an, und es gab auch wohl Dispute, besonders von Marie mit fröhlichem Muth geführt. Da stellte sie u. a. den französchen Mode-Romanen Hippels Lebensläufe entgegen, was viel Gelächter erregte, denn damals hatte man das Buch längst in die literarische Rumpelkammer verwiesen. In unserer Zeit ist es in schöner Bearbeitung wieder hervorgeholt und man darf es auch in literarisch gebildeten Kreisen rühmen, ohne ausgelacht zu werden! — Auf der Rückreise in Halle wohnte Philipp noch einer Versammlung frischer Unionstheologen bei, zu denen auch Carl Scheele gehörte.

Der Sommer in Althaldensleben war besonders unruhig und besuchsreich, was Marie mit ihrem wunden Herzen oft

sehr schwer wurde. Dann floh sie wohl zu dem kleinen Grabhügel, und in der Einsamkeit weinte und betete sie und fand Trost und Kraft zum Leben mit den Menschen, die es meist nicht ahnten, wie es ihr zu Muthe war, denn liebevoll ging sie auf eines Jeden Interessen ein. —

Zu den mancherlei Besuchen gehörte Hoffmann von Fallersleben, der mit der Sammlung seiner Kinderlieder beschäftigt war. Marie lieferte mehrere Kompositionen dazu, was den Dichter sehr erfreute. Indessen fand er aber doch manches anders, wollte es sich aber nicht gestehen. „Und wenn die ganze Familie, besonders Philipp, damals auch schon in politischen und religiösen Dingen eine Schwenkung gemacht haben mochte, so war letztere doch für mich nicht vorhanden, weil ich eben nicht daran glauben konnte und wollte." — „Hier ist neutrales Gebiet!" erklärte Philipp, als er Hoffmanns Verwunderung bemerkte über den bevorstehenden Besuch des so ganz anders gerichteten Geibel.

Vor dessen Ankunft verließ Hoffmann das gastliche Haus, war dann noch in Königsborn bei Wilhelm Nathusius und schreibt u. a. über den dortigen Aufenthalt: „Abends unterhielten wir uns sehr traulich, und wenn wir aus dem Scherz in den Ernst kamen, so wandte sich unser Gespräch gewöhnlich dem Religiösen zu. So sprach ich mich denn eines Abends über Philipps religiöse Richtung aus und seine Hinneigung zum Pietismus. Wilhelm erklärte das für rein wissenschaftlich.. Obschon, wenigstens damals, die 5 Brüder in manchen Dingen gar nicht übereinstimmten, so war es doch merkwürdig, wie schonend sich jeder über des andern abweichende Ansichten, politische und religiöse Richtung u. dgl. aussprach. So hat sich denn endlich durch Nach- und Aufgeben die Blutsverwandtschaft zu einer Seelenverwandtschaft entwickelt, wie sie selten in einer selbst noch kleineren Familie vorkommt."

Nachdem Hoffmann fort war, ging Marie mit den Kindern nach Groß Salze, in das jetzt unter dem Namen Elmen bekannte und besuchte Soolbad. Philipp, der seit der Rückkehr von der Reise „Geschäfte die Fülle“ hatte, blieb deswegen noch zurück. Er wollte den Ökonomie-Abschluß vollenden, saß daran vom Morgen bis in die Nacht. „Es war hier der Höhepunkt meiner äußerlichen und Geschäftsthätigkeit und der Nullpunkt meiner literarischen Thätigkeit eben erreicht. Da kam Geibel! Im Augenblick mir fast fatal, aber doch freute ich mich aus Instinkt.“ Er schreibt an Marie:

28. Juli 46.

„Ich schreibe Dir jetzt nur noch am späten Abend diese paar Zeilen, um Dir das neueste zu melden, nämlich daß ich eben Geibel zu Bett gebracht habe. Er ist mit ziemlich viel Sachen eingerückt und Du weißt, daß er von mindestens 14 Tagen sprach; vorläufig habe ich ihn neben mir an logiert. In meinen Arbeiten werde ich auch nicht sonderlich dadurch gefördert werden. Und so kommt dieser lange gewünschte Besuch gerade zu einer sehr ungelegenen Zeit. . . . . Ich dachte mir heut Abend, wenn ich vielleicht Ende der Woche ihn mit nach Salze brächte. Er ist sehr arbeitslustig und könnte das ja dort ebenso gut, wenn es Dich nicht beeinträchtigt.“

30. Juli.

„Mein Briefschreiben muß ich sehr beschränken, da ich ohnehin Geibel nur die eine Stunde nach Tisch und die paar Abendstunden widme. Also nur das nöthigste. Er will gern mitkommen und Du wirst auch schon damit zufrieden sein; er gefällt mir diesmal sehr, es ist ganz gemütlich mit ihm umgehen. Wir sprachen uns gegenseitig über alles aus, wie wir es zu halten wünschen und er ist darin ein rechtes Gegenstück zu Hoffmann. Deinen Roman und Dein Lustspiel, die ich ihm auch schon gegeben habe,

bringen wir mit. Deine Liederbücher scheinst Du ja wohl mitgenommen zu haben? . . . Es kommt mir und uns allen hier ganz seltsam vor, daß ich wieder an der Mutter Tisch auf meinem alten Platz sitze, und ich könnte ganz denken, es wäre wie ehemals, wenn ich Dich nicht im Herzen fühlte. Hier in meinem Flügel habe ich an Geibel eine Gesellschaft . . . Bei alledem wirds mir am wohlsten sein, wenn ich erst in Salze bin, darauf steht jetzt mein Sinn. Diese Tage arbeite ich noch so hin und sie fliegen vorbei."

Geibel kam also mit nach Salze, auch Elster war dort, und in dem nahen Eggersdorf Carl Scheele. „Es war eine schöne Zeit, eine Art Studentenleben" im gegenseitigen Austausch poetischer Erzeugnisse, im Hin- und Herfluten reichen geistigen Lebens. Geibel sang seine Lieder und das damals noch ungedruckte: „Weit weit aus ferner Zeit, aus grüner Jugendwildniß," scheint Marie zu ihrer Novelle „Herr und Kammerdiener" begeistert zu haben, die sie bald nachher schrieb. Die äußere Umgebung bot wenig, die ganz öde Gegend, noch dazu bei der Hitze dieses regenlosen Sommers, die einfachen Wohnhäuser mit ihren Lauben, das Gradierwerk, die Anlagen des Kurgartens erst im Werden — das war der Schauplatz des idyllischen Stillebens der geistig so angeregten Gesellschaft.

Nachdem Geibel, von Philipp nach Magdeburg begleitet, abgereist war, schreibt dieser aus Althaldensleben an Marie:

22. Aug. 46.

„Ich stecke schon ganz wieder in den alten Geschäften hier drin; es war doch hübsch in Salze einmal die kleine Idylle zur Veränderung und nichts von Haus und Hof und allem möglichen zu hören. Nun mach nur, daß Du wiederkommst, dann ist es hier auch gut."

„Geibel läßt sich Dir noch sehr empfehlen. Weil die Tante Hillebrand aus dem Fenster sah, mußte ich ihn

zwei Minuten hinaufführen, aber er war wie ein „Brummelbär“ in seiner Abreisestimmung — auch darin recht das Gegentheil von Hoffmann. Es ist doch aber besser, auf die Länge als auf die Kürze angenehm zu erscheinen. Auf dem Schiff habe ich noch eine halbe Flasche Champagner mit ihm getrunken, damit er sein wütendes Gesicht ablegte, das half auch gleich.“

Nathusius war durch diesen Gast wieder zu poetischem Schaffen angeregt, er korrigirte an seinen Gedichten, suchte andere zum Druck hervor und machte Entwürfe zu neuen Dichtungen. Aber Pegasus steckte nun einmal im Joche. Durch den Besuch eines verwandt.n Forstmannes genöthigt, galt es, sich ganz ins Forstfach zu vertiefen, neue Pläne wurden ausgearbeitet und neue Methoden der Bewirthschaftung versucht. Auch die Anlage einer neuen Brennerei beschäftigte ihn. „Statt daß ich im Herbst schon mit Macht an Claudius zu gehen und ihn im Winter absolvieren zu können hoffte“, schreibt er, „und mich den neuen literarhistorischen und praktischen Arbeiten zu widmen, war so das Jahr vorherrschend in Geschäftsthätigkeit vergangen.“

Aber das Jahr war auch nicht vergangen, ohne es Beiden, Philipp und Marie recht nah zu bringen: „So führst Du doch recht selig Herr, die Deinen, ja selig und doch meistens wunderlich!“ Am 31. Dezember, dem Jahrestage von Mariechens Tode, wurde wieder ein Töchterchen geboren, zu großer Freude und Glaubensstärkung.

Nachdem Philipp seiner Marie eine Bearbeitung des Mahabharata vorgelesen, gerieth er an das Studium der indischen Heldensagen, die ihn wochenlang fesselten. Dann aber ging er mit einem Anlauf an Claudius, ordnete alles Material, dazwischen aber kam er durch die Gedanken an die Anleguug eines Rettungshauses, worüber später zu berichten ist, auf Pestalozzi und fand ihn sehr anregend. Ein dickes Heft zeugt von den gründlichen Studien über diesen merkwürdigen

Mann. Aus diesen Studien und Beschäftigungen heraus wurde Philipp durch das königl. Patent vom 3. Febr. 1847 in die Politik gedrängt. Hier müssen wir nun etwas zurückgreifen.

Seit Nathusius im Jahr 1843 seine Gedanken über Liberalismus niederschrieb, hatte sich seine politische Stellung wesentlich geändert. Es war für ihn ein günstiger Umstand, daß er keine Veranlassung zum selbstthätigen politischen Eingreifen hatte, sondern vom Standpunkt des wissenschaftlichen, oder eigentlich mehr des poetischen Beobachters aus, dem Kampf der Parteien folgen konnte. Dadurch wurde es ihm erleichtert, frühere Irrthümer fallen zu lassen — was oft so schwer ist für den, der sich auf irrige Ansichten schon öffentlich verpflichtet hat. Nathusius ist durch die entschiedensten Gegensätze innerlich hindurchgegangen, ohne doch einen gewissen Faden, der ihn durch alle Abschnitte seiner Entwicklung leitete, jemals ganz zu verlieren.

„Der eigentliche Fortschritt," schreibt er, „ging bei mir im Religiösen vor sich, das Politische ward mir gleichgültiger." Das Unwesen der Deutschkatholiken und Lichtfreunde, der Radikalismus auf sozialem und religiösem Gebiet ließen ihn eine festere Stellung gewinnen. „Ich sah immer mehr, daß es mehr auf das Sittliche und Soziale, als auf das Politische ankommt, ja, daß freie politische Entwicklung hauptsächlich zur Vermeidung der sozialen Gefahren nöthig sei. Ich stellte alle allgemeinen Meinungen grundsätzlich auf den Kopf: Preßfreiheit — eben um der schlechten Presse wirksam entgegenzutreten u. s. w." — Wahrscheinlich durch die Claudiusstudien war er ferner auf Mösers patriotische Phantasien geführt. „In politischer Hinsicht steht Claudius den besten Staatsmännern unter den Zeitgenossen, Moser und Möser, am nächsten. Moser, der das Staatswesen auf die einzig sichere Stütze des Christenthums basieren wollte, Möser, der durch Hebung und Bethätigung des Volkes in die absterbende Verfassung neues

Leben bringen wollte — beides die einzigen Wege zu dem, was Deutschland noth that. Aber ebenso streng als Claudius hingen beide am geschichtlich Gewordenen, Herkömmlichen, Organischen." — In Möser fand Nathusius den besonnenen Fortschritt, den Gegensatz gegen den Doctrinarismus, der in der Politik immer radikal werden muß, und der „von französisch-rationalistischen Grundsätzen aus das Vorhandene statt es zu beleben, umstürzte und aus der Luft neu bauen wollte, dem christlich-politischen Urgrundsatze: nicht aufzulösen sondern zu erfüllen — schnurstracks entgegen."

Den eigentlichen Stoß aber bekam seine politische Auffassung seiner Zeit durch die „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche." Das Buch, 1846 anonym erschienen, erlebte schnell mehrere Auflagen, noch ehe man wußte, daß sein Verfasser General von Radowitz war, der in der preußisch-deutschen Politik noch eine so hervorragende Rolle spielen sollte. Wenn man die fragmentarischen Aufzeichnungen liest, die später in Radowitz gesammelten Werken (4. Band) aus den dreißiger und vierziger Jahren mitgetheilt sind, so frappirt uns die Übereinstimmung in der Anschauung mit dem, was sich Philipp Nathusius als seine Auffassung vom öffentlichen Leben klar zu machen suchte. Nur daß bei Radowitz alles mit großer Klarheit und tiefer Begründung auftritt im Zusammenhang mit seiner positiv christlichen Weltanschauung, welche in der Zugehörigkeit zur katholischen Kirche ihren festen Halt hatte. So kann es nicht wundern, wenn Nathusius bekennt, daß diese Gespräche ihn mit großer Lebendigkeit ergriffen hätten und seitdem in ihm fortwirkten. Unverkennbar mußten ihm in Radowitz, der sich selbst als Anhänger der „historischen Schule" bezeichnet, Züge der Verwandtschaft mit Möser entgegentreten, in dessen scharfer Scheidung zwischen „dem wirklichen und dem förmlichen Recht" — ähnlich wie Radowitz zwischen Gesetz und Recht unterscheidet —

ersteres von Menschen gemacht, letzteres auf göttlicher Grundlage ruhend.

Durch die Wendung in seinen politischen Anschauungen fand sich Philipp wieder mehr in Übereinstimmung mit seinen konservativ gesinnten Brüdern. „Mit Wilhelms neueren Ansichten" schreibt er, „die einen trefflichen Grund hatten, befreundete ich mich dadurch immer mehr, ich hatte sie selbst weiter hervorgelockt, indem ich ihm Möser gab, und sie sind auch nicht ohne Einfluß auf mich gewesen. Die Idee des christlichen Rechtsstaates ward mir lieb, die Berührungen mit der Praxis mögen auch das Ihrige beigetragen haben; ich erkannte die wesentliche Übereinstimmung des Constitutionalismus und Bureaukratismus und die beiden entgegenstehenden Prinzipe."

Noch manches Buch und manche Broschüre wird von den Brüdern ausgetauscht und darüber korrespondirt. Bei Übersendung der „Gespräche aus der Gegenwart" schreibt Philipp: „Wenn Du es zur Genüge studirt hast, kannst Du es ja an August und der an Hermann geben, so daß ich es auf dem schon eingefahrenen Cirkular-Wege wieder erhalte. . . . Unsere Sozietät braucht ja nicht bloß in der Tabacks- und Porzellanfabrik allein zu bestehen."

Ein anderes Mal schreibt er Januar 1847: „Um unsern gedruckten Briefwechsel nicht ins Stocken gerathen zu lassen, schicke ich Dir wieder einen dick- und einen dünnleibigen Gesellen, die sich hoffentlich bis zur Überkunft nach Königsborn leidlich miteinander vertragen und nicht wie zu des Patriarchen Josephs Zeit einander auffressen werden, obgleich der dünne dazu wie jene Kühe, nicht übel Lust zeigt. . . ."

„Wenn man betrachtet, wie selbst zwei im Ganzen so einstimmige Töne, wie der beifolgende Professor und Zeitungsschreiber, im Einzelnen auch kaum in einem Punkt übereinstimmen, so fällt mir doch der babylonische Thurmbau ein, durch welchen unser HerrGott die confusio hominum

angerichtet hat, daß Seine providentia die Welt regiere. Das providere ist nun einmal nicht die starke Seite der Menschen, und deshalb das Zurückschauen in die Geschichte eigentlich noch das einzige, was ich von Menschen-Denkwerk leiden mag und wozu auch tüchtige Kräfte von selbst getrieben werden. Und dann — wie ich Dir schon gerathen habe — handeln; frischweg, im Gottvertrauen sich betheiligen auch im kleinsten Kreise; bei dem Spekulieren kommt man sonst zum Verzweifeln. Mit Gottes Hilfe hoffe ich auch selbst noch mehr und mehr zu diesem angerathenen Mittel zu kommen . . . . . . Dir wird der Professor am besten von Beiden behagen, weil er der konsequentere im Prinzip ist. Hierbei ist nur zu erinnern, daß unsere menschlichen Consequenzen allzuleicht nur in Verstandes-Consequenzen ausarten, von denen die Erfahrung nur zu deutlich und oft bewiesen hat, daß sie den göttlichen Consequenzen in der Weltgeschichte, welche wir doch als die eigentlichen Vernunft-Consequenzen anerkennen müssen, nicht parallel laufen. Ich will auch hier organische Consequenz, nicht logische. Und zu jener verhilft eben nur wieder frisches gottvertrauendes Handeln, indem es innere Erfahrung giebt." . . . .

Wilhelm hatte ihm geschrieben über den Fundamental-Irrthum im Begriff des Staates bei der ganzen neueren Welt. „Es ist sonnenklar, daß Staat ein status oder Zustand ist, nicht eine aktiv wirkende Kraft!" — Darauf erwidert Philipp: „Du setzest — mir im Sinn sehr beifällig — den Begriff des Staats als status dem irrigen einer aktiven Kraft entgegen. Dazu sage ich: Sowie die Lebenskraft der status eines organischen Körpers ist, aber nichts an und für sich, also doch aber wohl eine aktive Kraft. Etwas anderes ist aber wiederum die Seele, welche etwas für sich selbst ist. Und die im Staat wohnende Seele wird das Christenthum sein müssen, nämlich der größte aller Gedanken auf Erden, der einer Bruderschaft der Menschen,

hervorgegangen aus einer Familie Gottes, bestimmt zu einem Reich Gottes, welches kein Glied eines status, auch nicht einmal das niedrigste der antiken Leibeigenschaft, äußerlich antasten oder abschneiden, alle Zustände aber mit dem von innen durchdringen will, was „Leben allein dem Leben giebt," sie durchdringen und vergeistigen zu dem feinsten und immer mannigfacher beseelten Complexus. Ich kann mir auch das Reich Gottes — ob ein solches nun auf Erden oder im Himmel uns dereinst bevorsteht — nicht anders denken, als den vollendetsten Organismus, nicht als eine allgleichgroße Eintönigkeit, falls anders das Wort Wahrheit werden soll: ‚Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen', welches auch Du Deinen politischen Aufsätzen gern als Motto vorsetzen wirst. Leider haben es so viele Staaten und Staatsmänner als Motto außer Acht gelassen, weil menschlich Thun freilich lieber das leichtere Auflösen ist. Diesen Spruch, dünkt mich, und nicht jenes vereinzelte und zum Überdruß abgedroschene: 'Ihr sollt unterthan sein der Obrigkeit' müßte man zu Grunde legen, einer christlichen Staatsweisheit."

Inzwischen war die politische Entwicklung ihren Weg gegangen, auf dem sich der Gegensatz zwischen Friedrich Wilhelm IV. und der öffentlichen Meinung immer mehr zuspitzte. Die Verhandlungen der Königlichen Kommission für eine neue preußische Verfassung hatten den ganzen Sommer 1846 über gedauert. Am 3. Februar 1847 erschien ein Königliches Patent, das die neuen ständischen Einrichtungen ankündigte. Zufrieden war mit dem Geist und der Art der neuen Einrichtungen eigentlich Niemand im Lande. Die Konservativen hatten große Besorgnisse. Ganz empört aber war der radikale Liberalismus, der eine Verfassung auf Grundlage der Volkssouveränität wollte. Man verhandelte in zahllosen Schriften die Frage: Annehmen oder Ablehnen?

Nathusius stand den Plänen des Königs jetzt sehr sympathisch gegenüber und nahm scharfe Stellung gegen die pseudoliberale Opposition. Eine bissige Schrift von Gervinus: „Das Patent vom 3. Februar" rief ihn auf den Kampfplatz. In hellem Zorn unternahm er eine Widerlegung zu schreiben, gerieth aber darüber ins Studiren preußischer Geschichte. Seinem Bruder Hermann, der als Vertreter der Magdeburger Ritterschaft im vereinigten Landtag saß, schrieb er: „Dem Prinzip der Volkssouveränität, das seinen adäquaten Ausdruck nur im Communismus findet, läßt sich, außer der brutalen Bureaukratie, die ihm eigentlich nah verwandt und obendrein doch völlig undauerhaft ist, nichts entgegen setzen als das christliche Prinzip. Zu dessen Fahne haltet euch also." — „Das war gleichsam" bemerkt er später, „ein kurzer Auszug aus der Thronrede, die uns bald darauf bekannt wurde, deshalb mußte sie mich sehr treffen. Nachdem ich einige Tage an der Schrift gegen Gervinus gearbeitet, dabei die Prinzipe scharf hervorgehoben, und mich besonders an Steins Briefen wieder sehr gestärkt hatte, faßte ich den Entschluß, was in Prosa doch nicht recht ging, in Poesie auszudrücken. Als kurzes Thema der langen Variation schwebten mir dabei die an Hermann geschriebenen Worte vor."

So entstand das Gedicht: Preußens Reichstag. Ein Gedicht den Mitgliedern der hohen Versammlung dargebracht von Ph. E. Nathusius.*) Er brachte es sofort im April selbst nach Berlin zum Druck, und wohnte mehreren Sitzungen der beiden Kurien des Landtags bei. Von dort schreibt er an Marie:

April 47.

„Der Landtag sieht aus der Ferne besser aus, als aus der Nähe. Doch muß man sich dadurch nicht irre machen

---

*) Anlage Nr. 4.

lassen. Das bessere liegt in den unvollkommenen menschlichen Dingen immer tiefer, fällt nicht so in die Augen. Gestern ist in der zweiten Kurie der Antrag durchgegangen, die Regierung zu bitten, daß vom 1. Mai ab das Brennen aus Kartoffeln untersagt werde. Es kommt aber morgen erst vor die Herrenkurie und dann hat die Regierung zu entscheiden. . . . Hermann war wütend darüber, unser Landrat hat laut gerufen, es sei ein unrechtliches Verfahren. Ich konnte nicht so lebhaft in diese Mißbilligung einstimmen, obgleich ich wohl einsehe, daß es im Prinzip sehr mißlich und praktisch jetzt eigentlich von gar keinen Folgen ist."

Es herrschte damals, hauptsächlich als Folge der Kartoffelkrankheit, große Theuerung und ein allgemeiner Nothstand. Daher jener Antrag, den Philipp Nathusius mit getheiltem Herzen hörte. Auf der einen Seite traf er ihn empfindlich als Landwirth und Besitzer einer großen Brennerei, andererseits erkannte er die Berechtigung des Gedankens, angesichts der großen Noth unter den armen Leuten. Er schreibt an Perthes:

D. 11. Mai 47.

„Von den großen Zeitereignissen zu reden ist dieser Brief doch zu klein zugeschnitten, über das Eine mag Ihnen mein Gedicht sprechen. Der Umschwung der Gesinnungen in Preußen ist aber wahrhaft erstaunlich und vielleicht in meiner Provinz, die ich in französischen Zeitungen als die le plus purement conservateur aller bezeichnet las, ebendeshalb am auffallendsten. Gott gebe, daß der Umschwung der rechte und von Dauer sei, obgleich die pureté nicht so gar groß ist, vielleicht nicht schärfere Extreme nebeneinandersitzen als gerade hier. In Berlin, wo ich auf drei Tage selbst war, hörte ich von Eingeweihten als die entschiedensten zwei Extreme der ganzen Versammlung einen Magdeburger und einen hiesigen Kreisdeputierten bezeichnen, die seltsamerweise nebeneinandersitzen. — Von dem Anderen, der Noth

der Zeit hört man ohnehin so viel, daß Sie davon im Brief nicht noch hören wollen. In die bloßen sentimentalen Klagen und kleingläubigen Ängste der Zeitungen kann ich übrigens nicht einstimmen. Ich sehe hier nur den gewaltigen Finger Gottes, der dem selbstgerechten Menschenvolk einmal deuten will, daß er noch lebt, und er wird auch wohl der einzige sein — trotz aller Magistrate und Gensdarmen — der helfen kann und wird — ja recht sichtlich in diesem späten aber wunderbaren Frühjahr, wie ich noch kein an Fruchtbarkeit gleiches erlebt habe, schon seine milde Hand aufthut, nachdem er so schwer gedräuet hatte."

Eine Geschichte des vereinigten Landtags zu schreiben war sein mit Begeisterung gefaßter Plan. Das Lesen der Verhandlungen in der Allg. Preußischen Zeitung, Notizen und Auszüge daraus beschäftigten ihn lebhaft. Damals schaffte er sich auch das „Volksblatt für Stadt und Land" an, besonders wegen der von Professor Leo geschriebenen geschichtlichen Monatsberichte. Im Juni ging er noch einmal nach Berlin, wo ihn außer dem Verkehr mit Geibel wieder besonders der Landtag fesselte. „Ich habe" schreibt er, „die meisten interessanten Mitglieder dort gesehen, auch den Grafen Schwerin-Putzar an beiden Tagen, mit dem ich in den meisten vorgekommenen Fällen zusammenstimme, d. h. ich stehe auf dem linken Centrum, dessen Führer er ist, und das auch auf dem Landtag die entscheidende Fraktion gewesen."

Leo und Schwerin — das zeugt von einiger Weitherzigkeit, vielleicht auch von einem noch nicht ganz geklärten politischen Standpunkt. Indessen sagt er später, daß während der Dauer des Landtages der politische Umschwung in ihm vollendet wurde. Seinem Bruder Wilhelm machte er scherzende Vorwürfe wegen seiner „beleidigenden Ausdrücke über den Landtag .... Für jetzt kann ich Dir nicht vorenthalten, daß besagte Ausdrücke selbst dem Abc der

politischen Bildung, die von uns gehofft wird, höchst wenig angemessen sind. Du kannst die 617 Mitglieder des Landtags der Reihe nach Esel nennen, wenn Du sie dafür hälst, den Landtag selbst aber nicht, wenn er Dir auch noch so wenig gefällt; denn er ist, nächst dem König, die höchste Person im Lande und ihn zu schmähen ist jedenfalls eine Majestätsbeleidigung, auch wenn unsere faktische Gesetzgebung noch der Bestimmung darüber ermangeln sollte" . . .

Die Vorarbeiten zu der projektirten Geschichte des vereinigten Landtages erweiterten sich zu den Statistischen Übersichten, die nach einigen Wochen im Druck erschienen, während die Geschichte nicht zur Ausführung kam. An Perthes schrieb Nathusius:

D. 24. Juli.

„Die elf Wochen, daß der Landtag zusammen war, konnte ich nichts anderes treiben als dessen Verhandlungen zu folgen. Die Wichtigkeit dieses wahrhaft europäischen Ereignisses und daß es mein engeres Vaterland betrifft, ja mit meiner ganzen Stellung in demselben genau zusammenhängt, wird Sie dies natürlich finden lassen. Etwas weiter über den Erfolg zu sagen fehlt hier der Raum. Das geht nicht unter Bogen, nur soviel, daß das Ende mich nicht so befriedigt hat wie der Anfang, daß ich aber des festesten Vertrauens für die Zukunft bin."

Am 23. Juni war das Missionsfest in Althaldensleben gefeiert worden, etwas ganz neues dort, wo so lange der völligste Geistestod geherrscht hatte. Es war ein Beweis, wie in den leitenden christlichen Kreisen der Gegend Philipp und Marie Nathusius angesehen wurden — denn der pastor loci war ja weniger wie nichts. Es gab Vormittags zwei Reden in der Kirche und Nachmittags draußen unter den alten Eichen „tönte die mächtige Stimme Pastor Rocholls

und des von Röhrs eisernem Vernunftscepter aus Weimar ausgetriebenen Superintendenten Schmidt von der Liebe Christi reiche und warme Zeugenrede."

Manch liebe Fest-Gäste beherbergte das Haus: Consistorialpräsident Göschel, Consistorialrath Sack mit seiner Frau, einer Claudius-Enkelin waren von Magdeburg gekommen. Viele gläubige Geistliche der Umgegend, mit denen mehr und mehr Verkehr angeknüpft wurde. In diesem Jahr begann auch ein näherer Verkehr mit der adligen Nachbarschaft. Nathusius wurde als politischer Gesinnungsgenosse zu Besprechungen und Kränzchen eingeladen, und in einigen Häusern fand unser junges Paar auch Verständniß für die heiligsten und ernstesten Interessen.

In diesem Herbst fanden die Verhandlungen des Magdeburger Consistoriums gegen Uhlich statt, die mit dessen Suspension und Austritt aus der evang. Landeskirche endeten. Natürlich gab es ein großes Geschrei über Unduldsamkeit usw. Damals schickte Nathusius an die (Fabersche) Magdeburgische Zeitung einige Äußerungen Steins über die Anforderungen an theologische Dozenten bzgl. ihres Bekenntnisses: man dürfe nicht den hin- und herwogenden Meinungen einzelner Pfaffen Lehrstuhl und Kanzel preisgeben. „Es würde auch keine Unruhe geben, wenn man ein Dutzend Rationalisten extra statum nocendi setzte." — Die Magdeb. Zeitung lehnte es ab, diesen Artikel aufzunehmen, sogar als bezahltes Inserat, weil der Zweck, eine unparteiische Prüfung und Beruhigung der Gemüther zu veranlassen, doch nicht erreicht würde.

An Marie, die in Calbe war, schrieb Philipp in dieser Zeit:

Juli 47.

„In meiner tiefen Einsamkeit, nachdem ich den ersten Tag die laufenden Geschäfte für die letzten Wochen nachgeholt, habe ich mich in das fatale Rechnungswesen mit einem Entschluß über Hals und Kopf hineingestürzt, das

ich vorig Jahr vor Salze schon fertig machen wollte und das mich seitdem ungesehen wie ein Plagegeist begleitete, weil auch das Rechnungswesen im Comptoir darüber zu stocken anfing, ohne daß ich mich entschließen mochte, dranzugehen. Und siehe da, nun geht es ganz gut und ehe ich nach Kalbe komme, liegt hoffentlich das längste Stück von dem, was noch zu thun ist, hinter mir, dann sage ich aber auch mit jenem Sachsen: Nee, heern' Se, einmal uff der Elbe gefahren und nich wieder. — So vergehen mir die Tage der Einsamkeit unter den Händen und die Sehnsucht nach Euch Lieben hat nur in den Zwischenstunden Zeit, sich aufzuthun. . . . . Neues giebt es sonst hier nicht . . . Das älteste, was ich Dir zu erzählen habe, aber ist, daß ich Dich erschrecklich lieb habe und mich alle Tage darauf freue, Dich den Montag wiederzusehen."

In den August fällt ein Aufenthalt in Ilsenburg, von wo aus schöne Ausflüge in den Harz unternommen wurden. Und saßen sie im Haus oder Gärtchen, mit dem Blick auf Teich und Berge, dann trieb Philipp seine Landtagsstudien und Marie schrieb ihre Novelle „Familienskizzen." Auch ritten die Beiden viel zusammen. Nach der Rückkehr wurde der Polterabend von Philipps jüngstem Bruder Heinrich in Althaldensleben gefeiert. Dabei erschien Marie mit ihrem 4jährigen kleinen Martin als Chinesen, um gemaltes Porzellan zu überreichen, während Hoffmann v. Fallersleben mit einem großen Folianten die pseudo-chinesischen Reden übersetzte.

Dieser fahrende Sänger war schon im Sommer einige Tage in Althaldensleben gewesen und kam im September wieder. Er war ein gemüthlicher, anregender Gast und sein kindliches Gemüth fühlte sich besonders behaglich in der Kinderstube. Noch immer führt in der Familie ein Schrank den Namen „Affenschrank", weil in seinen bequemen Fächern die Kinder als Bär und Affen hausten, um dann mit Stöcken zu tanzen, wozu Hoffmann auf einer Kinder-

trommel Musik machte. Aber in anderer Beziehung stimmte er immer weniger mit dem Geist, der im Hause herrschte. „Die Schnelligkeit von Philipps Fortschritt im Rückschritt" überraschte ihn. Politische Gespräche zeigten die Kluft zwischen den beiden Dichtern. „Er las keine Zeitungen", schreibt Hoffmann, „er schöpfte seine politische Weisheit aus dem Volksblatt für Stadt und Land." Jedenfalls hat Philipp Nathusius dem unpolitischen Politiker gegenüber diese scheinbare Gleichmüthigkeit geflissentlich zur Schau getragen, haben wir doch gesehen, wie lebhaft er Theil nahm an den Verhandlungen des vereinigten Landtags. Aber immer bestimmter fühlte er die Scheidewand, die ihn von den liberalen Gefährten und Freunden einer früheren Zeit trennte. Da aber viel Reden nicht seine Sache war, so fertigte er sie wohl mit einigen starken Paradoxen ab und weidete sich dann an ihrem Entsetzen.

Und im Innern rang sich bei Philipp das neue Leben immer mehr durch, das Leben aus Gott und für Gott. Und neben ihm kämpfte und betete und jubelte das bewegliche Herz seiner Marie und dankte Gott, der ihr „ein starkes und treues Herz" zur Seite gestellt. Hand in Hand, Schulter an Schulter traten sie ein in die Reihen der Arbeiter und Streiter für Gottes Reich.

Die vor drei Jahren begründete Kleinkinderschule, deren sich besonders Marie so liebend und treu angenommen, wuchs sozusagen über sich hinaus. „Marien fiel es schwer, sich von den Kindern zu trennen, sie in ihre Verhältnisse wieder hinaus zu stoßen; ja sie sah sie mit Bedauern auch nur für die Nacht immer noch in dieselben zurückkehren." Schon durch Generationen herrschten in dem großen Fabrik-Dorf sehr traurige Verhältnisse; der reichliche Verdienst wurde vielfach vertrunken, wilde Ehen und gänzlich verwahrloste Kinder, das hatten Philipp und Marie täglich vor Augen. Schon als Jüngling hatte Philipp, vermuthlich

durch Johannes Falks Leben beeinflußt, von einer Erziehungs-Anstalt für solche Kinder in seinem Tagebuche geschrieben. Jetzt war er bei seinen Studien über Pestalozzi diesem Gedanken ernstlicher nachgegangen. Als er vor zwei Jahren mit Marie in Hamburg war, hatte er zum ersten Mal den Namen des Rauhen Hauses und seines Gründers Wichern gehört, hatte sich auch die „Fliegenden Blätter" angeschafft und daraus einen Einblick gewonnen in die Thätigkeit der „Innern Mission." So reifte nun der Plan, eine Rettungs-Anstalt in Althaldensleben zu gründen, und Philipp Nathusius wandte sich brieflich an Wichern mit der Bitte um einen Hausvater, zunächst ohne Erfolg. Kurz entschlossen fuhr er mit Marie und seiner Schwester Hannchen nach Hamburg. Am 26. September besahen sie, von Wichern geführt, das Rauhe Haus und erlangten wirklich den gewünschten Hausvater. So konnte am 5. November, Philipps Geburtstag, die Anstalt eingeweiht werden.

An seine Schwägerin Marie schreibt er bei Gelegenheit des Dankes für eine vortreffliche Leberpastete: „Vormittags hatten wir noch eine andere Beigabe des Festes. Du weißt, daß meine Marie so gern eine Tagewählerei treibt, die auch am Ende wohl nicht zu der in der Bibel verbotenen gehört. So wurde denn gerade gestern unser Rettungshäuschen mit vorläufig neun Kindern eröffnet .... Den Abend zuvor war der dazu gewonnene Hausvater eingetroffen, ein recht ehrlicher Westphale, seines Handwerks Weber, der aber auch die Bäckerei versteht und schon 6 Jahre in verschiedenen Anstalten als Gehülfe gearbeitet hat .... Es war mir immer noch nicht ganz begreiflich, wie ein Mensch eine so schwere Aufgabe nicht nur unternehmen, sondern auch sein Leben lang durchführen könnte. Wie ich diesen innerlich immer stillvergnügten Mann gestern kennen gelernt habe, ist die Hoffnung aber in mir befestigt, daß es gehen wird. .. Ich habe mich die letzte Zeit viel über die ganze Sache

der sogenannten „innern Mission“ unterrichtet, welche unabhängig von Staat und Kirche ihr freies Wesen begonnen hat, aber für beide von der größten Wichtigkeit werden kann“ ....

Die innere Mission wurde für Philipp Nathusius Herzenssache, er ergriff sie mit einer tiefen stillen Begeisterung, und der Gedanke sich dieser Thätigkeit ganz zu widmen, trat ihm immer näher. Seiner Gewohnheit nach schrieb er eine Menge Notizen und mehrere Aufsätze nieder, die für seine Denkweise und innere Entwicklung von Interesse sind.*)

Aus demselben Monat November, in dem das Rettungshaus eröffnet wurde, findet sich der Anfang eines neuen Tagebuchs und zunächst ein Rückblick auf die 7 Jahre seit seiner Heirath, in dem er über sein bisheriges Thun und Schaffen, besonders auch in literarischer Beziehung, sich Rechenschaft giebt. Darin schreibt er:

„Ich betrachte diese sieben Jahre als eine Übergangszeit in meinem Leben, so Gott will, die meiner Einsicht nach freilich besser hätte sollen früher und nicht gerade in die Jahre der besten Kraft fallen. Vielleicht aber hat es so sein sollen; jeglich Ding hat wohl seine Zeit, aber nicht bei Jedem dieselbe, und vor Gott ist keine Zeit, ist heute so gute Zeit wie gestern.“

„Ich habe in diesen sieben Jahren wohl viele Zeit unnütz zugebracht, wenigstens nicht so nützlich, als ich hätte können und sollen; doch ist mir auch viele Zeit groß nütze geworden. Namentlich von meinen früheren literarischen Plänen bin ich arg verschlagen worden.“ ....

Er spricht dann von den vielen Geschäften, die ihn in Anspruch genommen, auch von seinen vielseitigen Studien und fährt fort: „Habe ich nun in diesen Jahren ein Großes an Stoff gewonnen, so hoffe ich doch auch an Kraft. Das

*) s. Anlage Nr. 5. — s. auch „Fünfzig Jahre innere Mission.“ Festschrift zur Feier des 50j. Bestehens des Lindenhofes zu Neinstedt. Von D. M. v. Nathusius. 1900. Verlag des Lindenhofes zu Neinstedt a. Harz.

Wichtigste ist eine zwar sehr allmählich vor sich gegangene aber totale Umwandlung meiner Denk- und Anschauungsweise. Statt der pantheistischen Ansicht, in der ich so sehr eingewurzelt war, daß alle meine Begriffe unbewußt auf die blinde Naturnothwendigkeit hinausliefen, so daß ich mich gewöhnte, jede Fähigkeit oder Unfähigkeit des Menschen, also auch meiner selbst, eigentlich nur auf sein körperliches Befinden und seine Naturorganisation zu schieben — (wo sollte da also irgend eine sittliche Kraft der Weltüberwindung herkommen?) statt dessen gewann also nach und nach die sittliche Weltansicht immer mehr Boden. Die wesentlichste Förderung dieses innerlichen Umschwungs war das Zusammenleben mit Marie, deren Wesen gerade ganz auf sittliche Energie gerichtet ist. Damit Hand in Hand ging ein religiöser Umschwung, der bei meiner ruhigen Gemütsart in keiner lebhaften Art, sondern mehr auf dem Wege der Überzeugung und ganz allmählich sich gemacht hatte. Er ging eigentlich immer hinter dem sittlichen her und hat dem zuletzt eine sichere Grundlage gegeben. Ich hoffe, daß mir darin auch ferner noch Fortschritte bevorstehen; indessen ist es jetzt mit der Anlage unseres Rettungshäuschens und dem Studium der Sache der inneren Mission, zu einer Art Abschluß — besser gesagt Erreichung einer gewissen Stufe — gekommen. Indem mir dadurch in das Psychologische — die Natur der Sünde und Erlösung — mehr Einsicht geworden, theils auch klarer geworden ist, wie man praktisch an sich und Anderen zu verfahren hat um zu Resultaten zu kommen, nämlich das täglich constante und in äußeren bestimmten Formen sich gestaltende."

„Es ergriff mich in diesen Tagen lebhafter, daß die Einheit in der Arbeit, nach der ich so lange gestrebt habe, eben auch nur aus dem einen Mittelpunkt kommen könnte, den wir in unserer christlichen Welt haben. Um aber dieses Mittelpunktes zu gedenken, sich in ihn hineinzuleben, dazu

bedarf es eines gewissen Regelmäßigen, ich möchte sagen, Symbolischen, das aber wie alles Symbolische von selbst wieder Handlung und Leben wird. So lese ich jetzt täglich ein paar Kapitel im Neuen Testament oder den Propheten in einem zusammenhängenden Kursus und hoffe dadurch Segen für meine Tagewerke. Wenn ich hier von einem erreichten Standpunkt gesprochen habe, so will ich mich dabei hüten vor dem pharasäischen Tick so vieler Gläubigen, nun etwas besseres zu sein, der sie grade zu der apostolischen Vorschrift, lebendige Exempel zu werden, so untüchtig macht. Es ist die rationalistische Selbstgenügsamkeit, die im alten Adam steckt und sich dann nur wieder in ein neues Gewand hüllt. Nein, sondern ich erkenne, wie schwach ich im Glauben und Leben bin und wie viel mir noch bevorsteht."

Philipps entschiedene Wendung in religiöser und politischer Beziehung konnte nicht ohne Einfluß sein auf manche alte Freundschaft, wie schon das Verhältniß zu Hoffmann v. Fallersleben gezeigt hat. Am schwierigsten gestalteten sich die Beziehungen zu dem ehemaligen Lehrer und Herzensfreunde Elster. Beide waren zu eng miteinander verbunden, als daß ein bloß äußerlicher Verkehr zwischen ihnen möglich gewesen wäre. Elster hatte seinen dauernden Wohnsitz in Althaldensleben, bis er im Jahr 1850 nach Blankenburg a. H. zog. Aber mehr und mehr gingen, schon in der Politik, Beider Interessen auseinander. Philipps Aufzeichnungen über den Liberalismus bewiesen, wie stark er damals unter dem Einfluß Elster'scher, d. h. Schleiermacher'scher Ideen gestanden hatte, besonders tritt der Optimismus hervor, mit seiner Unterschätzung des Wesens der Sünde. Elster empfand die Veränderungen, die in seinem Schüler und Freunde vorgingen. Die Disputationen nahmen einen ganz andern Charakter an. Carl Scheele, Kämpfe aus Magdeburg betheiligten sich eifrig daran. Auch Karl Keck, ein höchst bedeutender, eigenthümlich gerichteter junger

Theologe, der sich eine Zeit lang in Althaldensleben aufhielt, war mit seiner Ruhe und humoristischen Gelassenheit ein höchst unbequemer Gegner des hitzigen kleinen Elster. Merkwürdigerweise bildete den hauptsächlichen Streitpunkt die Existenz des Teufels.

In der Zeit, bei der wir stehen, dem Winter 1847 — 48 kam noch eine erschütternde Episode dazu. Bei Elster hatte sich aus einer harmlosen Freundschaft mit einem jungen Mädchen, die der Familie Nathusius nah stand, Liebe entwickelt. Es war schon zur förmlichen Aussprache, ja zur Verlobung gekommen, als Beiden klar wurde, daß sie sich geirrt hätten. Es spielten sich sehr aufgeregte Szenen ab, die bei dem Mädchen in Wahnvorstellungen und Tobsucht ausarteten. Auch in diesen tiefgreifenden Auseinandersetzungen spielte die Frage nach der Existenz des Teufels eine Rolle. Elster glaubte eine Zeit lang in der unnatürlichen Erregung und den irren Augen der Geliebten eine direkte Einwirkung des von ihm immer geleugneten persönlichen Bösen sehen zu müssen, und das erschütterte ihn bis ins Innerste. Er verließ damals Althaldensleben und hielt sich Monate lang in Braunschweig und in der Umgegend auf. In dieser selbstgewählten Einsamkeit kam er wieder „zu sich selbst.“ Gerade in den damaligen Briefen trat es zuerst deutlich hervor, daß er den Freund nicht mehr verstand. „Es ist mir, als ob ich von Dir nicht mehr gefühlt und erkannt würde, und als ob Du Dich mir immer mehr und mehr entfremdetest,“ schreibt Elster. Er glaubte, daß ihm zugemuthet würde, in eine ihm fremde Glaubenswelt einzutreten, auf Grund von Erfahrungen, die er als Irrthum erkannt hatte. Er hatte in Träumen und Gedankenbildern der Aufregung göttliche Offenbarungen zu vernehmen geglaubt, und es war ihm gewiß geworden, daß es nur kranke Nerven waren. Aber indem er nun dies „als Spuk und Lug“ verwarf, konnte er den Offenbarungsglauben, der

auf ganz anderen als solchen subjektiven Erlebnissen beruht, nicht davon unterscheiden. Auch später hat Elster den Freund in seinem inneren Fortschreiten nicht begleitet. Er blieb unentwegt auf dem Schleiermacherschen Standpunkt, in treuer Anhänglichkeit an seinen Meister, ohne die Spaltung von dessen Schule nach rechts und links auch nur einen Schritt mitzumachen. Er behielt seinen harmlosen Optimismus, sein Leben in der Natur, seine geistige Auffassung aller Dinge, sein ästhetisches Interesse. Der freundschaftliche Verkehr mit Philipp hörte nie auf, aber er beschränkte sich doch auf die Theilnahme an den beiderseitigen Familienerlebnissen.

Über sein Leben in jenem Winter 1847—48 schreibt Nathusius an Perthes:

„Zum Herbst hat mich das Kinder-Rettungshaus viel beschäftigt, ich mußte endlich noch auf zwei Tage nach Harburg reisen, war einen Vormittag mit meiner Frau und Schwester bei Ihrem Bruder in dem freundlichen Moorburg. . . . . . Den andern Tag brachten wir fast ganz im Rauhen Hause, dem Hauptzweck unserer Reise, zu und erlangten auch glücklich einen der Gehülfen aus der dortigen Brüderanstalt. Am 5. November haben wir unser Häuschen mit 9 Kindern eröffnet. Es ist für 12 verwahrloste Kinder aus hiesigem Orte bestimmt, indessen hat sich sehr bald herausgestellt, daß es nur ordentlich organisiert werden kann, wenn wir noch 12 Kinder aus der Umgegend dazunehmen und unter einem Hausvater und unter einer Hausmutter, zwei Familien in zwei verschiedenen Lokalen stiften. Dies zum Frühjahr ins Werk zu richten, trete ich jetzt mit unsern Kreisständen in Verhandlung und falls diese nicht darauf eingehen, würde ich einen freien Verein in der Gegend zu bilden suchen, der die Unterhaltung der 12 auswärtigen Kinder übernimmt. Alles dies nimmt mich vorläufig noch sehr in Anspruch."

„Mit diesem Jahr war ich nun endlich mit den neuen Einrichtungen des übernommenen Gutes und der damit in Verbindung stehenden ausgebreiteten Geschäftszweige fertig geworden. Das meiste war neu organisirt, sollte seinen Fortgang haben, und ich hoffte fortan auf gründlichere Muße für mich. Auch die ziemlich leichtsinnig bei meinem ohnehin bestehenden Zeitmangel projektirte Geschichte des Landtags gab ich frischweg auf, um mich diesen Winter Claudius widmen zu können. Da kommt mir plötzlich ein ganz unerwarteter Strich durch die Rechnung."

„Sie haben wenigstens von außen wohl die hiesige Porzellan- und Steingut-Fabrik bemerkt, welche ca. 200 Menschen beschäftigt. Mein Vater hatte sie ursprünglich, um bei der Belagerung von Magdeburg ausgetriebene Leute zu beschäftigen, angefangen und auf einem Gut an der Elbe anlegen wollen, das er aber durch einen Prozeß verlor. Noch immer wollte er in Althaldensleben blos die Versuche beenden, die Fabrik dann nach Magdeburg verlegen, indessen sie blieb hier und wurde nach und nach sehr vergrößert. Rentirt hat sie niemals sonderlich, da er selbst die Preise auffallend billig stellte. Durch die sehr gestiegene Konkurrenz haben sich die Verhältnisse immer ungünstiger gestaltet, so daß meine Brüder, mit denen ich die Fabrik bei der Erbtheilung gemeinschaftlich übernommen, sich jetzt kurz zu deren Auflösung entschlossen haben. Ich habe nur bewirken können, daß wenigstens die Steingutfabrikation, der kleinere aber bessere Theil des Geschäfts fortbestehen bleibt. Um die demnach brotlos werdende Anzahl Menschen zu beschäftigen, habe ich mich schnell entschließen müssen, eine Rübenzuckerfabrik zu bestellen, die zum Herbst 48 ins Leben treten soll. Beides, die Auflösung eines alten, wie die Einrichtung eines neuen Geschäfts, macht mir nun wieder viel Arbeit, wird mich wenigstens den Winter über zu wenig Muße kommen lassen."

„Für unser Buch sehe ich diese Verzögerung für ein Glück an, indem ich fühle, wie in vielfachen Beziehungen meine Ansichten in diesen Jahren reifer geworden sind. Ich habe nun endlich auch wenigstens etwas gelernt, die Zeit und meine Arbeitskraft richtig zu schätzen, während ich bisher mir mindestens zehn mal soviel täglich und jährlich vorzusetzen pflegte, als ich ausführen konnte. Ich habe verzichten gelernt auf so manches, ich halte meine Zeit zu Rath und ich hoffe nicht zu viel zu versprechen, daß im Laufe des neu begonnenen Jahres doch ein Theil des Werkchens ans Licht treten soll."

Was das neu begonnene Jahr bringen sollte, das ahnte der Schreiber dieses Briefes freilich nicht. Die großen Interessen der stürmischen Zeit haben ihm nie wieder Muße gelassen, die Claudius-Biographie zu schreiben. Einstweilen gab ihm die Zuckerfabrik zu thun und außerdem fast ausschließlich die Sache der innern Mission. Er las die „kirchliche Armenpflege" von Chalmers, ein Buch, das damals Epoche machte, schrieb Auszüge daraus, schrieb auch für Wicherns fliegende Blätter, und die Denkschrift an die Kreisstände wegen des zu vergrößernden Rettungshauses. Dazwischen korrigirte er Mariens Novelle, spielte mit den Kindern — es war ein schönes reiches Leben.



Kapitel III.

Das Revolutionsjahr.

Am 26. Februar 1848 war die ganze Nathusius'sche Familie zu einer Geburtstagsfeier in Königsborn versammelt. Es wurden dort einige Lustspiele aufgeführt, auch getanzt. Da hinein fiel das erste Gerücht von der in Paris ausgebrochenen Revolution. Am 28. war davon in den Zeitungen zu lesen. Tag für Tag brachten dieselben neue aufregende Nachrichten, die Nathusius mit Eifer verfolgte. „Mit jeder Woche" schreibt er „war die Revolution, die von dem Platzen des alten Pariser Hexenkessels aus, die Welt unter ihre wilden Wasser setzte, näher und näher geschwollen. Schon war auch in Magdeburg eines Tages das Pflaster aufzureißen versucht, in Aken (wo Mariens einer Bruder stand) das Rathhaus gestürmt." . . . Ernste Stimmen redeten von drohender Republik. Philipp Nathusius, als Haupt des großen Fabrikortes und Polizei-Obrigkeit mehrerer Dörfer, wurde in nächster Nähe von den Zeitereignissen berührt. Mehrmals schon war ein Arbeiter-Auflauf angekündigt. Da erreichten am 20. März die ersten Berliner Nachrichten Althaldensleben: „Revolution in Berlin — Prinzen geflüchtet, gefangen genommen — viele Generale todt — der König geflüchtet!" Mit diesen Gerüchten rief Marie ihren Philipp, der eben mit einem Programm zum zweiten vereinigten Landtage beschäftigt war, ans Fenster.

„Dann folgten mehrere Tage, in welchen man durch ein künstliches Lügengewebe in den Zeitungen das Publikum zu täuschen suchte, als ob alles ein vorübergehendes Mißverständniß und nach dem ‚löwenkühnen Kampfe' Bürger und

Militär bereits wieder verbrüdert, alles in schönster Ordnung und eine rosenrothe Zeit deutscher Größe und Eintracht im Anbruch sei. Des Königs unglücklicher Umritt mit der dreifarbigen Fahne und seine Erklärung, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen, — das alles machte, wenigstens auf einige Tage so irre, daß man nicht klar sah, wie die Sachen in der Hauptstadt standen, wie alles gemeint war." Bei den damaligen Zeitungsverhältnissen spielten die Privatnachrichten eine viel größere Rolle als jetzt. Für Althaldensleben vermittelte das Magdeburger Geschäftshaus die Kenntniß der Ereignisse und Stimmungen. Besonders der Onkel Hillebrand, der in den Märztagen in beständiger Angst lebt und Tag und Nacht keine Ruhe hat, schreibt vieles, schickt u. a. den Bericht eines befreundeten Berliner Geschäftshauses über die Vorgänge des 18. und 19. März. Auch in Althaldensleben ging es unruhig her. „Jeder Morgen, jeder Tag brachte wenigstens neue Nachrichten, Mittheilungen, Gespräche." Da kam der Hundisburger Bruder von einer Reise zurück in höchster Aufregung, redete von der Aussicht zum Bürgerkrieg. Der Förster berichtete von beabsichtigten Gewaltthätigkeiten der Leute beim Laubharken. Verständigung mit dem Patrimonialrichter, mit Fabrikarbeitern, Werkmeistern und Anderen wurde gesucht. Dann ging es zum nachbarlichen Kränzchen beim Grafen Schulenburg in Emden, auf besonders herzliche Einladung zum engen Aneinanderschluß. Diese bewegte Zeit schildert Philipp in einem Brief an Carl Scheele:

27. März 48.

„Wie haben sich die Sachen geändert! Seit den ca. 8 Tagen, daß ich Dir schrieb. Wer in diesen Wochen nicht die Strafgerichte Gottes mit Händen greifen kann, der muß wahrlich mit Blindheit geschlagen sein, denn die Kerls mit falschen und mit echten Bärten, die würdens nicht machen,

wenn nicht sein Finger dazwischen wäre. 4 Wochen sinds nun, daß in unsere Ruhe der Blitzstrahl aus Paris fuhr — ein Königshaus, das für den Eckstein des europäischen Friedens, für das Muster der Politik galt — von Gott und sich selbst verlassen, fiel und ohne einen Mann, der ihm geblieben, fast ohne einen Laut des Bedauerns, eine Revolution in 24 Stunden fertig war, ohne daß die selbst, die sie machten, sie beabsichtigt hatten — und eine Revolution von ganz anderer Bedeutung als die von 1789, wenigstens der Anfang einer Revolution der menschlichen Gesellschaft, nicht der Staatsformen."

„Das Unglaublichste geschah weiter, und das Sprichwort: Gottes Fürsehung und der Menschen Dummheit regiert die Welt, bewährte sich von neuem. Um den abgetragenen und als unbrauchbar ausgezogenen Pariser Rock rissen sich alsbald die 36 deutschen Bundesstaaten, und Michel regte sich in ihnen allen zum Beschluß, an einem Zeitungstage in Hohenzollern-Sigmaringen nnd Schwarzburg-Rudolstadt, am folgenden in Hohenzollern-Hechingen und Schwarzburg-Sondershausen; Lichtenstein, die Reußischen Länder und Lübeck sind die einzigen, wovon ich nichts vernommen. Bis dahin konnte man noch mitunter lachen, über den schnellen und unblutigen Wiener Umschwung fast sogar froh sein. Schon denkt der Bundestag, ins gute Preußenland nach Potsdam sich zu verlegen und noch sahen wir mit Stolz auf unsern König, als den einzig festen. Da vor 9 Tagen plumpst Berlin hinter den andern her und schwerer als sie alle. Das Blut, um das so viel erschrocken und gejammert wird, ist nicht der Rede werth. 200 vom Pöbel und bis Freitag 15 vom Militär sind die ganzen Todten. — So grob wie diesmal haben die Leute ihre Zeitungslügen doch noch nie herumgeschickt, aber das Ereigniß mit seinen Folgen ist seit 1815 das größte weltgeschichtliche, nicht bloß für Preußen, und aus den kleinlichsten Veranlassungen

hervorgegangen. Die tölpelhafte Konstitutionsaufregung der Bürger aus den Zeitungen, von der einen Seite gereizt durch Hoffart der Militärpartei, von der anderen benutzt von einheimischen und fremden Propagandisten, alle das sind doch in der That nur kleinliche Veranlassungen und der Finger Gottes, oder wie ihn Ungläubige zu nennen pflegen, der Zufall, ist auch hier so sichtlich im Spiele gewesen, wie selten in der Geschichte."

„Es ist der Anfang eines Gottesgerichts, das sich jeder in gleichem Maße zur Läuterung mag dienen lassen. Über die wüste und kalte, auch hier noch witzelnde Stadt Berlin ergeht es am ersten, schon jetzt im Zittern und Zagen seiner Bürger, über die Großen überall zuerst, aber sicherlich auch über die Kleinen. Vor allen über den Höchsten im Lande. In die harten Reden aller entschlossenen Konservativen kann ich nicht einstimmen, aus einem starken Rest von Pietät und aus einem lebhaften Mitgefühl für einen Phantasiemenschen, dem ich noch voriges Jahr einen Energie-Mann an die Seite wünschte. Auch hier sehe ich ein großes Gottesgericht, aber schlage lieber mit dem Zöllner an meine eigene Brust. Daß der König gefangen ist, kann man jetzt nicht mehr sagen, da sie ihn nach Potsdam gelassen haben, aber die Stimmung ist es doch, nicht bloß auf dem Lande, auch schon in den Städten. Durch den Abfall des Königs ist jeder im Lande paralysirt. Wer auch sagt: meinen Eid hat er selbst gelöst — der wagt doch nicht danach zu handeln. Die Stimmung im Militär soll die düsterste sein, einzelne Data darüber höchst merkwürdig. So ein Geist eines geschichtlichen Daseins stirbt nicht so leicht. Der Prinz von Preußen hat seiner Umgebung das Ehrenwort abverlangt, gegen den König nichts zu unternehmen. Nicht alle habens gegeben. Er ist jetzt wirklich fort, wars aber noch nicht, als die Staatszeitung es meldete. Gestern konnten etliche 1000 Bauern von jenseit der Elbe vor Berlin stehen,

aber man hat sie veranlaßt, bloß Deputationen an den König zu schicken. Den älteren Staatsdienern ist es, als ob die Welt unterginge, auch da ist so ein Geschichtsgeist, der so rasch nicht stirbt. Die älteren Bürger sahen die dreifarbigen Fahnen an mit traurig bedenklichem Kopfschütteln, auch die jüngeren fangen an, sich zu besinnen und zu bangen. Eben während ich dies schreibe, war der Revolutionär von Neuhaldensleben bei mir, der vor drei Tagen noch dem Volk gepredigt hat, Pöbel gebe es nur noch in seidenen Kleidern, für die Armen breche eine neue Zeit an! Er bot mir unter vielen versteckten Entschuldigungen 80 zuverlässige Arme gegen die Althaldensleber Bevölkerung. Nur der erste Akt sei vorüber, sagte er sehr verstört und verschüchtert. Das Landvolk, das einzeln zur Stadt kommt, wundert sich, daß so viel Färbereien plötzlich entstanden oder meint, beim Kaufmann nicht mehr bezahlen zu brauchen. Die Preßfreiheit wird von ihnen auf die wunderlichsten Weisen ausgelegt. Auf den Rittergütern fürchten sie für ihre Jagdliebhabereien, die Domänenpächter sind wie geschlagene Leute. Jeder hat seine Privatbesorgnisse. In Berlin, dem traurigem Babel, das die Schande auf sich geladen hat, der plattesten, fadesten, erfindungslosen Nachäfferei französischer Moden, wie sie kein deutsches Land so getrieben hat — in Berlin sitzen und schmauchen die Studenten im Königlichen Schloß und ‚Nationaleigenthum'. Ich habe selbst einen Brief von einem gelesen, aus dem Zimmer einer Hofdame datirt. — Die Ferien werden diese Bürschchen ja wohl zerstreuen. Schleswig-Holstein ist mit einer würdigen ganz konservativen Erklärung von Dänemark abgefallen, Posen so gut wie los von Preußen, in Pommern ist Erledigung des Herzogsstuhls und Anschluß an Mecklenburg berathen. Sie wird schwerlich zur That und offiziell werden."

„Bis letzten Donnerstag herrschte noch die Hoffnung im Wirwar. Seit Freitag, wo mir über die Berliner

Sachen das rechte Licht aufging, habe ich einige so niedergeschlagene Tage erlebt, wie noch nie zuvor. Seit gestern ist die Hoffnung wieder in mir vorherrschend geworden, daß ein Bürgerkrieg für jetzt nicht zum Ausbruch kommen und der äußere Weltkrieg recht rasch hereinbrechen wird. Alles ist Zunder und Pulver, jeder Tag kann den Funken hineinwerfen. Wehe dann unserm armen Deutschland für die nächsten Jahre. Seine Einheitsschreier werden es schwerlich schützen. Unser Gebet muß auch jetzt sein, daß, sofern es Gottes Wille ist, er auch den äußeren Krieg noch abwende, vor allem, so lange es irgend das Gewissen zuläßt, keine innere Feindschaft! Aber reden, schreiben, Deputationen schicken, alles, was sich auf friedlichem Wege thun läßt, thun für Eintracht, Mäßigung, Recht, damit der gesunde Sinn nicht ganz die Oberhand verliere. Aber alles ohne reaktionären Anschein."

„Ich wollte Dir eigentlich schreiben von dem Pflanzenpäckchen, das Marie heute für dich absenden will und habe statt dessen mein Herz ausgeschüttet: man kann jetzt fast nichts anderes fühlen, denken oder thun, wo jeder Tag neue Weltumwälzung bringt. Das äußere Leben hat seit wenigen Tagen allen Reiz für mich verloren, bis in die geringsten Kleinigkeiten hinein, da man zumal in meiner Stellung nicht weiß, wie viel binnen 8 Tagen von den eigentlichen Grundlagen des äußeren Lebens noch steht. Doch suche ich es so möglichst im alten Gleise hinzuführen, und bin des Einen froh, daß Einer fest steht, das ist unser Hergott droben. . ."

„Daß schon zum vorletzten Sonnabend Demonstrationen angesagt waren, meldete ich Dir wohl schon. Ich that nichts und es geschah nichts. Diese Woche ward es lauter. Am Donnerstag rückten des Abends 40 Arbeiter mir ins Haus um Lohnerhöhung. Am Sonnabend war große Bewegung der Gemüther, zum Abend wollten sie die Trommel rühren, wenn sie ihre Forderungen nicht erhielten

— ordentliche Leute könnten nicht auskommen. Die Wortführer sind fast nur solche, die schon auf dem Zuchthause gesessen haben. Mittags ließ ich einen Sicherheitsverein zusammentreten, zu dem sich kräftige Angesessene uud reputirliche Leute unterschrieben. Abends bei der Auslöhnung, wo es losgehen sollte, ließ ich einen jungen Burschen, der sich unnütz gemacht hatte, aus ihrer Mitte durch den einzelnen Polizeidiener verhaften. Darauf sind die andern ruhig nach Haus gegangen und ist noch selten ein so stiller Sonnabend Abend im Dorfe gewesen. Gott gebe auch in unsern kleinen Verhältnissen seine fernere Gnade."

„Aus der heutigen Zeitung wirst Du gesehen haben, daß der ganze Heldenmuth der Berliner mit französischen Frankenstücken bezahlt ist, 2 Francs pro Tag. Die Todtenliste weist nach, daß ein Tapezier alles ist, was etwa Bürger genannt werden kann von den Gefallenen. Und das nennen die Kümmeltürken aus den andern Städten „göttergleiche Thaten." Schuster- und Schneidergesellen, aus dem kommunistischen Handwerkerverein, bezahlt mit 2 Franks den Tag, sind die Löwen gewesen, diese und ein paar unbärtige Studenten regieren jetzt das Land. . . . . Die Todtenliste beweist ferner, daß alle Zeitungsberichte die boshaftesten und niederträchtigsten, absichtlichen Verleumdungen gewesen sind, die noch je erfunden worden, und die ganze Geschichte beweist, daß dies Volk nichts anderes werth ist, als die russische Knute, die sie vielleicht auch bekommen werden."

An seinen Bruder Wilhelm:

30. März. „Ich habe in diesen Tagen jede gründliche Einseitigkeit ordentlich beneiden können, nicht nur eine entschlossene Reaktionsstimmung, sondern sogar die Hornviehmäßige Bornirtheit unserer Liberalen, die sich noch in rosigen Träumen wiegen, während ihnen der geplatzte Dampfkessel ihres Hochdrucks-Systems schon um die Ohren fliegt. Fast den beneidenswerthesten Glauben hat aber der Pastor

Pistorius, der eben von mir ging: er sieht das Ganze als eine Strafe für die — Union an! und ist so naiv zu hoffen, daß der Staat sich nun um die Kirche nicht mehr bekümmern werde. Man sieht aus hundert Exempeln, daß die Hoffnung den Menschen zum Leben so nöthig ist, wie dem Fisch das Wasser. — In der Vielseitigkeit, in der mir selber, wie oben gesagt, nicht wohl ist, kann ich mich auch in des unglücklichen Königs Lage lebhaft versetzen. . ."

„Dein Brief, der auf das Eine was Noth thut, hinweist, hat mich sehr erfreut. Ich sehe was uns seit vierzehn Tagen, wie ein Blitz aus heitern Höhen betroffen hat, als ein großes Strafgericht Gottes an, auf daß die Herzen kund werden und sich reinigen, und das staunenswerthe ist, daß es fast über Alle zugleich ergeht. Vielleicht will Er 's gnädig machen, daß wir nicht erst jahrelang durch die schalen Fragen des Constitutionalismus uns zu winden und langsam Herz und Geist abzutödten brauchen, sondern gleich mit einem Schlage mitten in die Schreckgespenster des crassesten Radicalismus und in die souveränste Pöbelherrschaft versetzt werden. Vielleicht daß durch diesen einen gewaltigen Schlag einer allmähligen Fäulniß soll vorgebeugt werden und daß Preußen Lebenskraft genug besitzt, noch einmal aus der tiefsten Erniedrigung gestärkt hervorzugehen. Du siehst aus diesen Vielleichts, daß auch ich nach den ersten Tagen der dumpfen Betäubung schon wieder nach dem Lebenselement der Hoffnung schnappe."

„Wenn man etwas verlieren soll, fühlt man erst den Werth recht. So werde ich jetzt erst gewahr, daß ich in der That an der geschichtlichen Individualität Preußens hange, daß ich es ungern aufgäbe. Soll das aber auch sein, gut, — wenn auch nur ein wirkliches „Deutschland" wieder hervorgeht. Ja wenn auch nur die christliche Idee der Menschheit, deren Hauptquartier unser Europa ist, gerettet würde und nicht einer todten und wüsten Gesetzlichkeit

Platz macht, die alle freie und sittliche Wirksamkeit aufhebt und ihrerseits wiederum nothwendig dem bloßen Faustrecht weichen muß. — Denn daß ich nicht an Jagdrechten, Patrimonialgerichten und solchen Lapalien hänge, traust Du mir wohl zu."

„Möglich aber auch, daß das nächste halbe Jahrhundert in Knechtschaft, Blut und Schmach, daß unser Leben im Strafgericht dahingeht und erst unseren Kindern bessere Tage wieder bescheert sind. Ich spreche mit Steins Wort: Auf die menschlichen Lenker der Schicksale habe ich auch nicht das geringste Vertrauen, aber ein unbedingtes auf Gott!" —

„Was zu thun ist? — An eine Reaction in dem aristokratischen Sinne, der an Liebhabereien hängt und für Lebensbequemlichkeiten fürchtet, hat wohl kein vernünftiger Mensch gedacht. In den ersten Tagen aber ließ sich an eine solche im Sinne gesunder Volksehre denken, ohne von den königlichen Conzessionen etwas zurück zu nehmen, an eine Rection gegen den ferneren Unfug des bezahlten Berliner Literaten- und Straßenpöbels und gegen die Verachtung des Auslandes. Dazu waren in der letzten Hälfte der vorigen Woche Hermann und Euer Bismarck-Schönhausen auf den Beinen, überzeugten sich aber bald von der Unthunlichkeit — und nur ein verspäteter und noch dazu sehr ungeschickt gerathener Sprößling davon ist jener Wanzleber Reactions-Versuch, von dem die heutige Zeitung zu berichten hat. August, der heut hier war, sowie die meisten Gutsbesitzer, Domainenpächter, Bauern, 130 Seehäuser Bürger, Magistrat und Stadtverordnete von Wanzleben u. s. w. hatten unterschrieben, als ein Justizkommissar die Mine in die Luft sprengte. An einen König, den man für unfrei erklärt, kann man keine Adressen mehr richten; seit sie ihn klugerweise zum Besuch nach Potsdam geschickt, konnte man auch nicht mehr

sagen, er sei unfrei und in allen Fällen hatte dies Sagen etwas sehr Mißliches und einen unkonservativen Beigeschmack."

„Heute Vormittag waren wir mit den Schulzen und Schöppen des Kreises beisammen wegen der Anordnung von Schutzvereinen. Nachdem die Geschäftssachen abgemacht, provozirten diese Leute selbst und unveranlaßt auf Demonstrationen gegen die Berliner Bewegung; wir sprachen sie aber zur Ruhe. Unter den Bauern wird diese Stimmung ziemlich allgemein sein, es ist ein dunkles Gefühl vom Unrecht das geschehen und von Befürchtungen für die Zukunft, das sie in die handgreiflichen Worte kleiden: daß die Berliner gegen unser Militär so schlecht gewesen wären. — In Eurem Über-Elbischen scheint ihr noch eine Generation zurück, wenn noch Bauern gegen Feudalsitze aufstehen. Bei uns sind's überall die kleinen Leute, die gelegentlich die Bauern prügeln, und das würde jede Reaction schon mit einiger Gefahr verbinden."

Wie ein Bann lag es in jenem Frühjahr 1848, das so besonders früh und schön war, auf den Gemüthern. Philipp klagt, daß ihn die Ungewißheit aller Dinge und die Spannung zu nichts kommen ließen. „Um mit dem Leben wieder anzuknüpfen," entschließt er sich, eine angekommene Bücherkiste auszupacken. Fast täglich schrieb er Artikel in die Magdeburger Zeitung.

In den ersten Tagen entstand der Gedanke bei ihm, Althaldensleben mit seiner ganzen Thätigkeit zu verlassen. Aber „mit der Gewöhnung an die neue Unordnung der Dinge, der wenigstens äußerlichen Ruhe, die eintrat, kam jener Gedanke ins Schwanken." Auch bei seiner Marie fand er entschiedenen Widerstand. Besonders war es ein Gang durch den Forst in dem wunderschönen Frühlingswetter, das ihm das Fortgehen schwer aufs Herz wirft. „Das Herz sammelt und öffnet sich wieder für Familie und Natur." Er gründete damals um Ordnnng im Dorf zu

halten einen Schutzverein, übernahm selbst als Mitglied Nachtwachen, wenn die Reihe an ihn kam. Auch ein Singverein wurde gestiftet und ein Männerverein zu Zusammenkünften mit den Einwohnern und zur Fürsorge für den Ort. Dazu ließ er die alte Kapelle in Stand setzen, die lange als Laboratorium gedient hatte. Anfang April folgte er einer Einladung des Präsidenten v. Gerlach nach Magdeburg zur Vorberathung über eine zu gründende konservative Zeitung. Das war der Anfang seines herzlichen Verkehrs mit dem frommen, edlen Mann.

Zu Ostern kamen die Brüder nach Althaltensleben. Philipp berichtet von „lehrreichen Gesprächen mit Wilhelm und dessen beruhigenden Ansichten". Im Contrast mit der schweren Zeit, verlebten die Brüder die Festtage „in einer Art Jugendtraum". In der Mutter kleinem Garten wurde Ball geschlagen, gemeinsame Spaziergänge unternommen. Eine Zeichnung von Heinrich Nathusius zeigt die Familie am Waldrande sitzend, vor ihnen zwei Hasen von zwei Hündchen attakirt, empfangen diese keck und kampflustig — mit Beziehung auf die gewandelten Jagdverhältnisse, die freilich weniger Philipp als seine Brüder berührten. Dieser stützt sich auf einen mächtigen Hainbuchenknorren, und hat die andere Hand um seiner Marie Schulter gelegt — ein in mehrfacher Weise symbolisches Bild.

Es kam nun die Zeit der Volksversammlungen und Nathusius verfehlte nicht ihnen beizuwohnen. Von der einen, wo sich Uhlich als Candidat zur Berliner Nationalversammlung vorstellte, schreibt er: „Es war ein schöner Frühlingsabend im April 1848, als ich ihn wiedersah .... Gefährlichere Candidaten waren mit Gottes Hülfe — und recht gesagt, mit ihrer eigenen Hülfe — aus dem Wege geräumt; gegen diesen hatte ich mir vorgenommen kein Wort zu reden, eine vollkommnere Null in einer politischen Versammlung würde es, so glaubte ich, nicht geben können ....

Meine Erwartungen wurden durch seine Wahlrede übertroffen. Die guten Wahlmänner standen und warteten auf dem bestimmten Fleck eine Viertelstunde nach der andern; unterdessen saß der Candidat dort hinter erleuchteten Fenstern an der wohlbesetzten Tafel eines Patrioten bei einem Glase Wein. Endlich trat er heraus und ward auf eine Art Terrasse geführt. Da stand er mit leuchtendem Angesicht und begann seine Wahlrede — man erinnere sich, eine politische Wahlrede zur Nationalversammlung im April 48 — womit? — mit Hölty-Matthisson'schen Betrachtungen über den schönen Abend und den lieblichen Mondenschein; dem gleich war das übrige. Als er endlich zur Sache, zu der Aufgabe der Versammlung kam, in die er gewählt zu werden wünschte, sagte er nichts, was nicht auf die Provinziallandtage seit 1823 eben so gut auch gepaßt hätte: es wäre doch billig, daß auch den Vertretern des Volkes eine Ansicht über die Gesetze vor ihrer Erlassung gestattet würde, und dergl. Sachen mehr. . . . . Die Rede war vorbei, und es wäre eigentlich schwer gewesen zu sagen, was er gesagt hatte. Ein Gefühl davon mochte wohl auch durch einen Theil der Versammlung gehen, denn es hieß, die gewiegteren Wahlmännner, die Herren Städter, würden ihn jetzt noch auf der Ressource einem examen rigorosum über seine politischen Kenntnisse unterwerfen, von dem die Entscheidung abhängen sollte. Was der Herr Candidat dort für Anworten gegeben hat, weiß ich nicht . . . . . ."

Philipp an seinem Bruder Wilhelm: 2. Mai: „Am 2. Ostertag war Volksversammlung in Neuhaldensleben, wo Barsekow (Ök. Komm.) eine wüthende Rede hielt: in diesem Kreise dürfte kein Rittergutsbesitzer auch nur zum Wahlmann erwählt werden; er malte mit den abgetragensten, schwärzesten Farben und er brachte auch eine ziemlich tumultuarische Wirkung hervor. Althaldensleben war in großer Zahl da . . . . . Hier zogen sie die praktischen

Consequenzen: Laubharken und Kartoffelacker ist das einzige, weshalb sie sich für die Wahlen interessiren; die Kossathen selbst waren dumm genug, sich anzuschließen, in der Meinung eine höhere Abfindung von mir zu erhalten, während sie doch bloß eine niedrigere von jeder Neuerung erwarten können. Versammlung folgte auf Versammlung; Drescher und Handwerker waren die allgemein designirten Candidaten. — Sonnabend trafen meine Leute, die es als Ehrensache des Gutes nahmen, und die Fabrikanten, die die Fabrik auf dem Spiel glaubten, Gegen-Verabredungen. Nun förmliche Parteiung und Erbitterung, und zum Sonntag lud Sr. Majestät [das souveräne Volk] die Neuhaldenslebener Volksredner ein, die denn mit einigen hundert Leuten erschienen. Es war eine Tribüne erbaut, einige tausend Menschen beisammen. — Daß ich mitten unter sie ging, brachte die Neuhaldenslebener in die Lage, mit Privat-Entschuldigungen gegen mich anfangen zu müssen. Ich sagte, daß ich mich im Gegentheil freute, weil sie als Unbetheiligte die cursirenden Irrthümer benehmen könnten. Barsekow sagte ich über seine neuliche Rede geradezu meine Meinung — ohne daß ich es ihm aber persönlich übel nehmen wolle. Nun hielten sie Alle ganz konservative Reden, wodurch Barsekow seine improvisirte Autorität bei allen unruhigen Köpfen völlig untergrub, dagegen aber vielleicht ebensoviel juste milieu wieder gewann . . . Zum Schluß setzte ich ihnen auseinander, worauf es ankam und worauf nicht, auch bei uns. Darauf bin ich denn gestern in der ersten Wahl mit 251 Stimmen aus 323 hervorgegangen, desgl. auch zum Frankfurter Wahlmann erwählt, und es war keine einzige unserer 6 Wahlen, die nicht gleich bei der ersten Abstimmung eine absolute Majorität ergeben hätte — eine „politische Bildung", über die ich aufrichtig erstaunt bin . . . . Die Sache ging im Eichwalde und mit militärischer Ordnung vor sich . . . . . Zum Schluß

habe ich Bier zum Besten gegeben und der Gesangverein sang etliche Lieder. Abends kamen sie mit 30 Fackeln und 2 großen Fahnen [preußische und deutsche] vor unser Haus und brachten ein Ständchen .... Ich melde mich morgen wahrscheinlich zum Candidaten ....."

5 Mai. „Vorgestern war Vorversammlung der Wahlmänner in Erxleben, wozu aber auch viel Publikus gekommen. Die Anordnung war gleich Anfangs so schlecht, daß ich mich ihrer annahm, auch absichtlich, um mich so ins öffentliche Auftreten und Reden hinein zu bringen. Das konnte ich nicht verhindern, daß sie erst abstimmten und dann redeten. Da ich nun blos 2 Stimmen bekommen hatte, so mochte ich mich hinterher auch nicht melden. Die Demagogen haben sich gegenseitig im Schach gehalten und konterkarirt; der erzkonservative Röttger war der einzige Neuhaldensleber, der Stimmen hatte — 5 an der Zahl. Es waren am Ende keine Candidaten da, als für Berlin: Löw aus Wettin, Uhlich; für Frankfurt: Löw aus Magdeburg, Minister Gf. Alvensleben — 12 Stimmen. Der Wettiner Löwe brüllte sehr und sieht aus wie ein ausgehungerter, bissiger Hecht. Er hielt eine sehr lange und feurige Freiheitsrede, und als es ihm ruhig hinzugehen schien, mußte ich mich dazu entschließen, ihm aus einigen besonders vergallopirten Stellen derselben einen kleinen Strick zu drehen, an dem ich ihn als Republikaner denunzirte. Das lernt man erst heutzutage, von jemandem, der einem Schulter an Schulter steht, vor etlichen hundert Menschen mit guter Manier, aber doch laut und deutlich zu sagen: Den nehmt nicht! — Nun ward er erst in die Debatte gebracht, sprach selbst noch gereizter als zuvor, und das Resultat war — wie ich hoffte — eine totale Niederlage, die sich in der Stimmung der Versammlung und in seiner eigenen aussprach."

„Über die Frankfurter ward gar nicht debattirt; privatim indessen gewann — besonders durch den Eindruck von des Bruders Löw Rede — der Minister [Alvensleben] bedeutendes Terrain, und im Vertrauen hat er sich auch gegen mich erklärt, die Wahl annehmen zu wollen. Ganz zuletzt überwand Günther noch mit einem furchtbaren Anlauf die deutsche Bescheidenheit, um sich als Berliner Candidat mit Gewalt aufzudrängen. Er verfuhr ganz nach des Wursthändlers Muster im Aristophanes, indem er den Leuten bloß eßbare Gerichte vorsetzte: Jagd sofort aufheben, nicht ablösen — Handwerkern auf dem Lande helfen (aus denen die Wahlmänner hauptsächlich bestehen) — Chausseen auf Staatskosten bauen, und zwar das alles sofort. — Sie lachten aber über diese handgreifliche Comödie und Uhlich scheint also das Schlachtfeld für Berlin zu behaupten."

„Gestern Morgen fing es an von Wahlmännern bei mir zu wimmeln: ein großmäuliger Kossath aus Schakensleben, der Hillersleber Pastor, der Gerichtsrath Röttger, der Kreisrichter Goßlar, der Graf Schulenburg-Altenhausen erschienen nach einander. Aus der allgemeinen Stimmung ersah ich, daß nach Berlin für einen Rittergutsbesitzer keine Chance ist; daß ich durch eine Meldung nur die Stimmen für Uhlich theilen und für Löw wieder eine Chance herbeiführen könnte, und auch durch meine Meldung für Berlin die Chance für Alvensleben nach Frankfurt beeinträchtigen könnte, wenn nach beiden Orten ritterschaftliche Candidaten erschienen und in Schrecken setzten. Also lasse ich meine Meldung für Berlin. Uhlich ist ein ziemlich unschädlicher Mann, eine reine Null in einer politischen Versammlung, wird sich selbst dort bedeutenden Schaden thun, und kommt dann obendrein wahrscheinlich nicht zur Synode, wo er mehr Schaden thun kann. Für den Minister ist die Chance im fortwährenden Steigen und das Wahlmanns-Collegium für Frankfurt ein viel ordentlicheres als das für Berlin . . ."

Die Wahlen fielen aber doch anders aus als er erwartet hatte. Zwar wurde Uhlich für Berlin gewählt, aber nach Frankfurt entsandte man nicht den trefflichen Grafen Alvensleben (früher Finanzminister und im ganzen Kreise ungewöhnlich populär als „der olle Alvensleben") sondern den Magdeburger Lehrer Löw. Nachdem die Sache vorbei war, schreibt Philipp: „Es war mir ordentlich froh und leicht ums Herz, daß nun die ganze Sache vorüber, die mich doch zwei Wochen lang in unausgesetzter Spannung erhalten hatte. Da habe ich mich nach Tisch mit unsern Kindern auf die Erde gelegt und gespielt und ihnen Häuser gebaut."

Sein Bruder August beredete ihn, sich an den Aufrufen für eine deutsche Flotte zu betheiligen. Er schrieb Briefe und Proklamationen und suchte unter wohlhabenden Bekannten in Magdeburg dafür zu wirken. Es war dies eine von den Regungen der neuen Zeit, in der ein berechtigter Gedanke zum Ausdruck kam; aber die Betheiligung der liberalen und demokratischen Elemente machte streng Konservative mißtrauisch, was Hermann v. Nathusius ziemlich scharf seinem Bruder Philipp gegenüber betonte. Nachhaltiger war seine Wirksamkeit für die konservative Zeitung, wofür ihn Präsident v. Gerlach gewonnen hatte. Er warb dafür mit Erfolg und schrieb Artikel. Am 1. Juli erschien die „Neue Preußische Zeitung" mit dem Zeichen des eisernen Kreuzes.

Im Juni war Nathusius einige Tage in Berlin, besuchte den konstitutionellen Klub unter dem Präsidium von Robert Prutz, er erlebte die von der löblichen Bürgerwehr ungestörten Vorspiele zum Zeughaussturm. Er schreibt über den Volksauflauf vor der Singakademie, in welcher die Nationalversammlung über „Anerkennung der Revolution" abgestimmt hatte: „Beim Herausgehen war der Minister Arnim, der liberale Mann, umringt worden, das Losungswort war gegeben worden, ihn aufzuhängen; Studenten

nahmen ihn in die Mitte und geleiteten ihn nach der nahen Aula, umwirbelt von einer sturmartigen Zusammenrottung von tausend Menschen, aus dem ein Gekreisch der Gedrängten, ein Geheul der Wüthenden, ein Gegacker der Neugierigen, ein Gebrüll der aus bloßer Rohheit mitschreienden sich erhub, als ob hundert Menagerien auf ein Mal losgeworden wären. Über dem Knäuel tauchten, auf die Schultern gehoben, Studenten hervor, die das Volk harangierten, von denen man aber nur die Mundbewegung sah, bis endlich die Neugierde zu hören es über den Lärm davon trug, und einige Stellen aus Schiller zu hören waren. Man muß solche Scenen einmal mit erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. An einer andern Stelle hatte man den Prediger Sydow, den Erwählten des freisinnigen Berlin, mit Fußtritten behandelt und in den Spreekanal zu werfen gedroht. Andern Abgeordneten war in geringerem Maße ähnliches passirt . . . Minister Hansemann war nur durch eine Gartenthür in seine, neben der Singakademie gelegene Wohnung geschlüpft, Minister-Präsident Camphausen hatte sich durch eine Hintertreppe entfernt, aber selbst auf der Hintertreppe war ein Kerl auf Posten gestellt gewesen, der Volk herbeigerufen hatte. Die kleine Bürgerwehr-Abtheilung vor der Thür hatte all dem Skandal ruhig, Gewehr bei Fuß, zugesehen; sie seien doch zu schwach, um zu steuern, und würden die Aufregung nur vermehren, hatten sie ganz naiv gesagt. Auch Uhlich hatte mit gegen den Antrag gestimmt [die Anerkennung der Revolution]; sein Gesicht war leicht erkenntlich, auch er wurde beim Herausgehen von S. Majestät dem machthabenden Pöbel mit Vorwürfen angefallen. Seine milde Entschiedenheit zog sich mit der Erklärung heraus: er sei ja nur dagegen, daß die Revolution so beiläufig wie durch diesen Antrag anerkannt werden sollte! So kam er durch. Schreiber dieses hat den Vorgang von einem Ohrenzeugen, der ihn in derselben Viertelstunde ihm erzählt hat."

Am 18. Juni war auch in Althaldensleben die damals unvermeidliche Fahnenweihe. Hier aber war es keine schwarz-roth-gelbe, sondern Marie schenkte der von Philipp kommandirten Schutzwehr eine preußische Fahne, und nach der feierlichen Parade und den üblichen Reden bekam sie in dem reichlich gespendeten Bier das erste Hoch, weil sie dieselbe mit einem großen schwarzen Adler „so schön bemalt" hatte.

Am 28. besuchte Nathusius die Gnadauer Konferenz — auch ein Zeichen dafür, wo er jetzt Gleichgesinnte aufsuchte. Dann kommen in seinem Tagebuch vor: Versammlung des Sparkassenvereins, des Männervereins, und in Folge dessen Hausbesuche bei 50 Familien, in Betreff der Feuerungen. Dies gab ihm viel zu thun, und ebenso die Übungen der Schutzwehr, wozu er das Exercier-Reglement studierte. Auch stellte er ein Liederbuch für Wehrmänner zusammen und gab es in den Druck.

Am 13. Juli wurde wieder das Missionsfest in Althaldensleben gefeiert und dabei eine Versammlung verabredet zur Stiftung eines Vereins für innere Mission, die auch am 26. stattfand. Aber schon vorher war Philipp unwohl, am 6. August legte sich Marie am Nervenfieber, und 8 Tage darauf Philipp; auch einige Dienstboten hatten dieselbe Krankheit. „Obs nun eine Art Ansteckung gewesen ist," schreibt Philipp, „oder das böse Jahr, das sehr viel Krankheiten brachte, oder ob auch die geistige Aufregung und stete Gemüthsbewegung durch das pestartig grassirende Revolutionsfieber Schuld hat — das bleibt dahin gestellt. Genug, die Krankheit ist mir auch nicht ohne Segen gewesen, als erste Erfahrung dieser Art, sie hat mich besonders wieder mehr zu mir selbst und von dem politischen Treiben abgebracht. Solche ernste, fühlbare Ermahnungen sind doch sehr gut und nöthig."

Es folgte dann eine stille Genesungszeit, Philipp und Marie auf zwei Sofas neben einander in Mariens kleiner weißer Stube. In der letzten Septemberwoche ging es nach Lauterberg am Südabhange des Harzes, wo beide die Wasserkur gebrauchten, und von wo aus mit wiederkehrenden Kräften schöne Harzgänge gemacht wurden, „mit dem herrlichen Gebirgsgefühl und der Wanderlust, was sich mit dem Genesungszustand eigenthümlich mischte, und dadurch einen um so höheren Reiz erhielt.“ Philipp studirte in Ruhestunden die Geschichte der deutschen Landstände und die Englische Verfassung, und schrieb Artikel für die Kreuzzeitung.

Am 15. Oktober kehrten sie heim nach Althaldensleben, wo zur Feier von Königs Geburtstag ein preußischer Adler aus Metallguß auf steinernem Sockel enthüllt war mit großem Volksfest. Dies Zeichen des Patriotismus, aus freiwilligen Beiträgen gestiftet, ist gewiß ein merkwürdiges Resultat dieses Sommers und zeugt von dem Einfluß der Gutsherrschaft. Das Ende des Jubels, Illumination, Musik u. s. w. erlebten die Reisenden noch mit.

Philipp ging nun mit Eifer wieder an seine mancherlei Geschäfte und Interessen. Er hielt eine Versammlung des Vereins für innere Mission und ebenso des von ihm gestifteten Männer-Vereins, hatte aber dabei mit Muthlosigkeit und Enttäuschungen zu kämpfen. „Beides hat den ersten idealen Reiz verloren,“ schreibt er, „und nun gilts zu bewähren, daß man Liebe zur Sache hat.“ Während seiner Krankheit und Abwesenheit war dies alles etwas aus den Fugen gegangen. „Ja wie leicht ist es, schöne ideale Pläne zu machen, und wie schwer, den trägen irdischen Stoff zu überwinden, in sich selbst, in Anderen und in den Verhältnissen.“ Ein Brief an Perthes giebt ein rechtes Bild seines Lebens und seiner Stimmung.

D. 7. Nov. 48.

„Eben nehme ich in meiner Mußestunde Ihren Brief vom 27. Januar vor mich und denke zurück, was für eine Wucht von Ereignissen zwischen ihm und dieser Antwort liegt, mehr als ein 10jähriger Abschnitt der Geschichte. Mit welchen Hoffnungen sahen wir namentlich in Preußen damals noch einer reifenden Zukunft entgegen und jetzt — sind wir die Hoffnungslosesten auf der ganzen Erde, mich erfüllt dies ganze Getriebe mit einem solchen Ekel. Lassen Sie mich lieber davon still schweigen, es ist schön zu wissen, daß man sich versteht, auch ohne darüber viel Worte zu machen. Gewiß hätte ich mir das Vergnügen, das der Verkehr mit still Einverstandenen gewährt, nicht so lange versagt, hätte Ihre freundlichen Zeilen eher beantwortet, wenn ich nicht, — nachdem die ersten Stürme, die einen nicht zum geistigen Athmen kommen ließen, vorüber waren — auf das erste Krankenlager in meinem Leben wäre geworfen worden. Das Kränkeln, das vorausging, ein gastrisches Fieber und eine Nachkur in der Wasserheilanstalt Lauterberg haben mich zusammen genau ein Vierteljahr gekostet. Seit drei Wochen bin ich nun zurück und habe mich durch den aufgesammelten Geschäftswust nun soweit durchgearbeitet, daß ich bis an Ihren Brief gelangte."

„Eins muß ich Ihnen doch von den Allerweltsunruhen sagen, damit Sie aus meinem Unmuth darüber, der mich allerdings oft ganz weltüberdrüssig macht, nicht Besorgnisse schöpfen, nämlich, daß ich persönlich nicht davon betroffen bin. Es kam allerdings im März und April unter den hiesigen Fabrikarbeitern und Tagelöhnern, angeregt von einigen bösen Kerlen, die schon auf dem Zuchthause gesessen hatten, Forderungen von Lohnerhöhungen u. dgl. vor. Nachdem ich diese aber bestimmt zurückgewiesen, gleich beim ersten kleinen Muthwillen nachdrücklich die Polizei geübt, dann den Verständigeren ins Gewissen gesprochen und selbst die von den

unruhigen Köpfen ausgerufene Volksversammlung besucht hatte, haben sie mich zum Wahlmann und Schutzwehr-Obersten gewählt u. s. w. und die Vivats und Ständchen vor meinem Hause sind so in die Mode gekommen, daß ich ordentliche Angst davor habe, denn ich bin zu solchen öffentlichen Demonstrationen garnicht gemacht. Endlich hat das Dorf aus eigenem Antrieb an der Stelle eines alten hölzernen Adlers, der von 1815 auf einem Pfahl gestanden hatte, einen neuen metallenen auf einem steinernen Obelisk errichtet — eine Handlung so schreiender Reaction, daß das benachbarte Städtchen sich darüber sehr scandalisirt hat. Sogar die angefangenen Ablösungen von Abgaben und Diensten haben bei mir ihren ruhigen Fortgang gehabt und sind zum Theil diesen Sommer vollendet worden, was bei dem allgemeinen künstlich erzeugten Mißtrauen und der wüsten rechtlosen Habgier, zu der alle Zeitungen auffordern, auch ein seltener Fall ist. — Sie sehen also, daß ich in meiner nächsten Umgebung keinen Grund zum Klagen über die neue Unordnung der Dinge habe. Aber — unser armes Vaterland! und unser unglückliches Volk, das die verruchten Schandbuben, die sich Volksfreunde nennen, noch um sein Letztes bringen, um seinen Gott, seine Ehrlichkeit und seine Genügsamkeit. — Aber ich will nicht politisiren!"

„Sie betrachten es als etwas Neues, daß ich Ihnen von praktischer Thätigkeit geschrieben hätte. Lieber Freund, ich möchte sagen leider ist mir das garnichts Neues . . . . Mit 15 Jahren hätten Sie mich schon hinter dem Hauptbuche sitzend finden können. . . . . Daß ich mich um die Landwirthschaft im engsten Sinne wenig bekümmere, nicht sehr oft aufs Feld und in die Ställe komme, ist wahr, aber da ich einen sehr bewährten Administrator habe, so habe ich die specielle Sorge hierfür mir immer am fernsten liegen lassen. . . . . Außer der Verwaltung des Gutes im großen Ganzen, mit Polizei, Almosenwesen, Abgaben, Bausachen,

Rechtsverhältnissen u. s. w. habe ich zu besorgen: eine Forst von 3000 Morgen, in der kein Baum gehauen und keiner gepflanzt wird ohne meine besondere Anweisung, Baumschulen, Plantagen, den Park, drei Wassermühlen, eine Ziegelei, einen Steinbruch, Bierbrauerei, endlich die Porzellan- und Steingutfabrik, die ich doch im Allgemeinen beaufsichtigen muß."

„Wenn ich meiner Neigung folgte, würde ich mich allerdings hinsetzen und meine Bibliothek und meine litterarischen Liebhabereien pflegen. Auch war ich dies Jahr nahe daran, denn wenn nicht die edleren Pflichten des größeren Grundbesitzes mit den äußerlichen zugleich für mich da wären, so hinge ich ihn freilich an den Nagel und dies schien mir eine Zeitlang in der allgemeinen Verwüstung der Zustände für die Zukunft ganz abgeschnitten zu werden. Aber es stellte sich bald heraus, daß die praktischen Verhältnisse doch zehnmal stärker sind als die Theorien und trotz aller Abschaffungen, Aufhebungen u. s. w. womit man jetzt so freigebig ist, dennoch stehen bleiben. Und so bin denn auch ich geblieben."

„Daß ich mir zu dem oben genannten nun auch noch eine Zuckerfabrik und ein Kinder-Rettungshaus aufgebürdet habe, habe ich Ihnen also schon geschrieben. Für den gedruckten Bericht über Ihre Bemühungen sage ich den herzlichsten Dank. Gewiß werden Sie mit dem Arbeitgeben auch die innere sittliche Einwirkung auf die Leute zu verbinden suchen. Wie unerläßlich dieses ist, davon habe ich hier die Erfahrung wohl zur Hand: Mein Vater, der auch sein Vergnügen darin suchte, wie Sie schreiben, in aller Weise Beschäftigung und Verdienst zu mehren, hat dem hiesigen Ort mehrere 100 Einwohner zugezogen, theils Arbeitskräfte, theils hob sich der ganze Zuschnitt durch den ausfließenden Lohn so, daß Bäcker, Fleischer, Gastwirthe, Alles im Verhältniß zunahm, neue große Häuser entstanden u. s. w.

Und wie finden Sie dabei die Zustände der Mehrzahl? Etwa 100 Wittwen, deren Männer meist dem Trunk erlegen sind, die verlassenen, geschiedenen und ungetrauten Frauen miteingerechnet sind, gleich ein hervorstechendes Gepräge des Ortes. Der Familien, wo Mann und Frau auf dem Zuchthause abwechseln, giebt es mehrere und vornehmlich die Kinder dieser sind es, die mich zu dem Rettungshause zuerst bewegten, leichtsinniges Verthun und die bitterste Armuth finden Sie paarweise wechselnd . . . . Wenn der Winter naht, laufen sie mir das Haus ein um Arbeit und sobald die ersten warmen Lüfte wehen, findet sich niemand und mehrere 1000 Thaler Lohn gehen von hier jährlich in die nächsten Dörfer. — Ich führe dies Alles an, um zu zeigen, daß in der That mit dem bloßen Darbieten der Mittel zum Verdienst den Leuten nicht geholfen wird; verbunden mit einem förmlichen Almosenwesen, dem aber die nöthige Zucht fehlte, hat es die Folge gehabt, daß mit dem Spruch „In Althaldensleben verhungert keiner" der Abschaum der Umgegend sich dahin zusammenzog. Es kommt also Alles darauf an, den besseren Sinn zu wecken und der ist bei der äußeren Industriesteigerung völlig verwahrlost. Dies zu versuchen sehe ich seit einigen Jahren als meine Aufgabe an, leider von einem grundgemeinen, gewissenlosen evangelischen Prediger und einem ziemlich gleichgültigen katholischen garnicht unterstützt, ja sogar contrekarirt. Da gilt es denn sich von Hindernissen nicht abschrecken lassen, idealische Pläne — die so leicht zu fassen sind, und einen in der Regel im Schmutz stecken lassen — aufgeben und mit Geduld Schritt für Schritt das Seinige thuend, Gottes Segen zu erwarten."

„Ich sehe, daß mein Brief sehr lang geworden ist. Hier bin ich also einmal meinen Liebhabereien gefolgt, daß ich es aber sonst nicht sehr thue, davon hätte ich Ihnen als demonstratio ad oculos noch anführen können, daß mein Claudius-Buch immer noch nicht von der Stelle rückt.

Wenn ich, wie meine Frau, könnte mitten aus dem Wirthschaften sich eine halbe Stunde hinsetzen und Novellen schreiben und dann Kinder warten und dann ein Lied komponiren und dann flicken, zuschneiden, einmachen und dann malen u. s. w., alles in einem Vormittage, dann könnte ich eher weiter kommen. Ich bin aber schwerfälliger in meinen Bewegungen; wenn ich nicht sicher weiß, jetzt hast du 2—3 Wochen Muße, so kann ich garnicht anfangen."

In dieser Zeit kam Philipp Nathusius in Berührung mit V. A. Huber, einem der originellsten Politiker, jedenfalls dem ersten, wenn nicht einzigen Sozialpolitiker jener Epoche. Sein 1848 erschienenes Buch: „Die Selbsthülfe der arbeitenden Klassen" erregte das lebhafteste Interesse in Ph. Nathusius. Hubers eigenthümliche Ideen waren kurz diese: Eine neue Organisation der Arbeiterverhältnisse ist die wichtigste Aufgabe der Politik. Die konservative Partei ist nur so viel werth, als ihr der Blick aufgeht für diese sozialen Aufgaben. Die frühere Organisation der Arbeit ist unhaltbar und die Verhältnisse sind nicht mehr durch Zwangsinnung u. dgl. zu halten, vielmehr muß die freie Assoziation eintreten und auf alle Weise gefördert und unterstützt werden.

Nathusius, der längst die Wichtigkeit der Arbeiterfrage erkannt und als Guts- und Fabrikbesitzer seine Verpflichtungen lebhaft empfunden hatte, fühlte sich zu einer eingehenden Besprechung und theilweisen Widerlegung gedrängt, die er dem Verfasser zusandte. Voll „herzlicher Hochachtung" vor dem Mann, der „nicht mit dem Munde, sondern mit dem Herzen" Volksfreund ist, bringt er seine Bedenken vor, im Wesentlichen: Daß Hubers Ideen von Abstraktionen ausgehen und auf eine Utopie hinauslaufen. Er findet, daß jene Vorschläge viel zu sehr aus dem literarischen Streit um die Arbeiterfrage hervorgegangen sind, und die wirklichen Verhältnisse, wie sie das Jahr 1848 antraf, besonders auf

dem Lande bei uns, nicht berücksichtigten. Zu Grunde liegt die Vorstellung einer einzigen großen Masse von „Arbeitern.“ Diesen aus dem modernen Frankreich stammenden Begriff bekämpft Nathusius und zählt die mannigfachen, oft scharf von einander geschiedenen Klassen auf, die man darunter bringen will: Tagelöhner, Feldarbeiter, kleine Handwerksmeister u. s. w.

Bezeichnend für die ganze Auffassung der sozialen Frage bei Nathusius ist der Schlußsatz jener Besprechung: „Dem innern und äußern Bedürfniß auf allen einzelnen Punkten, unter allen einzelnen Bedingungen nachzugehen und abzuhelfen, und zwar stets auf die nächstliegende und innerlichste Weise: das ist praktisch, das ist die Aufgabe der christlichen Caritas, welche allein den Übeln der Gegenwart gewachsen sein wird. — Hingegen allgemeine Theorien aufzustellen, das heißt nicht nur dem feindlichen Prinzip huldigen, ist nicht nur wesentlich sozialistisch, sondern es läßt uns auch immer auf dem alten Fleck, indem es nicht zur Ausführung kommen kann und nur Täuschung auf Täuschung häuft, während auch das Gute, um des scheinbar Besseren willen, unterbleibt.“

Trotz der ernsten Bedenken fühlte er die innere Gemeinschaft mit Huber deutlich und auch dieser war davon überzeugt und schreibt an Nathusius: „Das alles hat aber insofern gar keine praktische Bedeutung zwischen Ihnen und mir, da wir jedenfalls eine gute Strecke Weges zusammen gehen können, und es sehr gleichgültig ist, ob ich dann noch eine Strecke weiter allein zu gehen, mir vorbehalte. Wenn irgend was Gutes an mir ist, so ist es das, daß ich vollkommen bereit bin, nach meinen geringen Kräften überall mit anzufassen, wo Etwas gethan wird.“

In jenem Herbst las Philipp mit seiner Marie den christlichen Roman Dunallan von Miß Kennedy, ein Buch, das gläubiges, thätiges Christenthum dem hohlen, eitelen

Weltleben entgegenstellt, und freilich in dem Helden eine so ideale christliche Persönlichkeit zeichnet, daß ihm wenigstens alle Mädchenherzen damals zufielen. Philipp sagt davon: „Ich hatte Anfangs ein geheimes Widerstreben dabei, fühle aber jetzt schon, wie nützlich mir die Lektüre ist. Es ist wahrhaft wirksam auf mich geworden.“

Sehr merkwürdig ist es, die Fäden zu verfolgen, aus denen Gottes Hand das Menschenleben webt; hier nimmt er ein Unterhaltungsbuch, und da wieder die großen Ereignisse der Weltgeschichte. In Berlin war die Nationalversammlung aufgelöst, das Ministerium Brandenburg-Manteuffel übernahm die Leitung der politischen Angelegenheiten. Die Wogen des öffentlichen Lebens gingen hoch und ihr Brausen wurde durchs ganze Land gehört. Für Philipp war es eine Zeit des Besinnens und der Selbstprüfung. Vieles lag ihm auf dem Herzen und wollte ihn fast erdrücken. Sein ganzes Wesen drängte zu einer Krisis. Als im Frühjahr ihm der Gedanke kam, Althaldensleben aufzugeben, war er hauptsächlich an Mariens Widerstand gescheitert. Und als sich so manche neue Wege der Thätigkeit aufthaten, trat er auch bei ihm zurück. In der Genesungszeit wiederum war es Marie, die in Erinnerung der Unruhe, die nun einmal in Althaldensleben nicht zu vermeiden war, den dringenden Wunsch hatte: nur fort! Philipp zeichnete ihr in irgend einem stillen Winkel zur Unterhaltung das Haus, in dem sie sich das Leben ausmalten. Doch wurde es mehr als Scherz behandelt. Jetzt drängte sich ihm der Gedanke wieder mehr und mehr auf.

In Philipps Tagebuch heißt es:

17. November.

„Wie das Böse auch uns zum guten gegeben ist, wenn wirs nur anzufangen wissen, so bin ich der Mahnung, die in der Unruhe und Betrübniß des Herzens stets liegt, gefolgt, und habe heute Morgen eine ernstlichere Selbstbetrachtung

gehalten. Was zu der persönlichen Unruhe doch den größten Theil beiträgt, ist ein mehr als gebührliches Hängen an Geld und Gut. Es ist freilich ungeheuer schwer, von der pflichtmäßigen Sorge dafür, die jeder Tag wieder bringt, sich nicht zu diesem „Hängen daran", zur Besorgniß und zum Geiz hinreißen zu lassen, jene pflichtmäßige Sorge mit der rechten Geistesfreiheit zu vereinigen. Und da muß ich mir gestehen, daß ich die 4 Jahre her schon sehr in die Gewohnheit des Eigenthums hineingerathen bin, während ich vordem in der glücklichen Lage war, es als Amt zu führen, wie man es ja soll auch als Eigenthümer. Vermögen ist ein Amt von Gott, dem man sich nicht entziehen kann und darf; aber nimmt einem unser Herrgott das Amt ab, nun sein Wille geschehe — was darf man sich also darüber für Sorge machen. Die ewige Unruhe dieses Jahres hat mich recht wohlthätig aus dem zur Gewohnheit werdenden Wohlgefallen des Besitzes herausgerüttelt, und so weit hat sie mich schon gebracht, daß ich jetzt denken kann: verlierst du deinen Besitz, nun wer weiß, obs nicht eher ein Glück für dich ist, als ein Unglück. Heute morgen habe ich mich lebhaft in die schlimmste äußere Lage hineingedacht, die mich etwa treffen könnte. Das habe ich wohl immer gesagt, wer sich nicht traute, von seiner Hände und seines Kopfes Arbeit mit Gottes Beistand zu leben, müßte bei der Ungewißheit aller irdischen Dinge ewig ein unglücklicher Mensch sein. Aber das ist leicht gedacht, so lange man in der Fülle drin sitzt. Setzt man sich wirklich in die Lage, plötzlich alles zu verlieren, so ist es so leicht nicht. Um mir darüber klar zu werden, und Gespenstern solcher Gedanken vorzubeugen, habe ich heut morgen alles überschlagen, was mir dann noch zu Gebote steht, habe mir mit geziemender Bescheidenheit ausgedacht, was ich dann anfinge, auch das kleinste, ärmlichste, und das hat mir eine sehr ruhige Stimmung gegeben. Wenn unser Herrgott mir

Marien und die Kinder läßt, glaube ich, würde ich bald ebenso glücklich, ja vielleicht glücklicher sein als jetzt. . . ."

„Dein Wille geschehe! Das ist, was das Passive betrifft, mir nicht so schwer auszusprechen; ich glaube, daß ich im „Über mich ergehen lassen" viel Kraft finden würde. Aber das Wort hat auch eine aktive Seite, es gilt auch zu handeln, auf daß sein Wille geschehe! — und da fühle ich noch eine große Schwäche. Da ist zunächst ein zweites, was überwunden sein will, nämlich der Ehrgeiz, nicht gerade ein hoher und glänzender Ehrgeiz, aber ein allzufeines persönliches Ehrgefühl ist es, woran ich laborire. Hätte ich mehr die christliche Demuth und Einfachheit, so würde mir das pflichtgemäße Handeln um vieles leichter werden, und wo es nicht mehr zu handeln giebt, auch das Ertragen. Die Ehre vor Gott suchen und nicht vor den Menschen — was man doch in tausend Kleinigkeiten mit allerlei kleinen Heucheleien und Efforcements thut — das kann hier allein mehr Ruhe und Gründung geben. Auch meine ganze Menschenscheu und Maulfaulheit, unter der ich so oft wie unter einer wahren Last seufze, hängt größtentheils mit falschem Ehrgefühl und falscher Scham zusammen. — Und nun ein Drittes, das ist die Trägheit und Unbeständigkeit, die mir bei meinem mehr träumerischen und phantasiereichen Leben eigen, im Grunde aber wohl ein Mangel an rechter Liebe und Selbstüberwindung ist. Also, Gott und seine Gebote, vor allem das größeste der Liebe vor Augen haben, und dann den Sporn in die Seite! —"

„Ich habe oft gedacht: Wenn man nur immer wüßte, was man thun und was man lassen soll, namentlich auch in Bezug auf so manche unnütze Beschäftigung, die man sich aufbürdet. Aber es ist das auch nur ein Sich selbst täuschen mit schönen Redensarten. Wenn man nur recht in sein Gewissen dringt, nur sich zu durchdringen sucht mit der Liebe Gottes und des Nächsten, so wird auch schon die

Erkenntniß kommen. Hilf Herr! Wenn ich nur erst beten könnte, wenn aus lauen Vorsätzen feurige und verjüngende Gebete würden, und eine anhaltende Stimmung aus so allerlei Ansätzen von gutem Willen und halben Entschlüssen. Ich will es mir jetzt auch zum Gesetz machen, daß ich keinen Morgen an mein Tagewerk gehe, ohne eine kurze Selbstbetrachtung. — Und Gott gebe die Andacht dazu durch Jesum Christum. Amen."

„Auch zur Nächstenliebe bietet gerade diese böse Zeit so manche Veranlassung. Gleichgültig kann man nicht mehr bleiben gegen die Menschen, die armen, armen Menschenkinder! Möchte denn der Zorn über sie und die Wehmuth, die einen unwillkürlich über die Schwäche und Bosheit — mich selbst natürlich mit eingeschlossen — ergreift zur hülfreichen Liebe und zur um so unbefangeneren Brüderlichkeit gegen sie werden. Das Gebet um Liebe und selbstüberwindende Kraft, um christliche Demuth und Einfachheit, um Unbekümmertheit um irdisch Geld und Gut, das soll mein tägliches Gebet sein.

20. November.

„Freitag Mittag hatte ich eine Versammlung der Officiere und Unterofficiere der Schutzwehr, um ihnen die von Neuhaldensleben gekommene Aufforderung mitzuteilen. Es kam zu keinen Resultaten. Abends schlagen sie plötzlich Generalmarsch, und als ich in die gedrängte dampfige Kneipstube komme, wo die Taugenichtse die Mitte eingenommen haben, hat der zweideutige Schütze schon eine Aufforderung von Magdeburg vorgetragen und derselben allgemein beistimmen lassen. Eine volle Stunde reden war vergeblich, doch war ich auch mit mir nicht ganz zufrieden. Ich hätte auch den Rest von Menschenscheu ablegen und mich durch die mir persönlich bewiesenen Huldigungen nicht etwas einnehmen lassen sollen. Der Eindruck des Ganzen kam erst am nächsten Morgen recht über mich und stellte mir die Ver-

geblichkeit des hiesigen Wirkens, die Zusammenhangslosigkeit mit hunderten von Menschen, auf die man täglich angewiesen ist, und die fast gänzliche Gottentfremdung der beiden äußerlich durcheinandergewürfelten Gemeinden — evangelisch und katholisch — so lebhaft vor Augen, daß der Entschluß, Althaldensleben aufzugeben, sich gewaltsam wieder hervordrängte. Was mir früher dagegen sprach, nämlich die mancherlei angeknüpften Bande und Unternehmungen, das alles war in so kurzer Zeit schon wieder ziemlich aufgelöst. Singverein und Schutzwehr hatten ihre Haltlosigkeit gezeigt, vom Männerverein hatte ich eben in den letzten Tagen mehrere Austrittsanzeigen erhalten, und auch die übrigen scheinen an der Erreichung seiner Zwecke muthlos oder theilnahmlos zu sein. Des Pastors ganze Schädlichkeit in der Gemeinde war mir durch verschiedene Mittheilungen der letzten Zeit klar geworden und alle Aussicht, ihn los zu werden, wieder fehl geschlagen, auch das Zutrauen zum katholischen Kaplan erschüttert. Dazu der Ekel an den Geschäften, durch die erneuerte Ungewißheit aller Zustände wieder umsomehr hervorgerufen."

Ende November. „Der glückliche Ablauf der rebellischen Auflehnung bei Einkleidung der Landwehr in Neuhaldensleben, die Zeitungsnachrichten und Stimmen, die geführten Gespräche, das alles hat meinen Entschluß wieder etwas erschüttert. Es sind so tausend kleine Fäden, die überall wieder halten, indem ich alles mit dem Blick des Scheidenden ansehe. Was mich so unschlüssig macht, und worin ich meine ganze Schwäche erkenne ist, daß ich nicht zum reinsten höchsten Gesichtspunkt hinauf finden kann, daß allerlei Unannehmlichkeiten, Vortheile und Rücksichten dafür und dawider einsprechen, statt das Heil der Seele allein, mit dem ich — bei all meiner sonstigen Aberweisheit — noch so wenig Bescheid weiß. . . . . Hätte ich gleich eine bestimmte lebendige Gemeinde in einer einigermaßen ange-

nehmen Gegend vor mir, der wir uns anschließen könnten, so wäre der Entschluß nicht so schwer. Aber erst wieder suchen und sich einrichten."

Dezember. „Mein Nachdenken hat mich eigentlich nicht weiter geführt, aber wenn ichs ausspreche gegen Marie, dann fühle ich das Resultat doch wieder: Geh in Gottes Namen! So habe ich denn gegen Heinrich mich zwar noch nicht entschieden, aber doch immer zusagend erklärt."

Philipps jüngerer Bruder Heinrich, seit einem Jahr verheirathet, suchte nach einem Besitz und übernahm gern das schöne Gut. Durch die Vermeidung eines neuen Ankaufs in dieser schweren Zeit geschah eigentlich der ganzen Familie ein Dienst und das Aufgeben von Althaldensleben war nicht ganz willkürlich. Aber schwer wurde es Philipp und noch mehr Marien, und es gab noch manchen inneren Kampf, ehe es zum bestimmten Entschluß kam. Im Tagebuch heißt es:

„15. Dezember. Unser Hergott hat mich wieder auf 14 Tage zur Ruhe gebracht, indem ich mir den linken Fuß verkippte und still liegen mußte. Es war mir gleich ordentlich wie ein angenehmes Gefühl: Nun brauchst du dich um nichts zu bekümmern, kannst hier ruhig liegen. Unter den Büchern, die ich mir aufs Geradewohl von meiner Stube bringen ließ, waren: Leben der Elisabeth Frey, Bonars „Bible in Spain", Bericht über Fellenbergs Armenerziehungsanstalt, Reuchlin: Kirchliche Zustände Frankreichs, die Maiversammlungen der Londoner christlichen Gesellschaft, die Württembergischen Blätter für das Armenwesen. Das habe ich alles mit großer Lust und Anregung gelesen. Das Leben der Frey am Montag, so daß ich dachte, wenn es weiter nichts bezweckt, so kannst du hierfür schon deine Beinverrenkung segnen. Ganz still gelegen habe ich etwa 12 Tage, dann fing ich wieder an zu gehen und zu sitzen. Da habe

ich Auszüge aus dem Gelesenen, besonders über Armenwesen gemacht."

„19. Dezember. Gestern der Tag ist fast ganz mit Selbstquälereien vergangen und in vergeblichen Gesprächen mit Marien, die auch nicht recht aufgelegt war und mich durch Widersprüche reizte. Den Abend machte ich ihr den Vorschlag, alle Morgen die Bibel nach der Bunsenschen Lesetafel zu lesen, und das haben wir heut Morgen angefangen, nebst Gesang zur Orgel. Vorgestern Abend schon hatte ich die Bibel aufgeschlagen und traf auf die Stelle im II. Cor. Brief von der irdischen Traurigkeit, die zum Tode führt und der himmlischen, die eine Reue ohne Reue wirkt. Das hat mich gestern durch alle Verstimmmungen begleitet und heute Morgen, obgleich noch unwohl, fühle ich doch einen Frieden dabei. Ich habe mir vorgenommen, mich nicht mit Verstandesgrübeln zu quälen, nur stille halten, dann wirds eher kommen, als von diesem Grübeln über mich selber, das ich von Jugend auf ohne sonderlichen Nutzen getrieben habe."

„Was mir gestern den Entschluß, Althaldensleben aufzugeben schwer machte, war der quälende Gedanke: So wenig du hier was wesentliches hast nützen können, so wenig weißt du, ob du es irgendwo anders kannst, weißt nicht, wozu du irgend Beruf und Aussicht in der Welt hast. Dagegen ist nun nichts zu sprechen, als: mit Gottes Hilfe laß es uns versuchen. Diese eine Morgenandacht mit Mariechen hat mir schon wieder Muth gegeben, meinen kleineren Kreis in dem Sinne, wie es mir Bedürfniß ist, auszufüllen; der andere Punkt daneben, die Schriftstellerei, auch da giebt es mir unser Herrgott vielleicht, nachdem ich von allem heimlichen Ehrgeiz darin so gründlich kurirt bin, noch meine Bahnen zu finden, und mit Resignation allerlei, was frommt, in den großen Markt hineinzurufen, daß es seine stillen Kreise finde. Und endlich ist in der inneren Mission ein so weites Feld

aufgethan, wie nur möglich, auf dem ich nach Kräften mich noch betheiligen könnte."

„3. Jan. 49. Gestern habe ich denn endlich die Gutsakten an Heinrich übergeben und heute es den Offizianten angekündigt. Die wirkliche Bestürzung, die ich bei Allen bemerke, zeigt mir, daß ich doch nicht ganz vergeblich hier gewesen bin. Ja es gab mir wieder etwas Selbstvertrauen, das mir so nöthig ist. Man muß sich sehr hüten, wenn man zur strengen Erkenntniß seiner eigenen Schwächen und Eitelkeit kommt, wie es der Anfang alles Christenthums ist, daß man nicht auch allen frischen Muth verliert, aber das Selbstvertrauen kann sich nur noch auf Gottvertrauen stützen. — Es giebt doch noch manche schwere Stunden, Bestimmungen und Eindrücke reißen einen hinüber und herüber, und ich bin froh, daß es endlich entschieden ist. Da ist bloß noch die Wehmuth, aber kein Schwanken mehr."

„13. Januar. Donnerstag Vormittag schnell entschlossen mit Marie nach Meiendorf. Freitag zurück über Erxleben, und da bei Minister Alvensleben zum Essen, und Besprechung wegen der Wahlen. Sonnabend wieder rasch entschlossen nach Kalbe mit Elster und auch den Kindern. Den Sonntag dort Versammlung auf der Bahnstation wegen der Wahlen. So auf die Reise zu gehen, einmal unbekümmert, los und ledig, war mir ein angenehmes Gefühl. Es war auch, als ob wir die ersten Tage, nachdem es ausgesprochen, von hier fort sein müßten. Nun es wirklich aus der Hand gegeben ist, ist es zuweilen fast, als wollte es mir leid werden, so in hypochondrischen Momenten. Wenn die Seele frei und leicht ist, stehts aber immer als recht gethan unerschüttert vor mir, ja ich habe ein Gefühl der Freude darüber und der Rückblick, wieviel ich aufgegeben habe, muß mir ein Sporn sein, daß ichs nun aber auch nicht umsonst gethan habe, daß ich wirklich ein neues Leben anfange."

„Der Gedanke kommt auch wohl, daß ich eine Stellung aufgebe, die einen äußeren Ehrgeiz auf so bequeme und ganz passive Art befriedigen könnte. Aber mein besseres Theil freut sich bei diesem Gedanken, denn eben das stellt mich auf eigene Kraft, stellt mich in eine glücklichere Anspruchslosigkeit, und ich kann nun über so manches mitsprechen, wo es sonst hieß, du hast gut reden. — Heute Abend ging ich an den Rechnungsabschluß. Es ist eine große Kunst beim Rechnen nicht gottlos zu sein."

„17. Januar. Montag zur Wahlversammlung. Dienstag einen einleitenden Artikel in den Magdeburger Correspondenten und einen in die Neue preußische Zeitung geschrieben. Mittwoch einen Brief ins Volksblatt geschrieben. Wenn ich so in Thätigkeit bin und dagegen Heinrich tagtäglich von Geschäftsbesuchen und Geschäften hingenommen sehe, wird mir der Gedanke Althaldensleben zu verlassen, wieder so lieb wie je. — 20. Januar. Vorgestern einen kurzen Artikel in die Magdeburger Zeitung. Gestern einen vierten Brief an den Schulzen Gottlieb, heut einen leitenden Artikel in die Magdeburger Zeitung. — 24. Januar. Sonntag einen leitenden Artikel in die Neue Preußische. Heute den Brief an den Schulzen Gottlieb beendigt. — Montag die Urwahlen, Nachmittags den Schlachtplan mit Hermann gemacht, ein Wahlprogramm in beide Zeitungen geschrieben. Es vergeht fast kein Tag, wo ich nicht meine Werke in einem der 4 Blätter, in die ich schreibe, zu lesen bekomme. Bleibt mir aber auch keine Zeit übrig neben diesem Wirken. — 26. Januar. Gestern Nachmittag einige Wahlmänner bei mir bis Abend. Die Wahlberichte u. s. w. erhalten einen in steter Aufregung. Ich sah es voraus und nahm mir vergebens das Gegentheil vor. — 31. Jan. Sonnabend Vorversammlung in Hundisburg. Sonntag desgl. in Erxleben. Montag die Urwahl zur ersten Kammer in Hundisburg und Mittagessen mit den Bauern und Pastoren. — Hinterher ist

mir erst eingefallen, daß ich diese Wahlkämpfe diesmal wirklich ohne Ehrgeiz und ohne Haß betreibe. — 9. Februar. Zu Leiterwagen mit den anderen 6 Wahlmännern nach Wanzleben. Unterwegs habe ich öfters das Vaterunser gesprochen, das ein vortreffliches Stimmungsmittel in allen Situationen ist."

In Wanzleben wurden die Abgeordneten für die Kreise Neuhaldensleben und Wanzleben gewählt. Die Königstreuen unterlagen auch diesmal wieder.

Daß viel über Philipps Entschluß hin- und hergeredet wurde, machte ihm die Sache auch nicht leichter. Indessen er war nun fest und entschieden und fand doch auch Verständniß für seine Handlungsweise. So schreibt ihm seine Schwester Lullu:

29. März.

„Lieber Philipp, ich danke Dir, aber ernstlich und von Herzen für den guten, brüderlichen Brief, den Du mir geschrieben hast, als Du den Entschluß faßtest, Althaldensleben zu lassen. Ich danke Dir in vieler Beziehung dafür .... Du verstehst leicht, wie ich in der Ferne von dem Wurzeln und dem Wachsen nichts sehe, vor dem fertigen Entschluß, wie vor einem ganz unverständlichen Dinge, recht wie vor einem Gespenst würde erschrocken sein. Wehmüthig hat michs nun doch gemacht, weil in Deinem Planen und meiner Vorstellung davon ein bevorzugtes, reiches schönes Leben für Dich und Marie existirte, das für mich durch Deinen Brief doch aufhörte zu sein, weil ich kenne, wie weh Abbrechen und Auswandern thut. Solch Gefühl geht dann neben einem ernsten Entschluß her, wie die Tochter neben einem ernsten Vater. Und der Entschluß selbst? Deiner klaren Darstellung danke ich, daß ich deutlich sehe, wie die Sachen stehen, was in jede Wagschale fällt, was denn aber zuletzt den Ausschlag giebt, birgt sich in den Tiefen des Herzens .... Ich sehe nichts Böses und habe Dich lieb, also ist mirs natürlich

herzlich und freudig zu vertrauen, Du werdest mit Gottes Hilfe gut thun. Und so blicken und gehen wir frisch vorwärts, und wohin? Zunächst ist es noch dasselbe, was Du suchst, die unabhängige Stellung eines Gutsbesitzers und dessen Wirksamkeit auf die Menschen, welche auf ihn angewiesen sind. Du willst nicht den Beruf wechseln, sondern nur die Stelle zu Gunsten des Berufs. Da ist mir natürlich der nächste Wunsch, Du möchtest solche finden. — Hermann ist ein großer und glücklicher Gutsbesitzer, mit Leib und Seele, und ohne Zweifel kann durch seinen Beruf auch viel Gutes seiner Seele zukommen. Stelle ich mir aber die Rastlosigkeit seiner Tage, die Ausschließlichkeit seiner Interessen vor, so weiß ich, daß es für Dich nicht natürlich ist, so zu leben. Also weniger zu thun, wie mans gewöhnlich ausdrückt, müßtest Du haben. Nicht was man thut, sondern was man ist, haben wir ja immer für die Hauptsache gehalten. Aber doch braucht man auch nur in die Schrift zu sehen, um auf jeder Seite zu finden, wie hoch das Thun als ein Mittel zum Sein, und als Ausdruck des Seins von Gott gestellt wird."

„Frage ich mich was Du thun wirst, so steigt immer der Wunsch vor mir auf: Du möchtest nicht zu viel vom Schriftstellern für Dich erwarten. Was ich — auch von Dir — von Zeit und Zukunft höre, kann mich nicht glauben machen, es seien Bücher, die der Welt helfen, die sie bedarf. Am Ende läßt man aber doch für die anderen drucken! Und was ich von denen höre oder sehe, die vorzugsweise schreibend leben, läßt mich immer für sie wünschen, sie möchten nicht vorzugsweise schreiben. Ich sage dies offen, weil ichs denke, aber auch weil ich gern mehr von Dir darüber hörte . . . . Wann hat wohl Bildung, Wissen, Geist sich so machtlos erwiesen, als jetzt in Deutschland, Frankreich; ich kann mir vorstellen, wie Dichs

betrübt, es muß doch alle dem Lernen und Lehren etwas fehlen . . . ."

„Du wolltest von mir nicht mißverstanden sein, indem Du Althaldensleben ließest, das ist liebevoll, und was Du mir zu dem Ende schreibst, erinnert mich, wie Du mir zuerst Deine Gedichte geschickt und geschrieben hast, daß uns Ähnlichkeit zu Geschwistern machen würde, wenn es nicht die Natur gethan."

Die Frage, was er nun thun sollte, stellte nicht nur die Schwester: er stellte sie sich selbst. Zunächst war der Gedanke gewesen, ein kleineres Gut, seinem Bruder August gehörig, zu übernehmen, was ihm mehr Muße zu geistiger Beschäftigung ließe. Aber der Pächter desselben weigerte sich, die Pachtung vor der gesetzten Frist aufzugeben, und für Jahre hinaus war es also damit nichts. Da wurde ihm ganz ungesucht und unvermuthet ein Beruf angeboten, eine Arbeit, wie sie seiner Begabung, dem Gange seiner Studien vollständig entsprach, seiner Natur aber eigentlich entgegen war.

Kapitel IV.

Unterwegs.



Im Jahr 1843 war der Plan entstanden, eine Volkszeitung ins Leben zu rufen, die neben gesunden politischen Anschauungen das christliche Prinzip vertreten sollte. Der Gedanke stammte von dem Geheimrath v. Beckedorf, einem reichbegabten, merkwürdigen Mann. Früher Prinzenerzieher, dann im Kultusministerium angestellt, hatte er diese Stelle durch seinen Übertritt zum Katholizismus verloren, war aber von Friedrich Wilhelm IV. in den Staatsdienst zurückberufen worden. Er ergriff diese Sache mit Eifer, verfaßte eine Denkschrift darüber, „sehr klar geschrieben mit vielen trefflichen Gedanken, doch fühlt man das bureaukratisch-todtkonservative in der Praxis überall durch, während sie die fruchtbarsten Theorien aufstellt.“ Als großes Geheimniß wurde es behandelt, daß die Regierung sich dabei betheilige; man sollte Anfangs auch gar nicht entschieden hervortreten, sondern die politische Tendenz sich erst nach und nach entwickeln.

Zunächst verhandelte der bekannte, aufrichtig fromme Minister Thiele mit dem ehemaligen Seminardirektor Dr. Harnisch, damals Pastor in Elbei, wegen Übernahme der Redaktion. Dieser jedoch schlug den Pastor Friedrich von Tippelskirch in Giebichenstein vor, und unter Tippelskirchs Leitung erschien zu Neujahr 1844 das „Volksblatt für Stadt und Land.“

Das Blatt kam einem wesentlichen Bedürfniß entgegen und fand bald einen sich immer vergrößernden Leserkreis. Freilich, so eigentlich ein Volksblatt war es nicht, wenn

man unter Volk nur die niederen Stände versteht. Schon im güldenen A. B. C. vom Jahr 1845 war unter V. zu lesen:

Von Tippelskirch ein Volksblatt schrieb,
das ziemlich fern vom Volke blieb.

Aber — wie das schon früher, ja im Volksblatt selbst ausgesprochen wurde — zum Volk gehören doch die Gebildeten auch, und da das Volksblatt gerade in den Pfarrhäusern und Edelhöfen vorzugsweise seinen Leserkreis fand, so redete es zu denen, die dem Volke nahe stehen und mithin machte es seinen Einfluß auch in weiteren Kreisen des Volkes geltend.

Herr von Tippelskirch war eine ungemein liebenswürdige milde Persönlichkeit, vielseitig gebildet, und wohl geeignet, ein solches Blatt zu leiten. Gustav Jahn, Pastor Fr. Ahlfeld und Marcard waren von Anfang an fleißige Mitarbeiter, Karl Stöber und O. Glaubrecht sandten anziehende Erzählungen, Tholuck geistvolle Predigten. Später übernahm Leo die geschichtlichen Monatsberichte. Tippelskirch suchte in jeder Nummer eine regelmäßige Folge von Rubriken zu haben: Allgemeine Aufsätze — Spezielles — Kritikus — Land- und Hauswirthschaft. Ganz besonders wurde das christliche und kirchliche Leben im Volksblatt gepflegt, auch die politischen Ereignisse fanden ihre Beleuchtung.

Als nun im März 1848 der feste Boden des Staatslebens, das Königthum selbst zu fallen schien, da fühlte sich Tippelskirch nicht mehr im Stande, das Blatt in der bisherigen Weise fortzuführen, und da die Freunde und Leser seinen Gedanken, sich fortan in seinen Spalten „mehr in das innere Heiligthum des Glaubens und dessen lebendigen Erweisungen in den beschränkteren Verhältnissen des Familien- und Gemeindelebens“ zurückzuziehen — nicht billigten, sondern dringend wünschten, die politische Seite nicht aufzugeben, so trat noch im März Tippelskirch von der Redaktion zurück. Sein Nachfolger wurde Franz v. Florencourt,

ein sehr begabter, kampfeslustiger Mann, der — nach seinem eigenen Ausdruck — den Muth besaß, das als wahr erkannte offen zu bekennen, den es „um so mehr drängte Zeugniß abzulegen und in die Bresche zu springen, je mehr die Gefahr wächst und je heftiger die Schaar der Feinde herandrängt.“ Das Volksblatt, als damals einzige konservative Zeitschrift, gewann in den ersten Quartalen seiner Redaktion eine große Ausbreitung. In all ihren Phasen trat Florencourt der Revolution muthig entgegen, was ihm die Anerkennung aller Gleichgesinnten verschaffte. Aber die alte „Volksblattgemeinde“ lichtete sich je mehr und mehr. Die Vielseitigkeit der Interessen, die das Blatt unter Tippelkirchs Leitung ausgezeichnet hatte, wurde von vielen vermißt. Die Stillen im Lande fühlten schmerzlich, daß dem neuen Redakteur, nach seiner eigenen Aussage, „die christliche Ausbildung fehlte“. Die „politische Leidenschaft“ und die „fieberischen Aufregungen“ schreckten viele Gemüther ab. So nahm die Abonnentenzahl erschreckend ab. Dazu kam, daß Florencourt sich mit seinen Mitarbeitern nicht zu stellen wußte und die eigentliche Redaktion sehr oberflächlich und nachlässig betrieb, die Anordnung des Inhalts war ganz willkürlich, zeitweise dem Verleger überlassen.

Durch die Erfahrungen des Jahres 48 tief verstimmt, ohne Hoffnung für sein Vaterland, faßte er den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, was er im Vorwort des Volksblattes von 1849 seinen Lesern eröffnete. Es galt nun, einen neuen Redakteur zu finden. Bei der Übergabe an Florencourt hatte sich Tippelskirch die Disposition über das Blatt vorbehalten, falls er es innerhalb der nächsten 5 Jahre aufgeben würde.

Philipp Nathusius, der das Volksblatt mit lebhaftem Interesse las, fühlte sich veranlaßt seine Stimme in dessen Spalten laut werden zu lassen, so bald ihm etwas sehr am Herzen lag. So schrieb er, schon 1847, einen Brief an

„den Schulzen Gottlieb" — den als Schriftsteller unter diesem Namen bekannten Gustav Jahn. Darin schreibt er, „von einem der größten Hindernisse der Erfüllung der Bitte: Dein Reich komme auf Erden." Er beklagt die Art und Weise, mit der „die rechtgläubigen Pastoren oder, wie die Leute sie nennen, die Pietisten" — die Leute vor den Kopf stoßen, während die Rationalisten oft gar höflich und freundlich wären. „Es sieht fast aus, als ob manche recht geflissentlich darauf ausgingen, statt den Leuten, die von der Kirche fern sind, Brücken und Wege zu bauen .... diese abzubrechen, auf daß es ja bleibe bei dem Worte der heiligen Schrift, daß das Häuflein der Erwählten ein kleines sei, und auf daß etwa sie selbst um so mehr sich freuen und rühmen könnten, zu diesem kleinen Häuflein zu gehören."

Solche Rechtgläubigkeit findet er schlimmer, als alle Irrgläubigkeit. Er nennt als rechte Sache und Würde des Seelsorgers, jene heimliche Sehnsucht des Menschenherzens nach Erlösung zu wecken und ihm selbst zum Verständniß zu bringen, Gehilfen der Freude ihrer Gemeinde zu sein. „Wo sollte da noch Klage sein über Priesterherrschaft." Er betont, daß diese geistliche Überhebung nicht vom Glauben erzeugt wird, sondern vom Mangel an Glauben. Und nicht nur den Geistlichen gilt dies Wort — „ich habe es ebenso gut gesprochen für mich und für uns Alle, die wir berufen sind ohne Ausnahme zu einem geistlichen Priesterthum .... daß wir uns nicht ob besserer Erkenntniß überheben sollen über Andere, weil eben wegen der besseren Erkenntniß wir um so größere Verantwortung haben, den geistlich Bedürftigen zu dienen, statt uns über sie zu erheben." —

In dieser Überhebung erkennt er „eins der größten Hindernisse der Erfüllung unserer täglichen Bitte: Dein Reich komme." Und dann schließt er: „Wenn wir von der Kraft, die wir zum Kampfe wider Andere verwenden, nur

die Hälfte zum Kampf wider uns selbst verwendeten, würde dem Reich Gottes mehr Frucht daraus erwachsen."

Dieser Brief hat lange in der Redaktionsmappe geruht, bis er das Licht der Welt erblickte. Ebenso erging es einem andern Brief an dieselbe Adresse.

Der Schulze Gottlieb hatte im Volksblatt einen Brief über die Enthaltsamkeitssache veröffentlicht, in welchem er sich sehr scharf gegen die Brennereien äußert. Er sagt darin u. a.: „Ich will einmal ein recht hartes Wort reden, ob ich damit hier und da einen Stachel in die Gewissen werfen kann. Wen's verletzt, der möge beweisen, daß ich ihm Unrecht gethan habe, dann will ich abbitten. Also gerade heraus: Keiner, der auf den Namen eines lebendigen Christen Anspruch machen will, kann heutzutage noch eine Brennerei anlegen oder fortbetreiben, ja, mehr noch, darf nicht einmal Kartoffeln an die Brennereien verkaufen."

Philipp Nathusius, als Besitzer einer Brennerei, fühlte sich dadurch getroffen, aber nicht überzeugt. Er schrieb den „Brief des Ackermannes Hoffegut an den Schulzen Gottlieb". In vielen Stücken bekennt er seine Übereinstimmung, spricht sich aber sehr entschieden gegen jene schroffe Behauptung aus. Er kommt auf die Industrie zu sprechen, auf die Zunahme des Proletariats, spricht von den Industriezweigen, die mit der Landwirthschaft verbunden sind, als den wünschenswerthesten. Dann redet er fast poetisch über den Spiritus, giebt aber freilich zu, daß großer Mißbrauch mit ihm getrieben wird.

Ein großer Theil des interessanten Briefes folgt in der Anlage 6.

Dieser Brief mit seiner poetischen Apologie des Alkohols hatte seinerzeit den vortrefflichen Tippelskirch einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Sein Gewissen machte es ihm unmöglich, den Brief in das Volksblatt aufzunehmen, das aus Überzeugung für die Enthaltsamkeitssache eintrat. Aber

doch sprach ihn manches darin so lebhaft an, daß ihm die Abweisung ein Schmerz war. Unter Florencourts Redaktion war der Brief dann erschienen. Und jetzt ward gerade jener bedenkliche Brief der Grund, worauf hin Tippelskirch dem Schreiber die Leitung des Blattes antrug.

„Gewiß ein einigermaßen wunderlicher Weg!" schreibt Philipp. In seinem Tagebuch berichtet er: 15. Febr. „Ein Brief von Tippelskirch, worin er mir die Redaktion des Volksblatts anträgt! Mittags lachten wir darüber; Abends vor Tisch schrieb ich ab, konnte mich aber doch nicht überwinden, den Brief abzusenden. Abends nach Tisch kam's zur ernsthaften Diskussion und die Sache trat uns immer lebhafter nahe."

Unter den Gründen für die Annahme erwähnt er: „Ich kann den Versuch machen auf ein halbes Jahr und habe durch Tippelskirch immer den Rücken zum Rücktritt gedeckt."

„Der angenehme Umgang in Halle mit einem Kreise geistreicher Leute, und der Nutzen, den ich daraus für meine christliche Ausbildung ziehe."

„Für meine Bestrebungen im Felde der inneren Mission habe ich dort gleich sicheren Anklang und Unterstützung, sowie ein Organ im Volksblatt."

„Ein Blatt in 2500 Exemplaren eröffnet einen nicht unbedeutenden Einfluß, und das volksthümlich-kirchliche und sittlich-sociale Element, das das Volksblatt bis zu Florencourts Antritt repräsentirt hat und wieder repräsentiren muß, ist gerade das tiefstwirksame und mir gelegenste."

Er schreibt ferner: „Ich habe mich noch den ganzen übrigen Vormittag heut mit dieser Frage beschäftigt . . . Ist's ein Ruf von Gott? oder ist's Ehrgeiz, was dich reizt? — Ich werde doch in einigen Tagen selbst nach Halle müssen."

Er besprach die Sache mündlich mit Tippelskirch, besuchte in Halle Ahlfeld und den Verleger des Blattes,

Buchhändler Mühlmann, mit dem er brieflich weiter verhandelte, und entschloß sich zur Übernahme. Sehr beschäftigt mit seinem Rechnungs-Abschluß, dem Ordnen mancher Angelegenheiten, dabei oft unwohl, gerieth Philipp immer wieder in trübe Stimmungen. „Die Zukunft lag mir schwer auf," schreibt er. „Ich möchte dann lieber gar nichts wieder anfangen. Daß die Verstimmung, das Aufnehmen des Lebens mit Widerwillen, Sünde ist — auch wenn's von Krankheit herrührt — habe ich wohl erkannt und suche mich auch danach zu richten. Aber es ist mit der bloßen Passivität und mit dem Bekämpfen der Unlust nicht gethan. Das Leben mit Lust auch wirklich angreifen, ist Gott wohlgefällig ... Ich sehe nicht klar, wie weit man der eigenen Individualität und dem Wohlgefallen an derselben Rechnung tragen darf und wie weit nicht .... Wollte man's ausschließen, so hörte fast die Freude am Leben auf. Sich seiner Eigenthümlichkeit bewußt zu sein und derselben mit Wohlgefallen sich hinzugeben im Willen Gottes, das ist das Rechte; und dabei Eitelkeit und Trägheit vermeiden, freilich schwer."

Da Florencourt seinen amerikanischen Plan verschob — ja später ganz aufgab, so zog es sich mit der Übernahme des Volksblatts in die Länge. Diese freie Zwischenzeit sollte zu einer Reise benutzt werden, — „diesmal nach den Ländern der Civilisation, den beiden noch unbekannten Welt-Hauptstädten." Philipp verfolgte noch den besonderen Zweck, die Anstalten der inneren Mission in England und Frankreich kennen zu lernen, sowie alles das, was mit diesen Interessen zusammenhing, die ihn immer mehr beschäftigten. „Namentlich wurden die Zusammenkünfte der evangelischen Gesellschaften im April in Paris und die großen Mai-Meetings in London ein bestimmter Augpunkt."

Schon im Winter wurden zur Vorbereitung englische Reisebeschreibungen gelesen, sowie eifrig Englisch getrieben. Ein sorgfältiger Auszug aus den „Fliegenden Blättern" des

Rauhen Hauses bildete die Grundlage der Reiseroute. Am 9. April — dem Ostermontag — ging es fort von Althaldensleben — Philipp mit seiner Marie und Schwester Hannchen — „der dritte Ton zu einem ununterbrochenen heiteren harmonischen Dreiklang."

Das erste Nachtquartier war Hannover, wo das Friederikenstift den Reisenden einen sehr wohlthuenden Eindruck machte. In Münster waren sie zu Gast bei Mariens Bruder, Alexander Scheele. Hier wurde mit lebhaftem Interesse das Haus der barmherzigen Schwestern besucht, in Duisburg die evangelische Diakonenanstalt, in Kaiserswerth das Diakonissenhaus und in Düsselthal die von dem Grafen von der Recke gegründete Rettungsanstalt. In Köln führte das literarische Interesse Philipp und Marie zu einem Besuch bei dem Schriftsteller-Paar Levin und Luise Schücking geb. v. Gall. „Ich habe mich verwundert, was für hausbackene Leute wir gegen Schückings sind," schreibt Marie, aber Beiden war diese Bekanntschaft doch eine Bereicherung. In Aachen sahen sie mit lebhaftem Interesse das ehemalige Theresienkloster, nun städtisches Spital für zweihundert alte Kranke und hundert Kinder.

Nun ging es durch Belgien mit Aufenthalt in Lüttich und Brüssel, nach Frankreich. In Arras blieben die Reisenden über Nacht, um das große Rettungshaus in Achicourt kennen zu lernen, von dem dortigen evangelischen Pastor gegründet, der selbst auf einer Sammelreise war.

In Paris blieben sie 14 Tage und benutzten die Zeit gründlich, um alles Sehenswerthe zu sehen: Kirchen, Gallerien, Gärten, die glänzenden Läden — daneben die elenden schmutzigen Stadttheile; dort die theuersten Delikatessen in den Ladenfenstern — hier abgezogene Ratten zum Verkauf. In diesem Contrast fanden sie die Erklärung des Communismus. Philipp besuchte auch die Nationalversammlung, sah dort Ledru-Rollin und Lamartine, die damals viel genannten.

Dann nahm er Theil an Predigerkonferenzen und andern evangelischen Versammlungen.

Dazwischen hatten sie wieder ganz stille gemüthliche Stunden in ihrer Hôtel=Wohnung am Boulevard des Italiens und die Stimmung war die heiterste. An den Sonntagen las Philipp jedesmal eine Predigt von Klaus Harms vor, auch waren sie in der lutherischen Kirche. Das evangelische Diakonissenhaus, dessen Jahresfest sie mitfeierten, machte ihnen einen sehr angenehmen Eindruck, und die Bekanntschaft des Pastors Beyer bot ihnen viel anregendes. Mit ihm besuchten sie das große protestantische Rettungshaus für 80 Knaben in Courbevoie. Ebenso eine andere derartige Anstalt in Petitbourg, von höchst großartigem Zuschnitt, von einem Comité geleitet, zu dem Männer wie Victor Hugo gehörten, „die angesichts der Pariser Zustände aus humanen und praktischen Gründen Abhilfe gesucht hatten." Aber es fehlte „die persönliche Liebe zum Heiland und zu Seinen Armen", die unsere Reisenden in den protestantischen Anstalten warm berührt hatte.

Mehrere Tage wurden zu einer genußreichen Reise nach Orléans und Tours benutzt, unterwegs die große Rettungs=anstalt in Mettrey besucht, von dem Vicomte de Bretignères auf seinem Gut nach dem Muster des Rauhen Hauses gegründet. Die ganze Einrichtung für 530 Knaben und 60 Aufsichtspersonal, sehr in das Französiche übersetzt, mit dem Hauptgewicht auf der Colonie agricole.

Am 19. Mai ging es hinüber nach England und zwar zunächst nach London. Philipp schreibt: „Was uns nach London eilen ließ, waren die berühmten Mai=Meetings gewesen und wie angenehm war ich überrascht, als ich mir nach der Landung in Southampton einen Bradschaw (Coursbuch) kaufte, auf dessen Umschlag sogleich die ganze Reihe derselben verzeichnet zu finden. Es hatte mir etwas Imposantes . . . . hier sind diese Versammlungen für

äußere und innere Mission eine National-Angelegenheit . . . . Die nächste von hervorragendem Interesse für mich war die für die sogenannten Lumpenschulen (Ragged schools), eine Art Tages-Rettungshäuser für die verwahrloste Jugend der Hauptstadt.“ In dieser Versammlung in Exeter-Hall hörte Nathusius den bekannten Lord Ashley, späteren Grafen von Shaftesbury, sprechen, dann den jungen Herzog von Argyle, konnte aber wegen eines ungünstigen Platzes wenig verstehen.

Zwischen diesen Meetings wurden alle Sehenswürdigkeiten von London genossen, auch Bekanntschaften gemacht, und verschiedene Anstalten besucht — so das deutsche Hospital, das Findelhaus, das große Pentonville-Gefängniß, das große See-Hospital in Greenwich.

Ein mehrtägiger Aufenthalt auf der Insel Wight war sehr genußreich, nicht minder die Reise nach Oxford, Warwick, Birmingham, Chester, dann durch Wales, wo der Snowdon bestiegen wurde, ebenso der Helvellyn im See-District. Nun ging es nach Edinburg und dann in die schottischen Hochlande. Endlich wurde noch Abbotsford, Walter Scotts dereinstiger Wohnort aufgesucht, und über York, Manchester und andere Städte und Landsitze, gelangten unsere Reisenden wieder nach London, von wo es nach kurzen Aufenthalten in Gent und Antwerpen, der Heimath zu ging, die sie am 28. Juni erreichten.*) —

Noch immer war keine Entscheidung über die Zukunft getroffen. Manche Pläne wurden hin und her erwogen. Das stand bei Philipp fest als Lebensplan: „eine meinen Kräften angemessene Betheiligung bei den Werken der inneren Mission, und das kann eben hauptsächlich eine schriftstellerische, anlegende und haushaltende sein, die mich durch die Liebe im Glauben hält und führt und meinem Leben vor meinen

*) Siehe Tagebuch einer Reise: Marie Nathusius ges. Schriften XIII.

eigenen Augen wieder eine Bedeutung giebt. Wo möglich dazu ein Verkehr mit ähnlich strebenden, wissenschaftlichen und frischen Leuten, um mich aus meiner geistigen Faulheit wach zu halten."

Der Gedanke eines größeren Rettungshauses, verbunden mit einem Brüderhaus zur Ausbildung von Arbeitern der inneren Mission bildete sich mehr und mehr aus. In Quedlinburg bestand seit längerer Zeit eine große Rettungsanstalt, in der auch Knaben aus Althaldensleben untergebracht worden waren, die aber damals viel zu wünschen übrig ließ. Später ist sie dann wieder in guten Zug gekommen. Nathusius dachte daran, die Leitung derselben zu übernehmen, und da das zwischen Quedlinburg und Thale gelegene, dismembrirte Rittergut Neinstedt zu kaufen war, so knüpfte sich daran der Plan, dies zu erwerben. Ende Juli machte er einen kurzen Ausflug mit seiner Marie nach Thale, wo Albert Scheele, der älteste Bruder, königlicher Oberförster war. Der Zauber der Harzberge umfing Beider Herzen aufs neue. „Dieser eine Tag im Harz hat mich auf lange mit Sehnsucht dahin erfüllt." Auf der Rückreise traf er in Magdeburg die Herren nicht an, mit denen er wegen der Quedlinburger Anstalt verhandeln wollte. So war vorläufig die Sache noch im Ungewissen.

Aber den Tag nach Philipps Rückkehr am 5. August kam der längst erwartete Brief von Florencourt, mit dem Antrag, das Volksblatt schon Ende des Monats zu übernehmen. Er sagte zu, und da das Blatt damals in Naumburg gedruckt wurde, so beschloß das Ehepaar vorläufig mit den Kindern nach dem benachbarten Badeort Kösen zu ziehen.

Es gab nun noch viel zu ordnen, Briefe zu schreiben, Abschied zu nehmen. Der sonst so einsiedlerische Philipp gesteht: „Das thut mir auch leid, aus so manchem erst nach und nach gewonnenem Umgang zu scheiden; es kommt mir

vor, als könnt ich ihn erst jetzt anfangen zu genießen." Überhaupt war das Loßreißen von Althaldensleben doch schwer, und er sagt sich zur Ermuthigung: „Vergiß was dahinten ist, und strecke dich nach dem, das vorne ist!" Er folgte einem Rufe, hinaus aus den vielen zersplitternden und ihn niederdrückenden Geschäften, hinein in ein neues Leben der ernsten Arbeit für Gottes Reich. So sahen es Beide an, Philipp und Marie, und das hob sie über alles Weh des Loßreißens von der schönen, liebgewordenen Heimath.

Am 25. August verließ Philipp Nathusius Althaldensleben — einstweilen doch nur wie zu einem Badeaufenthalt. Zunächst besuchte er den Pastor Harnisch in Elbei, durchlas mit ihm die Akten über Entstehung des Volksblattes und besprach vielerlei mit ihm über die Arbeiten der inneren Mission und kirchliche Fragen. „In die kirchlichen Parteien sehe ich noch recht dunkel hinein," schreibt er, „und suche hie und da einen Lichtstrahl zu fassen."

In Magdeburg war er beim Generalsuperintendent Möller und Conſ.-Rath Sack. Andern Tages ging es nach Halle mit der Eisenbahn. „Unterwegs sehr konservative Leute, denen ich dann am Ende zu expliziren anfing, daß ohne „Pietismus" all ihr Konserviren zu nichts hälfe." In Halle fand er Tholuck und Ahlfeld nicht, eben so wenig Tippelskirch. Nach einer kurzen Besprechung mit Buchhändler Mühlmann, saß er schon Mittags wieder im Bahnzug und traf dort Weib und Kind, mit denen er „in das unbekannte Land, das gar so übel nicht aussah", bis Naumburg fuhr. Hier machte er die Bekanntschaft des Druckers und suchte vergeblich den intermistischen Redakteur Dr. Pan auf, der, während Herr von Florencourt schon in Rostock den „Norddeutschen Correspondent" redigirte, das Volksblatt gerade noch am Leben erhielt. Am Abend des 26. August kam Philipp in Kösen an, wo seine Marie inzwischen eine Wohnung gesucht hatte.

Den andern Tag nahm er dann Rücksprache mit Dr. Pan, der noch eine Volksblatt-Nummer besorgen wollte. Aber siehe da, auf einmal schickt der Drucker um Manuskript zur Nr. 71, die Dr. Pan im Stich gelassen hatte. Was nun thun? Material war keins mehr vorhanden. So war Nathusius in der Lage des Bauers in der Fabel, dem weder Nachbarn noch Verwandten helfen wollten, den Weizen zu mähen: „Uns ließen auch unsere Verwandten im Stich, ich rechne nun einzig auf Dich und auf mich" — und das „Dich" ging hier auf Marie, seine Gehülfin im vollsten Sinne. Er schildert dies Zusammen-Arbeiten:

„Donnerstag, d. 30. August, eines schönen Sommertages, unmittelbar nach Tisch, in einem der höchstgelegenen Häuser des Dörfleins Kösen sitzen im Stübchen an einem knappen Tisch Marie und ihr Lebensgefährte einander gegenüber, Beide die Feder in der Hand, und schreiben und schreiben wie um die Wette mit langen Zügen. Leiblich war die Situation ja keine besonders behagliche; mit vollem Magen an einem heißen Augusttage thut man gern manches andere, als am Tische sitzen und schreiben. Und wenn man weiß, es muß unter allen Umständen heut Nachmittag fertig und naß, wie man zu sagen pflegt, in die Druckerei, das macht einem den Kopf auch nicht sonderlich kühl. Trotzdem ist mir jene Situation — ich weiß sie wie heute —: so an einem Tintenfaß treulich und traulich gesellt zu einem guten Werk, in einer Tageslast und -Hitze, um Hand in Hand auch hinaus zu treten vor die Welt — eine der lieblichsten Erinnerungen."

Diese Nummer ist dann auch wesentlich von Philipp selbst geschrieben: das Antrittswort, etwas vom Wandsbecker Boten, ein Gedicht, und dann „Mittheilungen aus der Kinderstube" von Marie. Der alte Claudius mußte in den ersten Nummern viel herhalten. In Nr. 73 gab Philipp zu Goethens hundertjährigem Geburtstag einen ungemein schönen

Aufsatz über den Faust, Marie in Form eines Briefes die Anzeige der „Perle unter den Tagen“ von einer schottischen Gärtnerstochter. Auch ein Gedicht von Carl Scheele findet sich in dieser Nummer. So war denn der von Philipp vor Jahren gefaßte flüchtige Plan einer Zeitschrift verwirklicht, die er mit Marie und Carl Scheele schreiben wollte.

In jener Zeit der „ersten Liebe“, wie Philipp den Anfang seiner Redaktion nennt, schrieb ihm der „Schulze Gottlieb“ sehr erfreut und zustimmend über den Geist des Blattes und fügte hinzu: „Am meisten wundre ich mich über die seltsame Einheit, die durch das ganze Blatt geht, wer sind nur Ihre neuen Mitarbeiter?“ — „Das Räthsel ist sehr einfach“, erwiderte Philipp. „Der erste Mitarbeiter bin ich selber, der zweite bin noch einmal ich und der dritte ist — meine Frau.“ Bald aber fanden sich alte und neue Mitarbeiter: Ahlfeld, Marcard, Carl Stöber, O. Glaubrecht u. a. m. Schon in Nr. 74 fingen die geschichtlichen Monatsberichte von Professor Leo wieder an, die unter Florencourts Redaktion aufgehört hatten. Ein lebhafter brieflicher Verkehr beginnt mit Lesern und Mitarbeitern, wovon wir noch mehr hören werden.

Das Leben in Kösen war ein schönes, arbeits- und genußreiches. Mariens Eltern kamen auch dorthin, die umliegenden Berge wurden besucht, auch machte Philipp einen weiteren Ausflug bis Eckartsberge, wo er das Eckartshaus besuchte, eine größere Rettungsanstalt, die ihm sehr wohl gefiel. Besondere Freude hatten Philipp und Marie an den sonntäglichen Gängen nach Schul-Pforte, wo damals Kösen eingepfarrt war. Die schöne alte Kirche, die reiche Liturgie, der frische Gesang und die tiefen und gehaltvollen Predigten — das alles war ihnen eine rechte Erbauung.

Am 10. September fuhr Philipp Nathusius nach Wittenberg zum zweiten evangelischen Kirchentag. Dem ersten im Herbst 1848 hatte er Krankheitshalber nicht beiwohnen

können. Auf dem Hinweg war er bei Mühlmann zu Tisch und Nachmittags zum ersten Male bei Pastor Ahlfeld. In Köthen traf er Harnisch und kam mit Professor Pernice und einer Anzahl westphälischer Pastoren ins Coupee. An Marie schreibt er:

„Wittenberg, 12. Sept. Ich schreibe Dir hier stehenden Fußes in einem fremden Gasthof mit der geborgten Feder des Komitees, während mich alle Augenblicke Leute an die Arme stoßen. Hier ist ein solcher Wirbel von Bekannten: Perthes aus Moorburg, Ahrendts, Bethmann, Gerlach, Wichern, Appuhn, Rheinthaler, Harnisch, Möller, Sack, aus allen Gegenden und Ländern. Es haben mich gestern gewiß 50 Leute angeredet; das macht einen ganz verwirrt. Die Nacht habe ich nur ein paar Stunden geschlafen. Man muß die Zeit hier benutzen. — 13. Sept. Ich bin noch keine Nacht vor Mitternacht zu Bett gekommen, und des Morgens immer schon um 6 wieder heraus, doch erhält es einen fortwährend in der Spannung, und ist auch des Herz-erhebenden zu ernstem Insichgehen Anregenden und den Blick Erweiternden so vieles, daß ich die Strapazen und die Entfernung von Dir gern einmal ertrage. . . . . Von alten Bekannten rechne ich noch zu den neulich genannten hinzu Kämpfe, Buchhändler Herz, eine ganze Anzahl Pastoren aus unserer Gegend. Von neuen sind auch ganz nette da: Kleist-Retzow, Senft-Pilsach, Freiherr von Friesen, außer-dem eine Menge von Leuten, mit denen man nur etliche Worte wechselt aus aller Herren Ländern; so treibt es sich immer aneinander vorüber. Und heute haben wir gekon-ferenzt von 8—11, von $11^1/_2$—3, von 4—10 Uhr."

Die Verhandlungen interessirten Philipp auf das leb-hafteste. Es wurde geredet von der Lossagung der Staaten vom Christenthum, „und war eine rechte Freude, wie's da in einem Mittelpunkt zusammentraf und Funken schlug von allen Seiten" — berichtet er im Volksblatt.

Dann kam die Erhaltung der christlichen Schule, wobei die Seminare und der Geist, der auf ihnen herrschte, von vielen Seiten angegriffen wurden, und dag.gen die freien Bildungsstätten der innern Mission — in Württemberg, im Rauhen Hause — hervorgehoben. Nathusius, den diese Verhandlung im höchsten Grade ergriff, bemerkt dazu: es würde wohl das Schulwesen erst seine rechte Verfassung bekommen, wenn der Schlüssel zu dem Wesen der Kirche gefunden ist. Der Vortrag von Nitzsch über die Organisation der Gemeinde befriedigte ihn nicht und bei Gelegenheit von Schmieders Zeugniß gegen die Bekenntnißlosigkeit, die die Union zum Vorwand nimmt, wo die Geister auf einander platzten, bemerkt er: „Im Grunde scheint's mir auch da bei dem Unions- und Antiunions-Wesen und den in und außer der Landeskirche sich konstituirenden Confessionen wieder auf den einen gesuchten Schlüssel anzukommen."

Dann folgte der Congreß für die innere Mission und hier fand Nathusius den Höhenpunkt der Wittenberger Tage. Wicherns Vorträge über die Fortschritte der Innern Mission und dann wie sie Gemeinde-Sache werden müsse begeisterten und befriedigten ihn aufs tiefste. Dagegen ärgerte er sich über einen Professor, der Einwendungen machte „mit einem Ton, gleichviel ob sichs von Regel de tri oder von der Rettung unsterblicher Menschenseelen handelte." Zum Schluß seines Berichts macht er noch die Bemerkungen: „wie doch die Theorie meist so unfruchtbar ist und wie fruchtbar und zusammenführend die Praxis" und: „was für eine herzerfrischende Sache es doch ist um jeden lebendigen originellen Menschen und wie wenig dagegen heraus kommt bei dem Professorenton und dem salbungsreichsten Pastorenton, wenn eben nichts weiter dabei ist .... Darum lasset uns Alle bitten um die rechte Praxis. Die Gott suchen, denen wird das Herz leben. Aus dem Herzen und nur

aus dem Herzen kommt alle Erfahrung und alle Weisheit, und die Beredtsamkeit der rechten Weisheit ist sehr einfach."

Am 16. September kehrte Philipp zurück nach Kösen, nachdem er in Halle mit seiner Marie hatte Ahlfeld predigen hören. Professor Gelzer und Rheinthaler, der Vorsteher des Marienstiftes in Erfurt, kamen mit ihnen; und es gab ein heiteres Zusammensein auf der schönen Rudelsburg und schließlich bewirthete Marie in der kleinen Wohnung mit Eierkuchen.

Es war nun beschlossen, für den Winter nach Halle zu ziehen, wo vom 1. Oktober an das Volksblatt wieder gedruckt wurde. Am 30. Sept. fuhren Philipp und Marie dahin und miettheten in dem nahen Giebichenstein eine Wohnung. Tags darauf zog Philipp mit Ahlfeld nach Gnadau zur Pastoral-Konferenz. Es wurde dort über die Innere Mission verhandelt unter Harnischs Vorsitz, über die Sonntagsheiligung, durch den Landrath von Kröcher angeregt, und Carl Scheele hielt einen Vortrag über lutherische Kirche und Union.

Nachdem Philipp dann 2 Tage in Althaldensleben gewesen war — ihm ein wehmütiger Aufenthalt in der alten Wohnung, fuhr er nach Quedlinburg, um jenem früher erwähnten Plan näher zu treten, nämlich der Übernahme der Quedlinburger Anstalt. Er hatte in Wittenberg sich darüber mit dem Grafen v. d. Recke, wie auch mit Wichern besprochen, und die Angelegenheit dann in Gnadau zur Sprache gebracht. Auf der Rückreise hatte er in Halberstadt den Bahnzug versäumt, und schreibt an Marie:

„7. Okt. Ich war der einzige Passagier in der zweiten Klasse; in Oschersleben stieg ein zweiter ein, das war Windheim, [Besitzer von Neinstedt] mit ihm unterhielt ich mich bis Halberstadt. Er reist auf Güterkauf umher, wegen

eines reinen Ackergutes. Wenn er Zeit hätte, wollte er mich in Halle aufsuchen, um wegen Neinstedt zu sprechen. Ich sagte, sein Besuch würde mir sehr angenehm sein und kann ja näher mit ihm sprechen, werde aber noch nicht mit ihm abschließen. In Halberstadt war Justizrath Krüger wegen Quedlinburg, zwar zustimmend, aber sehr bedächtig. Die Quedlinburger — Köhler, Fricke, Pfau — sehr entschieden. Es sind alle drei in ihrer Art sehr nette Leute, und zwar ein kleines Häuflein, aber sehr rührig, von einem christlichen Handwerkerverein umgeben und voll guter Zuversicht auf Gottes fernere Wege, obschon sie in den höheren Ständen fast nur entschiedene Feindschaft finden. Sie billigten in Bezug auf die Anstalt schließlich nur einen reinen Eroberungsplan, dem, wenn er völlig reif und geprüft sei, etwa noch ein letzter gütlicher Versuch vorangehen könne. Alles ward aufs beste verabredet, und ich stand deshalb von Besuchen bei den Vorstandsmitgliedern ab. Durch Albert in Thale erfuhr ich erst, daß die Wahl des Anstaltsvorstandes schon in diesem Frühjahr stattgefunden hat, und also erst im Frühjahr 52 wiederkehrt, und daß jetzt durch den Tod des Pastors Braun nur eine Stelle darin erledigt ist. . . . Es ist nun vielleicht noch ein Versuch zu machen, aber ich zweifle doch sehr, daß für jetzt irgendwas daraus wird. Nun Gottes Wege werden wohl die richtigen sein."

In Magdeburg traf Nathusius — wie schon früher — den Oberpräsidenten von Bonin nicht zu Hause, durch dessen Vermittlung er gedacht hatte, in die Leitung der Anstalt zu kommen. So ließ er die Sache fallen. Aber jene Begegnung im Eisenbahn-Coupee blieb nicht ohne Folgen. Der Kauf von Neinstedt wurde noch im Lauf des Winters abgeschlossen, und für die weiteren Gedanken — Rettungs- und Brüderhaus — boten die leerstehenden Wirthschaftsgebäude des nur noch 30 Morgen umfassenden Gutes passende Räume.

Inzwischen bezogen Philipp und Marie die gemiethete Wohnung am Ausgang des Dorfes Giebichenstein, eigentlich eine Sommerwohnung, die für den Winter manches unbehagliche bot, besonders den sehr harten Winter von 1849—50. Da war nun Marie mit ihrem frischen Muth, ihrer Anspruchslosigkeit und thätigen Umsicht so recht die Gehülfin, die Philipp brauchte. Er erzählt, wie eines Tages der übliche Braunkohlentorf ausgegangen war, und während der Kutscher neuen Vorrath holte, Marie mit dem letzten Stück eine große Kanne Thee machte, um die sie lustig den ganzen kleinen Haushalt, in Mäntel gewickelt, versammelte. Nach den großen schönen Räumen, an die sie gewohnt waren, war doch dieser Aufenthalt ein gewaltiger Abstand und ließ vieles vermissen, zumal im Februar ein Töchterchen anlangte. Eines Tages fand Philipp in der einzigen großen Wohnstube den gelehrten Professor Hupfeld das Kind wiegend, während Marie hinausgegangen war, um etwas zu besorgen. Der Verkehr mit geistreichen und liebenswürdigen Menschen war die Lichtseite des Aufenthaltes. Durch die Übernahme des Volksblattes sah sich Philipp mit einem Sprunge in ein Element getaucht, vor dem er noch mit etwas zaghaftem Respekte gestanden, und nun trat er in Halle auch persönlich in einen Umgangskreis von „Pietisten" ein. Ahlfeld mit seinem warmen treuherzigen Wesen, von einer frischen poetischen Ader durchzogen, stand in gesegneter Wirksamkeit am Neumarkt. Aus seinem Gottesdienste holten sich Philipp und Marie reiche Erbauung, ja sie nahmen auch wohl die 6- und 8jährigen Knaben mit in seine Kirche. Auch Tholucks Bibelstunden und akademische Predigten boten reiche Anregung. Durch Tippelskirch eröffnete sich der Kreis von dessen alten Mitarbeitern; sie nahmen Theil an einem Kränzchen, dessen Mitglieder die Professoren Tholuck, Leo, Julius Müller, Hupfeld, Witte nebst ihren Frauen waren. Es wurde da etwas interessantes gelesen, und da-

zwischen gab es lebhafte und geistreiche Gespräche. Warme Freundschaften wurden geschlossen und zu gegenseitigem Leid kam Ende April der Abschied.

In jene erste Zeit der Volksblatt-Redaktion fällt eine Correspondenz mit dem Dr. Demme aus Altenburg, dem liberalen Schriftsteller, der sich in früherer Zeit an Philipp Nathusius gewendet hatte und in dessen Angelegenheiten er mit Robert Blum korrespondirt hatte. Jetzt gab er ein Blatt „Die Hochwarte" heraus und schrieb an Nathusius, um ihn zur Mitwirkung aufzufordern. Er hatte erfahren, daß dieser ein „Volksblatt für Stadt und Land" redigirte und ohne von dem Umschwung in seinen ganzen Lebensanschauungen etwas zu wissen, schreibt er an ihn als einen Gesinnungsgenossen. „Es gilt ja den ewigen Kampf für der Menschheit Interessen und der Menschen unleugbare Rechte, für Licht und Wahrheit gegen Wahn und Finsterthum, für Recht und Freiheit gegen Trug und Frevel, Gewalt und Willkür — diesen Kampf, dessen Feld das Feld Ihres Lebens ist."

Nathusius antwortete umgehend, jedenfalls ablehnend. Die folgende Stelle seiner Antwort hat er unter Demmes Brief notiert: „Der wesentliche Punkt, auf den es ankommt, der Berg, an dem wir alle stehen, ist das Aufgeben des eigenen Dünkens, des eigenen eingebildeten Verdienstes, des *Eigenwillens*. Hier ist die einfache Quelle des wahren Glücks, hier ist der Ausgangspunkt einer *neuen* Welt der Wahrheit, in der alle einzelnen Fragen ihr wunderbares Licht und ihre rechten Seiten gewinnen. Es ist eine Lüge unserer Zeit, wenn sie vorgiebt, um der „Wunder", um „Priesterherrschaft", um „todter Satzungen" willen das ganze Christenthum nicht annehmen zu können. Es ist einzig und allein die *sittliche* Disposition zur Aufnahme des Evangeliums, die ihr mangelt. Alles andere ist *Kinderspiel*, findet sich ganz von selbst. Es ist, daß man sich

scheut, in die rechte Tiefe des eigenen Herzens zu schauen, ohne Schonung der Schoß-Neigungen, Ausflüchte, eingefahrenen Traditionen und Ideengänge sich selbst zu erkennen in seiner ganzen Schwäche vor dem Angesicht Gottes."

Diesem Brief waren einige Nummern des Volksblatts beigelegt und Dr. Demme ist überrascht, daß dies das früher Tippelskirchsche, später Florencourtsche ist, das er als „Tummelplatz geistlichen Hochmuths und kirchlichen Meinungsstolzes" hat nennen hören. Zugleich aber sagt ihm die wohlwollende und wohlthuende Aufrichtigkeit von Philipps Brief, daß es das unter seiner Pflege nicht mehr sein könne. Doch verhehlt er nicht, daß verschiedene Einzelheiten in den Blättern ihm „mehr als bloß störend" gewesen sind. Aus der gemeinsamen Herausgabe einer Zeitschrift konnte selbstverständlich nichts werden.

Es kommen im Leben Zeitpunkte, wo früher angeknüpfte Fäden uns wieder in die Hand kommen, manchmal, um sie wieder anzuknüpfen und weiter zu spinnen; aber vielfach auch werden sie abgeschnitten, und das geht nicht ohne bittern Schmerz.

In Philipp Nathusius Leben ist ein solcher Faden das Verhältniß zu Bettine. Im Jahre 1848 hatte sie ein neues Buch herausgegeben: „Ilius Pamphilius und die Ambrosia." Sie hatte vorher sich ihre Briefe von Philipp Nathusius schicken lassen, auch sich von ihm die Erlaubniß erbeten, seine Briefe als Material, unter Tilgung alles persönlichen zu einem Buche zu benutzen, wozu sie auch noch die Briefe eines Dritten verwenden wollte.

Philipp schreibt darüber: „So wie das Buch vorliegt, mit dem Anspruch eines wirklichen Briefwechsels, ist es dennoch sehr wider meinen Willen veröffentlicht worden und es enthält gleich in seinem Anfang, den ich damals las, fingirte und wirkliche Briefe zu einem durchaus irreleitenden Gesammteindruck vermischt." Er ärgerte sich so

über das Buch, das er es nicht einmal durchlas,*) und das ist verständlich, denn sie hat ihr Versprechen, „alles persönliche zu tilgen", durchaus nicht gehalten. Der Schleier, durch Änderung von Namen ist so durchsichtig, wie z. B. Sperber, statt Elster u. dgl. m. — daß jeder, der von Philipps wirklichem Leben, von seinen Tagebüchern etwas weiß, keinen Zweifel hegen kann, was gemeint ist.

Diese Philipp tiefverletzende Indiskretion ist es doch wohl gewesen, die das Freundschaftsverhältniß mit der früher so hochgestellten genialen Frau völlig zerstört hat. Er hat in späteren Jahren nie mehr von ihr gesprochen, und wollte nie auf ein Gespräch über Bettine und seinen Verkehr mit ihr eingehen. Dennoch hat er in dem 1867 erschienenen Lebensbild seiner Marie sie freundlich und gewissermaßen anerkennend erwähnt als „der durch ihre Goethe-Briefe und durch ihre Wunderlichkeiten, hinter denen doch ein Kern von großer aufopfernder Menschenfreundlichkeit und Gutherzigkeit steckte, so bekannten Frau von Arnim, der schon mehr genannten Bettine." Aber der Faden war zerrissen!

Ein anderer Faden, den Nathusius mit liebevoller Hand wieder anzuknüpfen suchte, ist freilich auch abgerissen, vielleicht wars unmöglich, ihn weiter zu spinnen. Er hat gethan, was er konnte.

Gottfried Kinkel, der Freund von der italienischen Reise her, war immer tiefer in religiösen und politischen Radikalismus gerathen, hatte sich 1849 an dem badischen Aufstand betheiligt, und wurde darauf zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt — aus welcher er aber bekanntlich im Herbst 1850 mit Hülfe seiner Frau entfloh. Nathusius

*) In einer Rezension der „Jugendjahre" ist der Mangel an Kritik getadelt, daß dort die Briefe aus Ilius Pamphilius einfach als ächt behandelt seien. Demgegenüber sei bemerkt, daß die Originale im Manuskript vorliegen. Das obige Urtheil von Ph. N. kann sich nur auf den Anfang beziehen.

konnte sich nicht entschließen, den alten Freund ohne ein Zeichen der Theilnahme in der Gefangenschaft zu wissen, und schrieb ihm einen Brief, der in seiner Lebensgeschichte nicht fehlen darf.

„Sie werden es natürlich finden, daß es mir schwer fällt, eine Anrede zu finden. Vielleicht finden Sie es unnatürlich, daß ich Ihnen überhaupt schreibe. Ich bin der entschiedenste Feind der Sache, die Sie mit vertreten haben — seit dem Frühjahr 48, wer es vorher nicht gewußt hätte, muß jeder, der nicht als ein Lebendig-Todter durchs Leben wandelt, wissen, was er will und soll — aber ich bin nicht Ihr Feind. Ich kann Ihnen sagen, ohne zu lügen, daß ich mit Ihrem Schicksal die lebhafteste Mitempfindung gehabt habe und noch habe. . . .“

„Daß ich einem Manne, mit dem sich mein Lebensweg einigemale durchkreuzt hat, ja dem ich etwas verdanke, und den ich jetzt im Gefängniß weiß, noch einmal wenigstens ein Zeichen meiner Theilnahme in diesen Zeilen gebe — wenn ich ihn auch, wäre er auf freien Füßen, vielleicht mit den schärfsten Waffen bekämpfen müßte — finden Sie am Ende doch nicht so unnatürlich. Daß es, wenn ich Ihnen schreibe, nicht von gleichgültigen Dingen sein kann, daß ich nur, was mir ernste Wahrheit ist, schreiben kann, danach ist die ganze Zeit angethan, danach ist die Situation. Ich bitte aber Gott, daß ich Ihnen nicht ein unnütz verletzendes Wort schreiben möge.“

„Ich habe gesagt: ich verdanke Ihnen etwas — wenn es auch ohne Ihre bewußte Absicht gewesen ist. Ihrer ersten Bekanntschaft in Rom und Neapel verdanke ich die erste flüchtige Bekanntschaft und Anregung zu vielem, was ich seitdem weiter verfolgt habe und wovon ich damals nichts wußte. — Historie, deutsche Romantik, altehrwürdiges Volksthum — mehr als das: vom Christenthum, wenn auch

nur von seinem ästhetischen und geschichtlichen Dasein. Möchte ich es Ihnen in irgend etwas vergelten können! . . . . ."

„Ich habe Ihnen gesagt, welchen Eindruck ich von unserer ersten persönlichen Berührung hatte; ich muß Ihnen auch sagen, was mir von der zweiten kürzeren zurückgeblieben ist. Ich vergesse das eine Wort nie, das Sie sprachen: ‚Ich glaube an keinen persönlichen Gott. Ganz kann ich es noch nicht los werden, aber ich will's!' Ich vergesse es nicht, weil es mir das Haar sträubt, so oft ich daran gedenke. Ich habe wohl gelacht über die Anekdote von jener Frau in den 90er Jahren in Frankreich, welche schwur: ‚Bei Gott! ich glaube an keinen Gott!' Aber ich lache nicht mehr, seit ich Ihr Wort gehört habe. Sie sagten mir damals ferner: ‚Ich rede aus Erfahrung; ich habe den Christenglauben gehabt und ich bin darüber hinweg gekommen.' Zu Ihrem Glück und zu Ihrer Ehre sage ich: es ist nicht wahr, Sie haben ihn nie gehabt! Doch ich will stille reden, wie es mir stille zu Muthe ist. Aber offen darf ich doch? Sie haben — es steht mir klar vor — nur ein ästhetisches Christenthum gehabt, lieber Kinkel, und das hält nicht vor, so wenig als alles Ästhetische, als eine Blüte ohne Stamm, der sie jedes Frühjahr neu treibt, so wenig als Genialität, als Begeisterung, die aus der eigenen Brust schöpfen will, und sich zuletzt hinan ziehen muß, wie Münchhausen am eigen Zopf, wenn sie nicht von oben, vom Geist des Lichts gezogen wird, — so wenig, als das schöne Jugendleben vorhält, wenn es nicht aus dem Quell der ewigen Verjüngung trinkt — und der fließt nicht auf dieser Erde. Es ist schön, es ist lieblich, drin hin zu schwärmen, es schwindet unter den Händen, die es noch künstlich, dann trotzig halten wollen, und — führt in den Schmutz. Suchen Sie keine Beziehungen: ich rede dies nur aus meiner Erfahrung, die, Gott sei Dank! bloß eine innere geblieben ist. Aber ich frage, ob Sie jemals Zucht an sich

geübt haben, ernste nachhaltige Zucht, die das Liebliche und Zarte der Jugendbegeisterung nur immer reiner und anmuthiger aus seiner Schale schält, die — wenn sie es zerstört, nur beweist, daß es keinen Pfifferling werth, daß es ein bloß vom Spuk der Phantasie aufgeschmücktes Spinngewebe war — die die Kraft erst kräftig, die Freude erst völlig, die Heiterkeit des Lebens erst recht leicht und heiter macht, weil sie ihr den tiefen Ernst dieses Lebens und den tiefen furchtbaren Ernst, und die unsäglich lichtvolle Heiterkeit des andern Lebens zum Hintergrunde giebt. Ich frage Sie — nein, nicht ich frage, aber ich bitte Sie, sich selbst ernst und ohne Vorspiegelung zu fragen: ob Sie je das Beides gehabt haben, was die ersten Anfänge des Christen macht, und wovon ich erst seit ganz Kurzem die ersten Anfänge dieser Anfänge kennen gelernt habe, und damit ein Glück, von dem mir in der Jugendbegeisterung nur ahnte. — Ich meine dies beides: ernste, tägliche, nicht ausgesetzte, ungeschminkte Selbstprüfung des Herzens vor dem Angesichte des lebendigen Gottes, die mit diesem Lichte in der Hand ehrlich bis in die entlegenen Winkel der Seele hinunter steigt. Und — das kindliche, sich hingebende Zwiegespräch, das gefühlte und gesprochene — denn auch das Wort ist eine mystische Kraft — Gebet zu dem Gegenwärtigen. Ich frage Sie — ich will es nicht wissen; aber Sie sollen es wissen, ob Sie wirklich Erfahrung haben nur von diesen Anfängen. Ich schweige des Übrigen, ich schweige der unaussprechlichen Hoheit und Einfalt, die die heilige Schrift und solche Kapitel, die Ihnen bekannt sind (Joh. 14—17, Röm. 12, Eph. 4) gewinnen, wenn man sich nicht hinein empfindelt und hinein schwärmt, sondern hinein lebt."

„Ich habe Ihnen geschrieben aus dem Bilde, das mir aus unserer Bekanntschaft lebhaft vor der Seele steht; und da tritt mir noch eins entgegen. Darf ich es auch noch

ohne Rückhalt aussprechen? es ist Ihre Frau, die ich noch früher gekannt habe, als ich Sie, und als Sie sie gekannt haben. Ich bewundere an ihr eine seltene Willenskraft, ein seltenes Maß von Verstand und Talent; aber sie hat das tiefe Unglück gehabt, für eine Frau und für das Wesen einer Frau, das tiefste, das es geben kann — ohne Religion groß zu werden, der Engel einer ewigen Liebe hat nicht an ihrer Wiege gestanden; ohne diesen ist sie durchs Leben gegangen. Sie haben es ihr geben wollen — oder ich müßte Ihr Herz nicht kennen — und haben selbst verloren, was Sie davon hatten. Dies Verhältniß steht deutlich vor meiner Seele, und ich finde nichts natürlicher, wenn einer oben auf dem Abhang steht und reicht die Hand dem der unten steht, und er hat nicht festen Fuß gefaßt, so kann es nicht fehlen, sie kommen Beide unten zusammen. — Ihre Liebe ist Ihr Verderben gewesen — nicht Ihre Liebe, aber daß Sie ihr die rechte Heiligung, die einfache Innigkeit zu geben versäumt haben. Was Sie Beide zusammengeführt hat, ist die gegenseitige Verehrung gewesen, — ich will es ganz offen heraus sagen, in Ihren Briefen von damals habe ich das Zeugniß: es ist der gegenseitige Zoll dem Talente gewesen, und das führt nimmermehr Menschen in der Liebe, die ewig ist, zusammen. Es ist ein gemeinsames sich in einander Hineinschwärmen, es ist ein gegenseitiges Schmeicheln der Eitelkeit gewesen. Die Feder hat mir mehrmals gestockt, ob ich es wagen dürfe, dies innere Heiligthum zu berühren; ich habe geglaubt, es nicht ungeschrieben lassen zu dürfen; am entferntesten bin ich dabei von der Absicht, an dem Bunde, den Sie — wissend oder unwissend — vor Gott auf Ewigkeit geschlossen haben, irgend zu rütteln, Ihre Liebe gegen Ihre Frau zu verringern, vielmehr viel, viel größer und fester möchte ich sie wünschen."

„Und nun — Sie sind viel zu gründlich angelegt, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Einmal kein Gott mehr,

der Wunder thut, kein Gott, der in lebendiger Persönlichkeit gegenwärtig ist, jedes Haar auf deinem Haupte gezählt, bei jedem Schritt dich als ein Kind bei der Hand hat — lieber gar keinen Gott! So sprechen Sie mit Kant und spreche ich mit Ihnen. Aber — Sie werden ihn dennoch nicht los, auch, wenn Sie ihn nicht so haben, hat er Sie noch! Ich weiß es, Sie sind noch jetzt es nicht los geworden. Sie haben, so hörte ich einen Ohrenzeugen erzählen, in Berlin vor dem Volke von Gott geredet. Sie sind nicht so gemein, daß Sie das Volk belügen; aber Sie belügen sich selbst. Die Worte aus Ihrem Munde zeugen wider Ihr eigenes Herz, Ihr eigen Herz zeugt und hört nicht auf zu zeugen wider Ihren stolzen, ja in seinem Stolze bis zur Zerrüttung gekommenen Verstand. Jenes grauenhafte: „Aber ich wills!“ — hier muß der Trotz die Schwäche zudecken — Trotz gegen wen? Der dich mit der heißesten, mit der zartesten Liebe getragen und geliebt hat, ehe du im Mutterleibe empfangen warst, und dich trägt und hält bis diese Stunde, der mit der Fülle der Wohlthat dich umgiebt bis auf jeden Athemzug deines Mundes, der mit der Fülle der Erbarmung wie keine Mutter um ihr Kind, um dich wacht, um dich ringt, dich trägt, dich lockt — der mit der Fülle der Liebe jeden Augenblick unbekümmert um alle deine Schuld, um dein stündliches Sein-Vergessen, dir die Arme entgegen breitet. Aber ich will's! Hier ist die Grenze, wo Menschen und Teufel scheiden. — Bei Gott! es ist ein furchtbar ernster Gott. Ich kann nicht ohne Bewegung Ihnen schreiben.“

„Aus unserem letzten Gespräch in Bonn, obgleich wir damals im Politischen nicht weit auseinander zu stehen schienen, ist mir auch Ihre politische Laufbahn vollständig erklärt gewesen. Es ist nicht der Mühe werth, von diesen Dingen zu reden, sie finden sich von selbst. Was der Mensch glaubt, das ist er. An Liebe zur Freiheit, auch zur politischen, gestehe ich Ihnen keinen Zoll breit Vorrang

zu, aber wir verstehen wahrscheinlich die entgegengesetztesten Dinge darunter, wie es nicht anders sein kann. — In die Zukunft sehe ich nur dunkel, aber ich bin fröhlich gefaßt darauf, und suche es täglich mehr zu werden. Aber die Wahrheit siegt im Unterliegen, und der Unwahrheit kann nichts schlimmeres begegnen, als ein Sieg."

„Lieber Kinkel — ich darf Sie noch einmal so nennen, weil ich hoffe, Sie haben jene Grenze noch nicht überschritten — ich habe Ihnen rückhaltlos geschrieben, nicht um Sie zu hofmeistern, sondern weil es Wahrheit in meiner Seele ist, was ich Ihnen geschrieben habe; — nicht um mich Ihnen zu überheben, ich fühle zu deutlich meine eigene Schwäche und weiß, daß es nur eines Schrittes bedarf und Sie sind mir auch in dem, was ich mir und Ihnen wünsche, weit voraus. Ich habe nicht geschrieben, in Hoffnung Sie zu bekehren, ich weiß, es steht nicht bei mir, sondern um meine Schuldigkeit zu thun; ich würde lügen, wenn ich sagte, daß ich es nicht von ganzem Herzen wünschte. Nicht um dieser oder jener Partei willen; ich wünschte, es wüßte Niemand fortan ein Wort von Ihnen, auch ich nicht, und Gott wüßte von Ihrem verborgenen Buch des Lebens. Ja, es ist mir — trotz allem — wenn ich Ihrer gedenke, immer wie eine leise Hoffnung, daß auch wir Beide uns nicht für immer verloren wären. Es ist mir noch immer wie eine leise Hoffnung, daß ein Mensch, der auch nur historisch und ästhetisch so weit vom Evangelium berührt gewesen ist, wie Sie es gewesen sind, nicht für immer sich davon losreißen, als ob es nicht für immer an ihm verloren sein könnte."

„Die eine Frage zum Schluß (ich verlange auch auf diese keine Antwort): sind Sie glücklich? — Es sind Menschen im Gefängniß gewesen, die mit keinem Könige der Erde getauscht haben würden. Davon rede ich also nicht, wenn ich frage: Sind Sie glücklich? — Auch etwa die Antwort: Das Schicksal des Vaterlandes liegt mir schwer auf dem Herzen

— lasse ich nicht gelten, wenn sie eine Antwort auf jene Frage sein soll. Das sind gleißnerische Lügen, die wir uns vormachen. Es kann centnerschwer auf dem Herzen liegen, und das Herz kann doch glücklich sein. Das Herz ist eine Welt für sich allein, und ich frage: Sind Sie glücklich? Können Sie mit frohem Herzen Ihrer Eltern, Ihrer Kindheit gedenken? Ist es, wie es sein soll, mit jedem Jahre leichter, reiner, heiterer, männlich-kräftiger, begeisterter in Ihnen geworden? oder nicht? Haben Sie Friede? und können Sie auch Ihren Feinden von Herzen den Frieden wünschen? Gott stärke Sie!" —

Eine Antwort hat Philipp Nathusius nie bekommen.



Kapitel V.

Das Volksblatt.



Philipp Nathusius hatte seinen wahren Beruf gefunden in dem „Volksblatt für Stadt und Land", das recht eigentlich sein Lebenswerk wurde und durch ihn seinen eigenartigen Charakter bekam. Nach Anlage und Interessen, wie durch seinen eigenthümlichen Bildungsgang, war er in ungewöhnlicher Weise zum Leiter eines solchen Blattes befähigt. All seine vielseitigen Studien, hier wurden sie in schönster Weise verwerthet und kamen zu voller Geltung. Sein Sammelgeist, mit den Stößen von Notizen und Materialien, den Auszügen aus gelesenen oft seltenen Büchern, kam ihm und den Lesern hier zu gut. Die Vorarbeiten waren gemacht, es konnte keine Lücke entstehen, Philipp Nathusius brauchte nur die Hand auszustrecken in das passende Fach oder eine seiner vielen Mappen, immer fand sich etwas geeignetes.

Blättern wir in den ersten von ihm redigirten Jahrgängen. Da ist es die innere Mission, die ihm so besonders am Herzen lag, über deren verschiedene Arbeiten berichtet wird. Hausandachten, Sonntagsheiligung — in jenen fünfziger Jahren viel besprochen, für Nathusius selbst die sichtbaren Zeichen des neuen Lebens. Sehr viel christliche Anekdoten, meist aus alten Sammlungen, doch auch neuere, wie sie ihm hier und da bekannt wurden, werden dem Leserkreis geboten, ebenso biographische Mittheilungen aus allen Zeiten der christlichen Geschichte.

Über alte kirchliche Gebräuche, Volkssitten, Aberglauben, Inschriften kommen Mittheilungen. Über deutsche Sprache und Orthographie bringt das Volksblatt werthvolle Artikel.

Besondere Berücksichtigung findet das Kirchenlied, für dessen unverfälschte Form Ph. Nathusius jederzeit eintritt. Gute und schlechte Gesangbücher werden charakterisirt und beurtheilt.

Dies führt auf das Gebiet, auf dem das Volksblatt ganz besonders der Führer und Berather der christlichen Kreise war, die Bücherbesprechungen, meist unter der Rubrik: „Neue gute Schriften", aber auch, wenn sie nicht gut waren, etwa unter „Zeichen der Zeit." Da fand man einen kundigen Wegweiser durch das Gebiet der Literatur; christliche Erzählungen und Novellen, Gedichte und Liedersammlungen wurden kritisirt. Da gab es wissenschaftliche, besonders geschichtliche und theologische Werke zu beurtheilen, Erbauungsbücher zu empfehlen, daneben unterzog der Volksblattschreiber die Volksschriften und Kinderbücher, Traktate und Brochüren einer eingehenden Prüfung, ebenso jährlich die Kalender, auch wurde guten Bildern und Bilderwerken besondere Aufmerksamkeit geschenkt. In wie manchem Hause sind die Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke an der Hand dieses sichern Führers ausgesucht.

Das Volksblatt wurde recht eigentlich das Organ, ja der Hausfreund der christlichen Kreise, besondes des nördlichen Deutschlands, oder wie ein Freund einmal schreibt — „eine Art Correspondenz, die von Ihnen ausgeht und an alle Gleichgesinnten gerichtet wird. Die Nichtgleichgesinnten könnten sich auch wohl sehr an dieser Correspondenz erbauen, allein sie hüten sich wohl." — Diese Correspondenz — auch im wörtlichen Sinne — war sehr lebhaft, nicht nur aus dem Kreise der Mitarbeiter, auch aus dem der Leser, und dann fand sich wohl ein Leser plötzlich als Mitarbeiter, d. h. fand eine Briefstelle gedruckt. Das gab ein so lebendiges Verhältniß zwischen dem Volksblattschreiber und der Volksblattgemeinde, wie es sonst kaum vorkommen mag. Ganz bezeichnend für das, was das Volksblatt den christlichen Häusern war, ist der Brief einer dem Redakteur unbekannten

Mutter, die von ihren Kindern schreibt: „Das älteste, ein blondes, rosiges Mägdlein von zwei Jahren erwiderte kürzlich auf die Frage: welch ein Blatt trug Noahs Taube im Mund? — ganz zuversichtlich und treuherzig: Volksblatt!"

Der Kindermund hat wahr geredet: über die Wellen und Wogen dieser bösen Welt, über Tod und Verderben hinweg sah so manches Herz sehnend nach Hülfe und Rettung aus — o wie vielen ist da das Volksblatt ein frisches Ölblatt gewesen, ein Zeichen, daß nicht alles Leben erstorben war und bedeckt von der Fluth ungöttlichen sündlichen Wesens. „Die Volksblattgemeinde" wurde eine gebräuchliche Bezeichnung. Manche nahmen auch daran Anstoß: es klinge wie ein Sonderfähnlein, das hier ausgesteckt sei, als ob die Andern, die nicht dazu gehören „in den Vorhof der Heiden gehören." Nathusius selbst vertheidigt das Wort: „Die Volksblattgemeinde, ein charakteristisches Wort — nicht Leserkreis oder Mitarbeiter; nicht Volksblattpartei — das wäre zu viel und zu wenig, wäre jedenfalls nicht zutreffend. Mir kommt unser Volksblatt nicht viel anders vor, als eine Unterredung dieses in seinem Kern eng verbundenen Kreises, zu gegenseitiger Erbauung und Stärkung in dem Einen, das noth ist, und seiner Anwendung auf alle Lebensgebiete. Und Volksblattschreiber ist eben nichts weiter, als dessen Schreiber oder Sekretarius, der das äußerlich besorgt und in Schick bringt — der Ordner, der diese Unterredung leitet, vielleicht — das gebe ich zu — auch selber sich mehr darein mischt, als für einen Ordner gut ist."

Nun, in diesem letzten Punkt darf man wohl anderer Meinung sein, denn seine „Einmischung" war doch das Beste am Volksblatt, und seine milde, aber feste ordnende Hand machte es gerade zu dem, was es wurde.

Sehen wir uns die Mitarbeiter an. Da tritt uns zunächst Heinrich Leo entgegen, der Historiker, der schon unter Tippelskirchs Redaktion die geschichtlichen Monats-

berichte schrieb, und dann wieder von 1849—1860. Diese Monatsberichte, die weiterhin noch besprochen werden, haben dem Volksblatt Freunde und Feinde gemacht, ja, es wurde in nicht gut unterrichteten Kreisen wohl von dem Leoschen Volksblatt geredet, wogegen Ph. Nathusius mehrfach protestirt.

Dann Carl Scheele, der in den Jahren 1850—52 die geistvolle Kirchenzeitung schrieb zur Freude und Erquickung vieler Leser, denen noch jetzt nach fast 50 Jahren Stellen wie die von den 6 Weinkrügen — zu Anfang des Jahres 1852 — im Gedächtniß geblieben sind. Hochpoetisch, oft mit flammender Begeisterung geschrieben, ergriffen seine Darstellungen Herz und Gemüth, und erwärmten die Seelen für die heiligen Angelegenheiten des Reiches Gottes. Manche Stimmen ließen sich wohl auch hören, die zu viel Betrachtungen, zu wenig Berichte in der Kirchenzeitung finden, obgleich Philipp Nathusius vieles kürzte nach des Schreibers eigenem Wunsch, der ihm 1850 einmal schrieb: „Ich bitte Dich, aus Deinem Redaktions- und Dichter-Gewissen ferner mich zuzustutzen, bis ichs Dir recht mache. Denke ich an die vielen Aufgaben, die das Volksblatt hat, so weiß ich, daß die Kraft vornehmlich in der Kürze besteht." Aber die Feder ging immer wieder mit ihm durch und 1852 spricht der treffliche Geh. Rath Wiese in einem Brief an Nathusius den Wunsch aus, „daß der liebe Kirchenzeitungsschreiber sich doch seinen weltlichen Kollegen etwas zum Muster nehmen möchte und ein wenig mehr auf die Sache selbst losgehen, ohne so gedehnte Betrachtungen, wie sie in der letzten Zeit das Gewöhnliche geworden sind. . . . ." Auch Predigten und viele eigenartige Gedichte brachte das Volksblatt von Carl Scheele.

Ein eifriger Mitarbeiter war Henrich Eugen Marcard in Danzig, der schon zu Tippelskirchs Zeiten für das Volksblatt geschrieben hatte. Ein hochkonservativer und

christlich gläubiger Mann, behandelte er politische und soziale Fragen mit gewandter Feder und mit großem Freimuth, der aber nicht selten schroff und einseitig wurde. Auch war er ein recht unbequemes Mitglied der Volksblattgemeinde, der in seinen zahlreichen Briefen immer viel am Volksblatt auszusetzen und zu tadeln fand. Mit der Hervorhebung der innern Mission, den Berichten über Hausandacht, Sonntagsheiligung u. s. w. war er gar nicht einverstanden, warnte beständig vor „Engländerei", „amerikanischem Christenthum", und zog sich, als dieser Tadel gar keinen Erfolg hatte, einmal Jahre lang vom Volksblatt zurück. In späterer Zeit schrieb er einige Jahre die geschichtlichen Monatsberichte. Die am Volksblatt oft beklagte giftige Polemik ist wesentlich auf ihn zurückzuführen, sogar Leo warnte vor ihm.

Seine Schwester Mathilde Marcard gehört auch hierher. Sie schrieb theils in Verbindung mit ihrem Bruder, theils selbständig Erzählungen, wie „das alte Pfarrhaus", „Säkularbilder" u. s. w., meist kulturgeschichtlich interessant mit hübscher Kleinmalerei, immer mit ernstem Hintergrund, aber vielfach einseitigen Ansichten, gegen welche sich denn auch der Redakteur in Anmerkungen verwahrt.

Da ist ferner Pastor Fr. Ahlfeld, „Gevatter Warmholz" zu Tippelskirchs Zeiten, der damals seine anziehenden Erzählungen fürs Volk brachte. Später ließ ihm sein Leipziger Pfarramt immer weniger Muße zur Mitarbeit am Volksblatt. Doch finden sich noch manche Beiträge von ihm, wie z. B. die schöne Allegorie: „Zwei Tage auf Gottes Eigen", und sehr tief empfundene Gedichte. — Auch Karl Stöber, der Erzähler aus dem Altmühlthal, einer unserer geistvollsten und eigenartigsten Schriftsteller, erfreute die Leser des Volksblatts mit ernsten und humorvollen Beiträgen, u. a. erschien „Sabina die Bleicherin", jenes „Buch der Armen", in seinen Spalten. — Pfarrer Oeser —

O. Glaubrecht — der Erzähler aus dem Hessenlande, war ebenfalls ein geschätzter Mitarbeiter. Seine „Geschichten aus der Zopfzeit“ sind ein wahrer Schmuck des Blattes. Auch interessante Besprechungen der Volksliteratur kamen aus seiner Feder. Im Jahr 1864 brachte das Volksblatt dann den Nekrolog des werthen Mannes. — Hier ist noch der frühere Magdeburger Consistorialpräsident C. F. Göschel zu nennen, der oft Beiträge schickte, außer kirchenpolitischen Artikeln meist Biographisches. — Auch Rocholl muß hier erwähnt werden, der so schöne eigenartige Erzählungen und Skizzen aus dem Volksleben der Heiden, wie aus dem inneren Leben der Christenmenschen schrieb.

Zu den Mitarbeitern des Volksblatts zählt ferner V. A. Huber, der Sozialpolitiker. Er schrieb nicht nur über die eigentliche soziale Frage, sondern verfolgte mit ganz besonderem Interesse die Bestrebungen desselben auf dem Gebiet des Volksthümlichen. Mit Freude begrüßte er die Sammlung alter Hausinschriften, welche das Volksblatt unternahm und lieferte Beiträge. Auch über die Wohnungsnoth der kleinen Leute hat er im Volksblatt das Wort ergriffen, eine Angelegenheit die von Huber, dem Gründer der „gemeinnützigen Baugesellschaft“ beständig im Auge behalten wurde. Ebenso die Arbeiter-Assoziationen, über die das Volksblatt mehrfach berichtete. Seine völlig isolirte Stellung auf politischem Gebiet ließ ihn mehr und mehr im Volksblatt verstummen. Seine Auffassung von der Aufgabe einer konservativen Partei war eine ganz andere als die der führenden Elemente. Gegen den Absolutismus, doch auch gegen den Parlamentarismus, wurde sein politischer Standpunkt ein so schmaler, daß für eine wirkliche Partei darauf kein Raum blieb.

Weiter ist Vilmar zu nennen, der vom Jahre 1860 an die kirchlichen Ereignisse im Volksblatte beschrieben hat, zumeist in Vierteljahrsberichten, — bis im Jahre 1866 die

Politik ihn für immer vom Volksblatte schied. Doch geschah diese Trennung ohne Erbitterung und ohne den brieflichen Verkehr ganz abzubrechen. Es sind jedenfalls die bedeutendsten Kirchenberichte, welche das Blatt in seinem ganzen Verlauf gehabt hat. Seine Stärke bestand in der tiefen grundsätzlichen Auffassung aller einzelnen Ereignisse, die er im Zusammenhang der biblischen Grundanschauung sah. Die kirchliche Gegenwart war ihm die Zeit der Scheidung der Geister. Und ein wesentliches Stück dieses Prozesses war ihm das Auseinandergehen in Subjectivismus und Kirchlichkeit. Darin verstand er sich mit dem Volksblattschreiber vortrefflich. Doch ging er in der Anwendung dieser beiden Gegensätze auf einzelne Persönlichkeiten und Richtungen dem Herausgeber entschieden zu weit, und derselbe mußte in Redactionsanmerkungen nicht selten nach dieser Seite hin Verwahrung einlegen, besonders wo es sich um einzelne Männer der inneren Mission handelte. Auch den festen Standpunkt im lutherischen Bekenntnis, die Forderung der Freiheit der kirchlichen Entwicklung unter dem kirchlichen Amt, ohne Einmischung der politischen Mächte, die Forderung einer volksthümlichen Ausgestaltung des kirchlichen Lebens, auch der kirchlichen Zucht, theilte der Volksblattschreiber mit seinem kirchlichen Berichterstatter. Eigenthümlich ist in Vilmars Berichten ein gewisser Pessimismus, der sich darin zeigt, daß er wesentlich auf die auflösenden Mächte hinweist und die Fortschritte des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Arbeit nur selten hervorhebt. Nathusius ist durch diesen biblischen prophetischen Strafernst wohl imponiert aber doch nicht eigentlich beeinflußt, wovor ihn seine reiche Thätigkeit auf dem Gebiete der innern Mission bewahren mochte.

Gustav Jahn, der als „Schulze Gottlieb“ in den Anfangszeiten des Volksblatts seine frischen Briefe schrieb, blieb ihm auch ferner treu, wenn er auch, durch andere literarische Arbeiten und eigene Geschäfte in Anspruch ge-

nommen, nicht so gar oft in seinen Spalten sich vernehmen ließ. Eine längere Korrespondenz über Naturwissenschaft, in der er vom freien Willen und besonders von Gebetserhörungen schreibt, wird sehr lebhaft; es kommen Antworten von verschiedenen Seiten, die Gegen-Antworten zur Folge haben. Ein anderes Mal handelt er bei Besprechung des Kalenders für Zeit und Ewigkeit von der Marienverehrung, was ihm eine Antwort des röm.-kathol. Kalenderschreibers Alban Stolz einträgt. Oft giebt er in Briefen an Nathusius seiner Freude am Volksblatt Worte, z. B.: „Es ist mir ein gar zu lieber Gast, auf den ich mich von einem Posttag zum andern freue. Ich möchte auch nichts in demselben anders wissen, und gerade die Mannigfaltigkeit dessen, was es bietet, zieht mich so besonders an. Darum lassen Sie sich nur durch nichts aus dem Geleise bringen." — Ein anderes Mal, als er Bürgermeister in seiner Vaterstadt Sandersleben geworden war, spricht er über seine Stellung, deren mancherlei Schwierigkeiten, und fügt hinzu: „Warum ich Ihnen dies alles so ausführlich schreibe? Ich fühle eine bestimmte Verpflichtung dazu, denn ich bin eher Schulze im Volksblatte als Bürgermeister in Sandersleben gewesen, und als Schulze sind Sie meine natürliche vorgesetzte Behörde, von der ich Dispensation brauche, darüber, daß ich mich jetzt so gar nicht mehr am Volksblatt betheilige. Doch lassen Sie mich nur gehen, ich sammle jetzt Erfahrung und die ist die beste Lehrmeisterin. Das Schriftstellern habe ich bei Leibe noch nicht ganz aufgegeben."

Ein ganz anders gearteter Mitarbeiter ist Ludwig Grote, der zuerst der Volksblattgemeinde von Pastor L. Harms und dem reichen kirchlichen Leben in Hermannsburg, von dem Stapellauf des Missionsschiffes Candace erzählte, aber in recht weitläuftigen „Briefen aus der Lüneburger Heide". Auch seine vielen Briefe an Nathusius sind weitschweifig, und haben immer etwas zu meistern und auszusetzen am

Volksblatt. Sein beständiges Erinnern und Verlangen, daß und wann seine Artikel gedruckt werden sollen, muß sehr ermüdend gewesen sein — z. B.: „Sobald ich ersehe, daß Sie meinen Brief aufgenommen, soll ein zweiter folgen, der kürzer aber doch inhaltsreicher werden soll."

Gequält durch derartige Anforderungen wurde der arme Volksblattschreiber redlich. Über eine Mitarbeiterin berichtet er: „Das unendliche Correspondiren und Critisieren, das unabläßige Anfragen und Antragen von Artikeln, die möglicherweise geschrieben werden könnten oder beinah geschrieben sein würden u. s. w. war eine etwas schwere Zugabe."

Wie liebenswürdig dagegen äußert sich der bekannte treffliche G. H. v. Schubert in München bei Übersendung seiner Parabeln: „In einem Garten zu B.... stand, als ich in meiner Jugend dort war, ein eigenthümliches, zimmergroßes Vogelhaus, darin gar vielerlei Arten von munteren Singvögeln lebten. Da hatte sich einmal zum Schrecken des Gärtners von unten ein dicker braun und grüner Grasfrosch durch ein altes Mauseloch ins Vogelhaus eingeschlichen, der in den Haushalt der Vögel nur Störung brachte. Man ließ jedoch, ohne weiteres Aufsehen zu machen, den Frosch heraus. In ähnlicher Weise, wie dem Gärtner, habe ich Ihnen, mein geliebter Freund, einen Schrecken und vielleicht Unwillen erregt, indem ich Ihnen unüberlegt mein dickes Packet zur Aufnahme in Ihr mir herzlich werthes Blatt übersandte. Bitte lassen Sie ungeniert den dicken Grasfrosch wieder hinaus auf die Wiese. Mein Manuskript taugt, wie mir bei reiflicher Überlegung scheint, wirklich nicht in Ihr Blatt. Wenn Sie die beiden ersten Parabeln aufnehmen und das Machwerk freund-brüderlich empfehlen, so ist mir's recht, das andere aber schieben Sie, wie der Gärtner den Frosch, mit einem Stäblein hinaus, ohne jedoch das arme Thier zu tödten, denn es will auch leben, wie ich

und Sie.“ — Und als die Aufnahme des ganzen Manuskripts zugesichert war, schreibt der liebenswürdige Verfasser: „Meinen herzlichen Dank dafür, daß Sie meine Sendung, diesen alten, dicken Grasfrosch, wirklich unter dem Chor der geistig Gefiederten, welche der Töne im höheren Chor fähig sind, vorübergehend eine Stelle eingeräumt haben. Auch dafür bin ich sehr dankbar, daß Sie das ganze Ding beisammen gelassen und so in die Welt hinaus geschickt haben, nicht so wie die Fischerfrauen in Venedig den Wasserfröschen thun, deren Hinterschenkel sie verkaufen, bloß mit den Vorderfüßen und dem Rumpf auf den Marktplatz hinaus gelassen haben.“

Zu den Mitarbeitern des Volksblattes, die ihm mit am meisten Freunde erwarben, gehört wesentlich Marie Nathusius. Den „Mittheilungen aus der Kinderstube“, die sie begonnen hatte, gleich nachdem ihr Mann die Redaktion übernommen, folgte manche Fortsetzung. Viele ihrer kleinen Erzählungen erschienen als von der Mutter der Kinderstube erzählt unter dieser Überschrift; später auch ohne diese Einkleidung. So ist es hier in diesem dem Volksblatt gewidmeten Kapitel gewiß am Platz, über Mariens Schriftstellern ein Wort zu sagen.

In den ersten Jahren ihrer Ehe schon hatte sie Lustspiele, Romane und Novellen geschrieben, sich und den Ihrigen zu Lust und Freude. Eine sehr romantische Novelle „Die Kunstreiter“ war von Geibel günstig beurtheilt und nach seinen sachverständigen Rathschlägen hie und da verändert, zum Druck gelangt. Zwei spätere: „Familienskizzen“ und „Herr und Kammerdiener“ erst nach dem Tode der Verfasserin.

Nach dem tiefeingreifenden Umschwung, der mit ihr vorgegangen, strebte sie danach, ihr ganzes Leben, ihr Haus, ihr Thun und Treiben gänzlich in Gottes Dienst zu stellen, jedes Pfund, das Er ihr anvertraut, auch für Ihn zu verwerthen. In diesem Sinn schrieb sie 1847 „die beiden

Pfarrhäuser", worin Glaube und Unglaube, Welt und Christenthum zuerst in bewußtem Gegensatz auftreten. Dem folgte „Martha die Stiefmutter", was sie dem Rauhen Hause zum Verlag schenkte, eine Dorfgeschichte, an der sich Wichern sehr erfreute — und mit ihm und nach ihm viele Andere. Es folgten dann jene oben erwähnten kleinen Erzählungen im Volksblatt: „Christfrieds erste Reise", „Christfrieds Schuljahre" u. s. w. „Tante Sofie", „Das Rektorat", „Julchens Haushalt", „Julchen in der Residenz" und manche andere. Aus dem einfachen täglichen Leben genommen, wußte Mariens Feder die lieblichsten Idylle daraus zu gestalten; eine Fülle von wahrer Poesie, von feiner Charakterschilderung, von lieblichen Naturbildern findet sich darin und durch alles hindurch klingt das Glaubensleben, das die Schreiberin selbst so glückselig machte. „Pietistische Tendenzschriften!" hört man wohl über Mariens Erzählungen urtheilen. „Sie passen nicht mehr in unsere Zeit!" Ich muß das bestreiten. Ein unverdorbner Geschmack, ein Kindergemüth erfreut sich noch jetzt nach 50 Jahren ebenso daran, wie damals die Großmutter. Wohl tragen sie das Gepräge der Zeit, auch das von Mariens Individualität, aber um so unmittelbarer packen sie uns.

Als im Winter 1851—52 „ein junges Mädchen" an den Volksblattschreiber einen Brief richtete mit der Bitte um Bücher für junge Mädchen, die sich an Kinderschriften nicht mehr genügen ließen — da antwortete Marie mit der That. Im Sommer erschien im Volksblatt das „Tagebuch eines armen Fräuleins" und erregte „einen wahren Sturm des Entzückens." Von allen Seiten bekam der Volksblattschreiber Briefe, die diesem Entzücken Worte gaben. Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in dieser einfachen Erzählung, in diesem lieblichen Bild eines christlichen Mädchens. Nicht so ungetheilt war der Beifall, den der im nächsten Jahre erschienene „Joachim von Kamern" fand. Wenig Handlung,

viel Reflexion und ein doch sehr weicher und unentschlossener Männer-Charakter sind die Schattenseiten, neben denen viele Schönheiten sich finden, die auch dieser Dichtung Freunde gewannen. Es folgten „Rückerinnerungen aus einem Mädchenleben“, „die alte Jungfer“, „der Vormund.“ Dazwischen das für das Volksblatt zu umfangreiche „Langenstein und Boblingen“, in dem sich das große Talent der Verfasserin für tief bewegliche Schilderung einer Herzens- und Liebesgeschichte besonders zeigt. Und den Schluß ihrer kurzen Schriftsteller-Laufbahn machte dann „Elisabeth“, die „Geschichte, die nicht mit der Heirath schließt“, aber die das Problem von Heirath und Ehe mit feinem Verständniß behandelt. Daß gerade bei diesem ihrem größten und ausführlichsten Werk die vielen Betrachtungen, meist in Form von Gesprächen, getadelt werden, ist nicht ganz unberechtigt. Und hier ist es wohl besonders, wo die Kritik von „Tendenzschriften“ spricht. Dies führt auf einen Punkt, der nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf: die Frage der sogenannten Mitteldinge, die Frage, ob und in wieweit der Christ weltliche Vergnügungen mitmachen darf, eine Frage, die der alte Pietismus direkt verneinte, und die auch in unserm Jahrhundert, in der Zeit des neu erwachten Glaubenslebens, vielfach erwogen wurde, und zu manchen Kämpfen, zu mancher Scheidung unter frommen und edeln Menschen führte. Man kann wohl sagen, daß die pietistische Richtung darin irrte, daß sie bestimmte Dinge, — Tanz Theater, Kartenspiel u. s. w. einfach verwarf, Dinge die ohne Frage Gefahren für das christliche Leben haben können, ohne sich klar zu machen, daß auch ein Missions-Nähverein, ja eine Pastoral-Conferenz für manche Gemüther Gefahren bringen können. Hochmuth, Eitelkeit, liebloses Urtheilen und manche andere Sünden erwachsen nicht nur auf dem Boden des Tanzsaals oder des Theaters. Alle jene Dinge wären richtiger diätetisch zu behandeln gewesen; für manche

Seele liegt hier die Gefahr, für eine andere dort. In unserer Zeit ist das allgemeine Urtheil, auch in entschieden christlichen Kreisen, sehr viel milder geworden, und darum fehlt das Verständniß für jene Anschauung. Marie Nathusius war gar nicht schroff in ihren Ansichten, kindlich und harmlos erfreute sie sich an allem Schönen in Natur und Kunst. Aber seit jenem Wendepunkt in ihrem innern Leben, und durch die Wandlung in Philipps religiös kirchlicher Stellung waren beide in ernst gerichtete Kreise gekommen, und da trat ihnen auch jene pietistische Beurtheilung der „Mitteldinge" entgegen. Eine junge Freundin, von solchen Anschauungen erfüllt, schrieb an Marie nach dem Erscheinen der „Rückerinnerungen" und äußerte ihre Bedenken über den darin vorkommenden Ball. Marie antwortet sehr liebenswürdig, doch so, daß man merkt, sie selbst steht den Dingen nicht so scharf gegenüber. Doch hat sie, als die Geschichte besonders gedruckt wurde, eine leise Änderung gemacht und von Hannchen, der eigentlich tonangebenden christlichen Persönlichkeit, die Verantwortung für den Ball genommen. Die sehr entschiedene Stellungnahme in dieser Beziehung kam erst später zum Ausdruck, besonders in Elisabeth. Die junge Freundin aber, bald nachher in andere Umgebungen gekommen, wurde wegen ihrer, auch hier nicht verschwiegenen Ansichten angegriffen und es hieß dann wohl: „Das ist der Einfluß von Marie Nathusius." Dies zum Beweis, wie schief mitunter die Urtheile über diese Schriftstellerin ausfielen. Ihre Schriften wurden geradezu als gefährlich bezeichnet. Aber viel zahlreicher sind doch die Stimmen, die ihren Dank aussprechen für die Freude und den Segen, der ihnen dadurch geworden. Briefe über Briefe mit dem Ausdruck dieses Dankes kamen an den Volksblattschreiber, ihm selbst zu großer Freude.

Hier stehe nur das Wort Vilmars, des Literarhistorikers, nach ihrem Tode geschrieben: „Der zu dem Frieden

des Herrn Jesu Christi Eingegangenen bin ich zunächst für mein Haus dankbar, welches durch sie vielfach erbaut und gefördert worden ist; ich bin ihr aber auch dankbar für meine Person, indem an ihr meine fast zu Boden geschlagene Hoffnung, welche ich am Schluß meiner Geschichte der deutschen Literatur ausgesprochen hatte und an der ein Theil meines Lebens hängt, sich wieder aufrichtete, daß noch eine neue, bessere, christliche Literaturperiode wiederkehren werde. Die Verewigte hat durch ihre Schriften mir diese Hoffnung und dadurch zum Theil mir mich selbst wiedergegeben. Sie hat das Samenkorn des Evangeliums vervielfältigt in recht apostolischem Dienste, und hat auf den Herrn nicht allein gewartet, sondern gewartet mit brennender Lampe. Dies Zeugniß bin vor vielen andern in Deutschland ich ihr schuldig und um dieses Zeugnisses willen werden Sie auch diese armen Zeilen nicht verschmähen."

Zugegeben, daß manche von Mariens Schriften nur Erscheinungen ihrer Zeit sind und darum in Vergessenheit fallen werden, wenn die Generation dieser Zeit dahin gegangen ist, so wird doch vieles bleiben. Christfried, Julchen, das arme Fräulein nenne ich klassische Gestalten, lebensvolle Bilder frischer fröhlicher Gotteskinder, wie sie nirgend sonst so geschildert sind. Über „Christfrieds erste Reise und Schuljahre" schreibt ein Schulmann: „Ich setze sie dreist den schönsten Scenen der Odyssee, nämlich denen im Gehöft des göttlichen Sauhirten Eumaios an die Seite, so innig, wahr und frisch ist alles gedacht und ausgesprochen. Und das will doch bei einem eingefleischten Klassiker viel sagen, wie ich es meinem innern und äußern Berufe nach bin." — „Man hat bei ihren Büchern", ließ sich eine Stimme vernehmen, „den Eindruck, daß das Christenthum sehr leicht ist, und die gläubigen Christen immer glücklich sind." Und eine andere — es ist die der trefflichen Kleophea Zahn, ihrer edlen Mutter Anna Schlatter gleichgeartete Tochter —

hören wir in einem Brief an Philipp Nathusius: „Eine Bitte an die liebe reiche Schriftstellerin möchte ich mir erlauben, wenn es nicht zu unbescheiden ist, dem großen Lobe und Beifall gegenüber: ob sie nicht ihre so eigenthümliche Bekehrungs-Methode darin einmal ändern wollte — daß sie sich nicht solche schon an sich liebenswürdige Wesen aussucht, die ja nur noch einige Schritte weiter vorwärts zu gehen brauchen. . . . . Von rechter, tiefer Sündenerkenntniß und Umkehr ist da gar nicht die Rede Sie durften sich nur die Augen ordentlich auswaschen, so sehen sie, was ihnen bis jetzt verborgen. . . . . ." Vermuthlich war es bei dieser Äußerung, wo Marie für ihre nächste Erzählung „eine so alte eklige Person" verhieß, daß die Schreiberin genug daran haben würde. Hier aber noch die Bemerkung, daß Marie gewiß keine Bekehrungs-Methode im Sinn hatte. Sie schrieb aus ihrem vollen Herzen, aus ihrem reichen inneren Leben heraus, und darum gerade sind ihre Gestalten voll Leben und haben Leben geweckt — haben gewiß mancher Seele dazu verholfen „sich die Augen ordentlich auszuwaschen."

Noch ein Wort über die Poeten des Volksblatts, deren eine ganze Anzahl singend — mitunter auch stotternd und lallend — durch die Spalten des Volksblatts gezogen sind. Außer den schon genannten Ahlfeld und Scheele (F. A. und C. S.) finden wir Theodor Köhler, den Quedlinburger, L. Grote, Karl Barthel, den Harfner aus Hessen, Gustav und Franz Jahn, Monica, El, Schwartzkopff (tzff.) und Martin — die beiden letzteren wohl die bedeutendsten und fruchtbarsten. Er selbst aber — Ph. N. — gewiß der Bedeutendsten einer. Erwähnt seien hier „das Hohelied der Liebe", die „Alttestamentlichen Symbole" und so manches Zeitgedicht. Bei manchem poetischen Kind übernahm der Volksblattschreiber die Pathenschaft und hat ihm denn auch weiter geholfen zum Fortkommen in der Welt.

Der erste Redakteur des Volksblattes Friedrich von Tippelskirch bewahrte ihm sein herzlichstes Interesse, bewies es aber nach den Worten eines einst viel gesungenen Liedes: „Doch wann ist Lieb' am tiefsten? wenn sie am stillsten ist." Nathusius schreibt ihm einmal: „Dringt Ihnen denn gar nichts von dem mancherlei, was darin vorkommt, auch einmal ein Wort in die Trompete Ihres alten Kindes, des Volksblattes, ab? Ich nöthige die Leute grundsätzlich nicht, aber ich meine, die eine oder die andere Sache sollte Sie einmal nöthigen, und ich sähe es doch gar gern, wenn Sie auch einmal ihm Ihre thätliche Theilnahme wieder bezeugten. Und was sagen Sie sonst zu den Arten und Unarten Ihres nun bald in's 10. Jahr tretenden Kindes?" — In einem Brief an Nathusius äußert sich Tippelskirch sehr liebenswürdig und anerkennend: „Das Volksblatt sagt mir eigentlich in seiner Totalität fortwährend zu. Ich muß es oft wegen katholisierender Tendenzen vertheidigen, was ich jedoch mit gutem Gewissen thue, weil ich, auch selbst bei der Überzeugung, daß namentlich Leo etwas stark idealisiert, doch diese ganze Seite der kirchlichen Betrachtungsweise im Ganzen der geschichtlichen Entwicklung der Kirche für ein wohlberechtigtes und heilsames Element halte. Man wirft mir zwar meist ein: ja aber ein Volksblatt! — Für das gewöhnliche evangelische Bewußtsein ist es unverständlich und verwirrend. Allerdings würde ich auch ein Volksblatt nicht vorzugsweise für diese Richtung auswählen. Indeß der Wind weht, wo er will, und man kann sich nicht alles nach menschlichen Plänen und Theorien zurechtmachen."

Recht verschiedene Urtheile kamen brieflich aus der Volksblattgemeinde. Während Marcard den vielen kirchlichen und erbaulichen Stoff tadelt und deshalb die Abnahme der Leser prophezeit, bitten andere Stimmen um öfteren Abdruck von Predigten und dergl. und wieder andere erklären ganz herablassend: „Gern lassen wir es uns gefallen, daß Ihr

Blatt einige Spalten für Bücheranzeigen und Empfehlungen vermischten Inhalts in Ermangelung erbaulichen Stoffes ab und zu öffnen mag und greifen dann nach der erquicklicheren festen Speise, welche die ersten Seiten zu bieten pflegen, um so begieriger, doch auch diese Aufsätze werden uns durch die gelehrten, von unverständlichen Fremdwörtern bis zum Überdruß strotzenden Artikel leider immer ungenießbarer gemacht" u. s. w.

Da beklagt sich ein Lehrer „1) über die unanständige, ja zuweilen gemeine Weise der Monatsberichte; 2) über den Spott, mit dem mißliebige Richtungen verfolgt werden; und 3) die mitleidslose Weise, in der zuweilen der Lehrerstand beurtheilt wird." — Im Gegensatz schreibt ein Kollege: „Sie haben ja schon mehrmals mit Liebe die Schullehrer genannt, welche das Wort Gottes lieb haben" .... „Wir können hier allemal kaum die Stunde erwarten, wo der liebe alte Hausfreund wieder einzieht, und der Abend gehört zu unsern schönsten, an dem wir dasselbe lesen und uns dann die Perlen aussuchen, die es in seinem Schoße birgt."

Ein Professor am theologischen Seminar der allgemeinen taufgesinnten Sozietät in Amsterdam schreibt empört über die kirchliche Haltung des Blattes, und ein Kandidat des evangelischen Predigtamts in der Mennonitengemeinde in Danzig schickt „für Ihr vortreffliches Volksblatt" die Schilderung von dem Ende des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, „so zu sagen ein praktischer Beitrag zu der in Ihrem Blatt so lehrreich erörterten katholischen Frage." Er freut sich der Gelegenheit, „Ihnen einen warmen innigen Dank auszusprechen für allen den geistlichen Segen, den Ihr Volksblatt, und namentlich was aus Ihrer Feder geflossen ist, mir gebracht hat."

L. Grote theilt das Urtheil aus Hermansburg mit: „Das Volksblatt sei schon gut, aber allzu preußisch; es habe den besten Willen, aber befasse sich mit Dingen, von denen

es nichts verstehe." Auch der Vorwurf, gar zu uniert zu sein, wird ihm aus Hannover gemacht. Und in einem Brief vom Rhein heißt es: „Man muß keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, dem würdigen hochverdienten Herausgeber des Volksblattes seine Achtung, seine tiefe innige Verehrung zu bezeugen. Wir empfinden sie gegen wenige der Zeitgenossen in so starkem Maaße. Wenn's nur nicht gar so lutherisch wäre, das liebe Volksblatt."

In einem andern Brief lesen wir: „Sie haben gewiß keinen dankbareren Leser des Volksblattes, als mich. Was ich demselben verdanke, das habe ich früher geschrieben .... Ja, der Segen des häuslichen Gottesdienstes, der nun eine bleibende Stätte bei uns gefunden, tritt von Tage zu Tage mehr hervor..... Ich wüßte nicht, wie das hätte geschehen können, wenn nicht Ihr Volksblatt uns die Hausandachten so dringend, so anhaltend empfohlen hätte. Darum ist Ihr Volksblatt so hoch geachtet in unserem Hause als ein gesegnetes Rüstzeug in der Hand Gottes." — Professor Schmieder in Wittenberg schreibt über das Volksblatt, „das dem Leser immer wie ein Mann mit geistvollem, einfältigem christlichem Blick gegenüber tritt. Je mehr es jetzt an der Zeit ist, daß die Gläubigen einander schroff in kirchlichen und konfessionellen Parteien gegenüber treten, desto wichtiger ist es das zu pflegen, was das eine Salz in allen Parteien ist. Das ist der verborgene Mensch des Herzens in Buße, Glauben und neuem Gehorsam." Und ebenso warm schreibt der reformierte Treviranus in Bremen: „Es ist mir oft, wenn ich das Volksblatt aus der Hand lege, als müßte ich nicht allein sagen, sondern schreiben: Danke, lieber Bruder! und warum sollt ich's heute beim Sagen bewenden lassen? Ist's doch auch Neujahr gewesen, und wenn man sich zum ersten Mal wieder sieht, sagt man sich gern ein Wort." — Und ein anderes Mal: „Das bleibt doch für diese Welt das edelste, nicht daß die Verschiedenheiten sich aufheben und

alle Spitzen und Ecken stumpf werden und alles uniform, sondern daß ein jegliches Thier oder Lebendiges in seiner Art sich ausbilde und alle die Verschiedenen doch in einer seligen Einheit sich verbunden fühlen. . . . . Wir wollen bei aller Verschiedenheit doch im Herzen durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi Eins bleiben, und Sie müssen mich darin tragen, wenn ich manchmal rufe: halt, Philippe! ne quid nimis." Dem innig gläubigen Reformirten sei hier gleich der „Altlutheraner" Besser an die Seite gestellt, der in so liebenswürdiger Weise öfters seinen Dissensus in den kirchlichen Fragen zum Ausdruck bringt, dabei immer den höheren Consensus betonend.

Mehrfach wurde ja die scharfe Sprache am Volksblatt getadelt und z. B. bei Leos Monatsberichten nicht ohne Grund. Viel schärfer aber reden viele Korrespondenten in ihren Privatbriefen, was doch auch seinen Einfluß auf Philipps Auslassungen im Volksblatt übte. Doch hatte er die ehrliche Absicht, milde und gerecht zu schreiben, und bei längeren Kontroversen wirkte sein Schlußwort meist versöhnend. Leser, die tiefer blicken, merken etwas von dem Joch, das er auf sich genommen, dem Joch dessen, der sanftmüthig und von Herzen demüthig. Dafür spricht u. a. ein Zettel an den Drucker mit Abänderungswünschen nach dieser Richtung — im Nothfall Vernichtung der schon gedruckten Exemplare auf seine Kosten.

In sein Verhältniß zu den Mitarbeitern giebt ein Brief des geistl. Inspektors Niese in Schulpforta einen hübschen Einblick: „Daß Sie mir meinen Bericht wieder haben zurückschicken müssen, thut mir zwar leid, aber darüber habe ich doch vielmehr Sie, als Sie mich um Entschuldigung zu bitten, denn ich denke mir, das gehört auch nicht zu den letzten Schmerzen eines Redakteurs, Leuten, die einem nie etwas zu Leide gethan haben, ihre geliebten Aufsätze wieder zurückschicken zu müssen. So schenke Ihnen Gott allezeit so

einsichtige Autorenherzen, wie das meinige in aller Aufrichtigkeit und Liebe ist."

Und dazu noch eine liebenswürdige Briefstelle von Philipp Nathusius:

1851.

„Heut Abend schickt ein Ungenannter von Hamburg 10 Thaler für's Rettungshaus und bittet um Erlaubniß, es öfter wiederholen zu dürfen. Er hatte mir einen Brief mit Zurechtweisungen übers Volksblatt in Politicis geschickt, welches er sich früher angeschafft, und welchem er bei der Gelegenheit ein Näherkommen zum Evangelio verdanke. Ich hatte den Brief in meiner Dummheit wirklich für reine Freundschaftsbezeugung genommen, und ihm in No. 3 von diesem Jahr ehrlich dafür gedankt. Er aber scheint bei jenem Brief wirklich etwas borstig gewesen zu sein, denn er schreibt, er schäme sich so, daß er sich nicht nennen möge. Und meine Dummheit, daß ich's gar nicht gemerkt habe, scheint ihn so gerührt zu haben. Mir aber ist wiederum der Mann rührend. So rührt der liebe Gott die Herzen der Menschen in seiner Güte durch ihre gegenseitige Dummheit und Borstigkeit."

Der immer gepflegte Zusammenhang der Neinstedter Anstalten mit der Volksblattgemeinde durch Berichte und Gaben, trug auch zu der Gemüthlichkeit dieses ganzen Verhältnisses bei. Auch Aufrufen für andere Anstalten, Vereine und einzelne Nothstände öffnete das Blatt seine Spalten und quittierte über gar mancherlei Gaben. Dann erzählten die Bittenden von den Gegenständen ihrer Fürsorge und es spann sich ein Netz brüderlicher Liebe um die Volksblattgemeinde.

Auch durch die Inserate wurden Fäden angesponnen mit vielen christlichen Häusern und Familien. Es ist merkwürdig, was alles das Volksblatt vermitteln soll! Da werden Aufseherinnen und Hausväter gesucht für Anstalten, Gehilfen

in Rettungshäuser, Oekonomie-Lehrlinge, Gasthauspächter, Commis, Verkäufer, ein gottesfürchtiger Bedienter, Hauslehrer christlicher Gesinnung und einer, der einer orthodoxen Richtung nicht angehört. Und das alles als persönliche Anliegen an den Volksblattschreiber. Auch die jungen Mädchen, die 40jährige Wittwe, die Frauenzimmer in gesetzten Jahren, die Stellung wünschen, die jungen Landwirthe, Zimmermaler, der vielgeprüfte christliche Kaufmann, der altlutherische Rechnungsführer, ein Siedemeister in einer Fabrik, die nach christlichen Grundsätzen arbeitet, der junge Mann, der ein Unterkommen sucht, „als was es auch sei" — sie alle wenden sich persönlich an Philipp Nathusius, schreiben ihm meistens lange Briefe. Einer Dame, deren stark zur Schau getragenes Christenthum als nicht ganz lauter galt, wurde nachgesagt, sie suchte jährlich mehrmals im Volksblatt „christlich konservative" Köchinnen oder Diener, nachdem sie sich mit den letzten verzankt hatte. Obgleich diese Geschichte mehr gut erfunden, als ganz der Wirklichkeit zu entsprechen scheint, so wurden ähnliche Gesuche doch mit der Zeit eine große Last, und das Volksblatt hörte auf, dergleichen zu vermitteln.

Wir haben die Volksblattgemeinde näher betrachtet: die Mitarbeiter, Correspondenten, Freunde, dankbaren und undankbaren Leser, die Wohlthäter der Neinstedter Anstalten, die Schaar der Suchenden — und der sie Alle befriedigen sollte, für Alle sorgen, sie belehren, unterhalten, Rath geben und manches Licht aufstecken — das war der Volksblattschreiber. Philipp Nathusius hatte seinen Beruf gefunden.

Es ist hier am Platz, die kirchliche Stellung des „Volksblattes für Stadt und Land" eingehender zu betrachten. Wesentlich war diese bedingt durch die früher geschilderte religiöse und kirchliche Entwicklung des Volksblatt-

schreibers. Denn waren auch verschiedene andere Führer der kirchlichen, wie der politischen Beweguug darin von Einfluß, wie Heinrich Leo, Ludwig von Gerlach, Vilmar — so blieb doch der geistige Leiter der kirchlichen Volksblatt-gemeinde Philipp Nathusius. Wir haben schon gesehen, welch verschiedene Urtheile über ihn und das Volksblatt laut wurden. Hier galt er als Hyper-Lutheraner, dort machte man es jedem Lutheraner zum Vorwurf, sich an seinem Blatt zu betheiligen, und schließlich sollte er halb oder wohl gar ganz katholisch sein. Die Gründe für solche Urtheile liegen in seiner Entwicklung, sie liegen aber auch in der damaligen Zeit und ihren Gegensätzen.

„Es ist mir zu merkwürdig," hat er am Schluß seiner Redaktionsthätigkeit geäußert, „wie es mir mit dem Volksblatt gegangen ist. Ein Kirchenmann, wofür ich gelte, bin ich doch ganz und gar nicht und nur durch die unglück-lichen Unionswirren da hineingezogen. Die einzigen Dinge, für die ich mich immer wirklich interessiert habe, sind doch Volksthum und Literatur." Wir müssen hinzusetzen: lebendiges, christliches Volksthum. Selbst innerlichst berührt von den Kräften des Evangeliums lebte und kämpfte er für diese Interessen, und aus ihnen flossen seine eigen-thümlichen Anschauungen. Daher das warme Eintreten für die Innere Mission, für gesunde Kirchenzucht, daher auch die Anerkennung der katholischen Kirche, die ihm so viel volksthümlicher erschien, als damals die evangelische, daher die Abneigung gegen alle theoretischen Spekulationen, gegen das Hervorkehren der theologischen Doktrinen, sowohl der konfessionellen, als auch der unionistischen, an denen ihm gerade das Gemachte, im Gegensatz zu dem natürlich Ge-wachsenen, zuwider war, daher kam auch der Sinn für die volksthümliche Gestaltung des Gottesdienstes, für alles Liturgische, für den rythmischen Gesang.

In dem Antrittswort vom Herbst 1849 heißt es:*) „Das Kreuz ist das Panier, das die Welt überwindet! Das Volksblatt steht nach wie vor auf dem Standpunkte der evangelischen Kirche. Ihren verschiedenen Konfessionen, wie den verschiedenen Stellungen innerhalb dieser, die in der Verschiedenheit sich brüderlich die Hand reichen, läßt es freien Spielraum. Auch was in der römisch-katholischen Kirche, oder in abweichenden Sekten an lebendigem Christenthum sich regt, erkennt es gern und freudig an. . . . ."

„Das Volksblatt erkennt den Werth des Bekenntnisses, als eines Gefäßes darin zu schöpfen und halten das lebendige Wasser, das ins Leben fließt; aber lieber wird es lauschen dem lebendigen Rauschen dieses Wassers. Für dogmatische Erörterung ist es nicht der Ort. Leben aus Leben! ist was es ersehnt, und aus dem es hofft, daß sich alles Übrige gestalte. In diesem Sinne wünscht es auch die Frage der Kirchenverfassung und — was wesentlich zu ihrer Verfassung gehört — der Schule (von der Volksschule bis zur Hochschule) angesehen."

„Die Eine Aufgabe, vor der alle andern Zeit-Fragen in den Hintergrund treten, ist zu werben für das Reich Gottes! Nur von diesem Einen aus erhalten auch die gesellschaftlichen und politischen Fragen ihre wahre Beleuchtung und ihre wahre Bedeutung, nur in diesem Lichte sind sie rechte Angelegenheiten des Volks. In solchem Sinne wird das Volksblatt sie, vornehmlich für die Mittelklassen, die des Volkes Stärke sind, behandeln, oder wenigstens für ein kleines Häuflein aus diesen, das sich gern unter dem Panier des Evangeliums sammelt und stärkt."

Auch das Vorwort vom Jahr 1850 zeigt die Stellung des Volksblattes zu den kirchlichen Fragen. Wir bringen es unter den Anlagen als Nr. 8.

---

*) Das Übrige in den Anlagen unter Nro. 7.

In demselben Jahr brachte Nathusius die Artikel „zur Orientirung in der Verfassungsangelegenheit der evangelischen Kirche in Preußen“ und die „Gespräche über Kirchenverfassung“, worin er dem Gedanken König Friedrich Wilhelms IV. ziemlich nah kam. Ähnliche Ideen hatte Leo, doch ging er weiter als der König: Ohne Bischöfe keine Kirche — rechte Bischöfe sind nur die in der apostolischen Succession stehen — die Evangelischen haben darum eigentlich keine Kirche, sondern befinden sich in einem von Gott gewollten vorläufigen Zustande, aus dem sie gegen Rom zu protestieren haben, bis dasselbe die Mißbräuche abstellt, damit dann wieder „eine Kirche“ werden kann.

Nathusius stand in seiner ganzen kirchlichen Anschauung unter dem Einfluß dieser Leoschen Ideen, ohne sich doch consequent durch sie bestimmen zu lassen. Er, der es immer auf praktisches kirchliches Leben abgesehen hatte, konnte sich an Theorien nicht genügen lassen, die zu Abstraktionen führen mußten. In jenen Artikeln ging er von den vorhandenen Zuständen aus. Die auch von ihm gewünschte bischöfliche Verfassung baute er auf das vorhandene Institut der Generalsuperintendenten, von einem Consistorium wahrhaft „geistlicher“ Leute umgeben. Daneben Synoden aus den Geistlichen mit ihren Ältesten gebildet — nur nicht nach konstitutionellem Muster u. s. w. Das Ideal, das er entwickelt, ist bestimmt durch die schärfste Wendung gegen alles Staatskirchenthum und gegen jeden Aufbau der Verfassung auf Wahlen und Majoritäten.

Was nun die vielbesprochene „katholisirende Richtung“ des Volksblattes anbetrifft, so sei zunächst daran erinnert, daß damals — Anfang der funfziger Jahre — vor nicht langer Zeit römische Katholiken vielfach im Bunde mit den evangelischen „Pietisten“ die Revolution zurückgeschlagen hatten. Es war die Zeit, wo die in Würzburg versammelten Bischöfe „Liebe und Gerechtigkeit gegen Nicht-Katholiken“ proklamirten, wo

der fromme und gelehrte Hirscher in Freiburg seine überraschenden Reformpläne für die katholische Kirche veröffentlicht hatte. Schüler und Gesinnungsgenossen Sailers standen noch in kirchlichen Ämtern, Diepenbrock saß auf dem fürstbischöflichen Stuhl in Breslau. Wir wissen heute, daß diese Erscheinungen die letzten verlöschenden Sterne einer evangelischen Bewegung unter den deutschen Katholiken waren, die nun vollständig von dem Jesuitismus unterdrückt sind. Damals konnten aber Männer von wahrhaft ökumenischer Gesinnung, wie es Philipp Nathusius war, noch recht wohl die hoffnungsvollen Anfänge gesunder Entwicklung darin sehen.

Carl Scheele, derjenige unter den Mitarbeitern des Volksblatts, der vielleicht am allerwenigsten katholisirende Neigungen hatte, sprach in seiner Kirchenzeitung (April 1850) von den Dingen, die unsre evangelische Kirche von der römischen in rechtem Wetteifer zu lernen habe, und Nathusius fügte dem ein Nachwort hinzu, in dem er die katholischen Liebeswerke, die Thätigkeit für christliche Schulen und dgl. hervorhob und mit den Worten schloß: „Wem das aus allerlei einzelnen Zügen hier erwachsene Bild der katholischen Kirche ein zu glänzendes scheint, der wird aus den Urtheilen und Vorurtheilen des Tages und seines eigenen Herzens sich leicht soviel Schatten dazu thun, als ihm noth dünkt. . . . Allerdings kommt es uns, wie jetzt die Dinge liegen, weniger darauf an, die tiefen Schäden und Mängel der katholischen Kirche aufzudecken, als das Bewußtsein zu fördern, daß wir mit ihnen bis auf den heutigen Tag gemeinsam stehen auf den drei großen Glaubensbekenntnissen der christlichen Kirche und heute mehr als je mit ihnen gemeinsam stehen in jedem Kampf der Zeit . . . . uns einen Spiegel zu halten, und soviel wir auch zu Tadelndes ausscheiden — wir werden immer noch manches genug finden, woran wir uns ein Exempel nehmen können. Der

Streit gegen Andersgläubige wird am besten dadurch geführt, daß ein jeder sich selbst zu reinigen, seine Mission recht zu erfüllen sucht. Denn das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft."

In diesen Worten ist der Gesichtspunkt genau gezeichnet, von dem aus Nathusius die katholische Kirche und das Verhältniß der evangelischen zu jener, ansah. Daß sie vorläufig gar kein Aufsehen erregten, lag mit daran, daß sie auf dem Hintergrunde der Scheelischen Betrachtungen erschienen, welche in der Verurtheilung des verwerflichen Prinzips jener Kirche mit der gesammten evangelischen Theologie übereinstimmten. Anders wurde es, als sich Leo in den geschichtlichen Monatsberichten gleichfalls mit kirchlichen Fragen zu beschäftigen begann und dabei die römische Kirche in einer Weise behandelte, welche auch die Äußerungen des Volksblattschreibers in viel grellerem Licht erscheinen ließ. Auch ist nicht abzuleugnen, daß dieser sich, wie schon oben erwähnt, durch den großen Historiker beeinflußen und nach dieser Seite weiter hinreißen ließ.

Besonders bei den Theologen erregten die Artikel „Über die Predigt" (1851) viel Anstoß. Es knüpfte sich daran eine lange Diskussion, und durch die ganze Redaktionszeit von Nathusius wurde immer wieder darauf zurückgegriffen. Fr. Besser, der Verfasser der Bibelstunden, trat in geistvoller Weise gegen diese Artikel auf, aber mit Recht wurde von Andern dazu bemerkt, „ja wenn alle Prediger Besser wären." — Erregten diese Predigt-Thesen vielfach Anstoß, so fand sich andererseits Nathusius auch wieder in Übereinstimmung mit hervorragenden Männern, wie z. B. Wichern, der auf dem Bremer Kirchentage der Predigt eine missionirende Aufgabe zuschreibt und auf den altkirchlichen Unterschied zwischen der Missionsgemeinde der Hörenden und der Communiongemeinde abzielt. Besonders trat V. A. Huber dem Volksblattschreiber kräftig zur Seite und

verlangte neben der „Pastorenpredigt“ noch außerordentliche „Predigtkräfte“, um den Bedürfnissen des christlichen Volkes zu genügen. „Gott wolle uns“ läßt sich eine andere Stimme vernehmen, „von den Kanzelrednern erlösen und rechte Volksprediger aus ihnen machen.“

An diesem Punkt zeigt sich der Umschwung in unserer kirchlichen öffentlichen Meinung, seit jener Zeit. Wenn das Volksblatt kürzere Predigten, weniger Predigen, stärkere Betonung des damals fast ganz abgekommenen liturgischen Gottesdienstes verlangte, so galt das für katholisch. Ebenso der Wunsch nach geöffneten Kirchen, während dieselbe Forderung jetzt von Synoden und kirchlichen Vereinen erhoben wird, ohne daß man an jene Verdächtigung dabei denkt. Man sieht, daß dies redliche Ringen des Volksblattes um volksthümliche Gestaltung der Kirche doch nicht ganz vergeblich gewesen ist.

Der eigentliche Sturm gegen das katholisirende Volksblatt aber erhob sich nach dem Vorwort des Jahres 1852. Nathusius schreibt darin von dem „bejammernswerthen Riß“ des 16. Jahrhunderts, und bei dem Überblick der kirchlichen Zustände in den verschiedenen Ländern geräth er in dem Bestreben, die römische Kirche gerecht zu beurtheilen, stark ins Idealisieren. Der Streit der Meinungen war damals sehr heftig im Volksblatt, noch heftiger in den vielen Briefen, die Nathusius erhielt. Es schlossen sich an die Frage des praktischen Verhaltens zur römischen Kirche Auseinandersetzungen über die Lehrunterschiede und die einzelnen römischen Mißbräuche, die freilich weder für damals noch für die Folgezeit nennenswerthe Frucht getragen haben. Dazu war das Volksblatt und sein Herausgeber zu wenig theologisch und wollte dasselbe auch gar nicht sein. Auf die Lehre möglichst wenig einzugehen war des Herausgebers entschiedene Absicht, aber seine Gegner zogen die Diskussion

immer wieder auf dies Gebiet, was freilich bei diesem Streit schwer zu vermeiden war.

Nathusius schreibt schon im Januar an seinen Freund Ahrendts: „Es freut mich, lieber Freund, daß sich auch jemand gefreut hat über meine dummkühnen Neujahrs-Monologe. Außer Ihnen habens, soviel ich vernommen, nur noch der Herr von Schierstädt und Carl Scheele gethan; die andern Hundert Alle sumsen und brummen dagegen ganz unwirsch und unser vortrefflicher R., den ich alle Tage lieber gewinne, ist ganz bedenklich gewesen, ob er nicht seine Stelle im Verwaltungsrath werde niederlegen müssen. Solche Dinge richte ich an, ohne eine Ahnung davon zu haben. Der liebe Gott muß zwar auch Dumme haben, zu allerlei Gebrauch, indessen tadle ich mich doch ernstlich, daß ich so ungescheut bin, dergleichen nicht besser einzukleiden."

Übrigens war Carl Scheele doch nicht so ganz einverstanden. Zwar hatte er das Neujahrswort mit Genuß gelesen, schreibt aber in Bezug auf die Predigt-Artikel: „Du bist bei aller scheinbar zutreffenden und einschlagenden Fassung des Übels weit vorbei gefahren am rechten Punkt. Du bist einmal in das hineingerathen, was deiner Natur so fremd ist, ins Experimentieren mit der armen Kirche. Aber die Sätze werden Frucht schaffen, weil sie pectus haben, keck, scharf, spitz, herausfordernd und doch voller Liebe und Ernst für die Sache, für eine wirklich tiefkranke Sache, vor der man sich immer vorbeigeschlichen hat. Du hast hineingegriffen, wenn auch die Heilung auf einem andern Blatt steht." Leo aber erscheint ihm zu zweckmäßiger Behandlung dieses Stücks Geschichte doch nicht recht passend gestellt zu sein.

Darin stimmen viele Freunde überein. Harnisch schreibt: „Die Catholica mögen auch gut sein; es giebt Leo und Ihnen manche Gelegenheit, dies und jenes auszusprechen, was uns gut ist. . . . Wo gehauen wird, fallen Späne.

Ich bin auch gegen manche Äußerung von Leo — in Sie finde ich mich fast ohne allen Anstoß hinein."

Pastor Möller aus Lübbecke in Westphalen schreibt: „Ihre Nachschrift zu Leos Expektorationen ist für sinnige Leser schon so geartet, daß sie wissen, wenn sie es noch nicht wüßten, was sie an Philipp Nathusius haben. Aber Leos Worte sind doch wieder so mißverständlich, so weit über das rechte Maß hinübergreifend, zum Theil so unwahr, so schief, daß es Ihrem Blatte und der Weite Ihres Leserkreises gewiß nur merklich schaden kann." — Ähnlich Appuhn, damals Pastor in Altenhausen: „Sie haben in Ihrem Vorwort und in Ihren Predigtaufsätzen so viel gesagt, wozu ich Ja, und so viel, wozu ich Nein sage, daß es mir zu viel ist. Aber ich muß Sie doch immer lieber haben, denn auch, wo Sie Unrecht haben, haben Sie noch etwas Recht und man sieht Ihre Liebe zu der Braut unseres Herrn, die ich auch liebe." — „Kann ich Ihnen auch nicht in allen Stücken folgen," schreibt Generalsuperintendent Carus, damals Pastor in Ilsenburg, „so stimme ich doch mit der Weite des Gesichtspunktes, von dem Sie die Dinge ansehen, überein, und habe an der eigenthümlichen Auffassung vieler Punkte große Freude gehabt."

Sind dies noch theilweise zustimmende oder anerkennende Äußerungen, so fehlt es nicht an sehr bedenklichen Stimmen, an ernsten Protesten gegen diese Richtung des Volksblattes. Der milde Treviranus schreibt: „Das vergiebt man Ihnen nicht, daß Sie die großen Vorzüge und Fortschritte der römisch-katholischen Kirche hervorheben, ohne auf der andern Seite ihre großen Mängel und unser heiliges und heiligendes Fortschreiten in der Gnade und Erkenntniß unseres Herrn Jesu Christi mit auszusprechen." Und vom Rhein schreibt der Duisburger Engelbert: „Ihre täuschungsreichen Belobungen der römischen Kirche, die mir wie allen Brüdern hier tiefen Schmerz verursacht haben. . .

Sie sollten nur fünf Jahre Pfarrer hier sein, so mitten in der dicksten katholischen Finsterniß, nicht im Verkehr blos mit einigen frommen, geistvollen Katholiken — ich glaube, Sie würden andere Aufsätze schreiben, als Ihr Neujahrswort." — Und ein anderer: „Das Thier der Offenbarung mit seinen zwei Hörnern erhebt sich allmählich, es ist der römische Aberglaube und Unglaube. Ich weiß es, Sie sehen die römische Kirche anders an, Ihr zartes liebevolles Gemüth hat Sie im Urtheil über Rom irre geleitet." — „Sie kennen die katholische Kirche" schreibt ein lutherischer Pastor aus Westphalen — „Sie haben sie in Italien gesehen — aber Sie haben nicht unter den Katholiken gelebt. . . . . Wir thun hier keinen Schritt, wo wir nicht ihre Spitzen fühlen müssen."

Ähnlich sprechen sich eine ganze Reihe Briefe aus — vom Rhein und aus Westphalen, aus Schlesien und Posen — meist aus den Gegenden, wo die Evangelischen unter den Katholiken wohnen, die Briefschreiber also die großen Mängel und Übelstände sowie die Schwierigkeit ja oft Unmöglichkeit eines brüderlichen Zusammengehens mit der „unfehlbaren" römischen Kirche aus nächster Nähe und täglicher Erfahrung kannten, während Nathusius und seine gleichgesinnten Freunde die römisch-katholische Kirche nur von fern, gleichsam in verklärender Beleuchtung sahen. Er erwiderte denn auch wohl auf solche Angriffe: „Wie sieht denn die evangelische Kirche in ihrem thatsächlichen Bestande aus?" „Es versteht sich, daß es zu einer großen Verschiedenheit der Anschauung mit beiträgt, ob man, wie die Brüder am Ober- und Niederrhein, in die Hitze des kleinen Handgemenges gestellt ist, und die krassen Mängel in der äußeren Erscheinung und Handlung des Gegners täglich vor Augen hat, oder ob man von der Perspektive eines ruhigen Standpunktes aus die Verhältnisse nur im Großen und Wesentlichen überblickt. Wenn wir damit einerseits leidenschaftliche Äußerungen,

die wir mißbilligen müßten, gern menschlich entschuldigen, so sollte man andererseits auch Stimmen von Standpunkten der letzteren Art nicht wehren wollen. Es ist gewiß zum Dienst der Wahrheit nöthig, daß auch sie gehört werden, und so geben wir gern unserm kräftigen Geschichtsberichtler Raum, wenn wir auch, wie bekannt, nicht alle Einzelheiten seiner Äußerungen zu vertreten haben.“ Und an Tippelskirch schreibt er: „Meinem Geschmack nach wünsche ich die katholischen Streitigkeiten auf den Blocksberg und harre sehnlich, daß sie endlich einmal ein Ende nehmen. Muß ich aber den braven Protestantismus mit aufnehmen, so kann ich es wenigstens nicht, ohne meinem Gerechtigkeitsgefühl zu genügen — mags nun drunter oder drüber gehen.“

Im Frühjahr 1853 brachte das Volksblatt das „Schlußwort zur katholischen Frage“, in dem Nathusius mit großem Ernst und leidenschaftsloser Ruhe die katholische mit der evangelischen Kirche vergleicht. In demüthiger Unpartheilichkeit erkennt er die Vorzüge der katholischen Kirche an, aber je mehr er sich in diese Vergleichung vertieft, je heller erscheinen ihm die der evangelischen Kirche verliehenen Gnadengaben, und wie er ein Bild der Vorzüge beider zeichnet, kann er getrost und demüthig schließen: „Die evangelische Kirche mit den Thränen ihrer Buße, mit dem Marienaufblick zu dem Einen, was Noth ist, im tiefen Gefühl ihrer Unwertheit und ihrer Untreue, aber selig im Aufschauen zu Ihm, selig im Glauben und in Hoffnung. Amen.“ *)

Dies Schlußwort war wohl geeignet, unruhige Gemüther zum Frieden zu bringen und irrenden Gedanken den rechten Weg zu zeigen, von dem sie — vielleicht nicht ohne Schuld des Volksblatts, abgewichen waren. Gerade die Weitherzigkeit des Standpunktes zog auch diese an, die ein schärfer ausgeprägter Protestantismus abgestoßen hätte.

*) s. Anlage Nr. 9.

Von da an ruhte die katholische Frage im Volksblatt. Als im Spätherbst 1854 Pius IX. das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Maria verkündete, verfehlte Nathusius nicht, sich sehr entschieden darüber auszusprechen, verschwieg aber nicht seine Trauer darüber, daß dies neue Dogma die Kluft immer unübersteiglicher machte, die die katholische und evangelische Kirche trennt. —

Als christlicher Idealist hatte Philipp Nathusius die Leitung des Volksblatts übernommen. Von diesem Idealismus zeugt seine Behandlung der römisch-katholischen Kirche. Von diesem Idealismus waren mehr oder weniger all jene Männer erfüllt, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Zeit des wieder erwachenden Glaubenslebens, sich als treue Bekenner des Herrn bewiesen. „Aber wie jede geschichtliche Bewegung sich im weiteren Verlauf zu theilen pflegt" — so auch hier. Der eine Theil jener treuen Christen ist „von dem damaligen Standpunkt zu einem entschiedeneren kirchlich-geschichtlichen Bewußtsein fortgeschritten" und trennte sich somit von „denjenigen, die sich in der ursprünglich allgemeineren, und vielfach von England und reformierten Einflüssen überhaupt bestimmten Färbung gehalten haben."

Jenen gesund kirchlichen, objektiven Standpunkt vertrat Nathusius in einer Angelegenheit, die im Jahre 1853 das Volksblatt lebhaft beschäftigte. Es war die Frage nach der Berechtigung der sogenannten Apokryphen in unsern deutschen Bibelausgaben. „Von England und Schottland her kam die Agitation gegen die Apokryphen und wurde besonders durch den frommen aber einseitigen Dr. Marriott, Agenten der britischen Bibelgesellschaft in Basel betrieben. Es wurde damals nicht unrichtig bemerkt, die apokryphischen Bücher wären doch entschieden hübscher und nützlicher, als viele der von Marriott so eifrig verbreiteten Traktate. Na-

thusius vertrat mit kirchlichem Takt die Berechtigung der Apokryphen als „gut und nützlich zu lesen.“ Er zeigte, wie leicht diese zur Prinzipienfrage aufgebauschte Sache in Sektirerei auszuarten drohe, und warnte davor, die vielhundertjährige Praxis der lutherischen Kirche zu ändern, und durch die Verbreitung von Bibeln ohne Apokryphen nur Verwirrung im Volk anzurichten.

Jener christliche Idealismus beherrschte in der Zeit, als Philipp Nathusius das Volksblatt übernahm, auch seine Stellung zur Union in Preußen. Aber mit der oben erwähnten Scheidung in den Kreisen der Gläubigen war die kirchliche Bewegung gewachsen und damit die Frage nach der Geltung der Bekenntnisse innerhalb der preußischen Landeskirche. Es hatten sich 1849 lutherische Vereine in den altpreußischen Provinzen gebildet, deren Vorsitzender Göschel wurde, der Präsident des Magdeburger Konsistoriums, unter dessen Leitung dasselbe so tapfer gegen Uhlich und Genossen aufgetreten war.

Zunächst stand Nathusius diesen konfessionellen Bestrebungen abweisend gegenüber, weil er darin eine Richtung zu erkennen glaubte, der das historische Recht höher stand, als christliches Leben und kirchliche Missionsthätigkeit. Dieser Widerspruch wurde verschärft durch die Stellung mancher Lutheraner, besonders in Hannover, zur Sache der inneren Mission, über die aus jenen Kreisen merkwürdig schiefe Urtheile in reichlich eingegangenen Briefen vorkommen. Ein Mißtrauen gegen die Nathusius so am Herzen liegende Sache regte sich überall bei den Vertretern des konfessionellen Amtsbewußtseins, und wenn ein hervorragender lutherischer Geistlicher über die innere Mission urtheilt: „Wir brauchen sie nicht!“ so war das nicht geeignet, Nathusius für diese Richtung zu gewinnen. Dagegen gehörten eine ganze Anzahl von konfessionellen Lutheranern in der preußischen Landeskirche zu seinem nähern Freundeskreis, noch

von Althaldensleben her, so die Pastoren Appuhn, Müller, Rocholl, ja zu seinen Mitarbeitern im Werke der innern Mission.

Die lutherische Bewegung hatte Anfang der funfziger Jahre sichtlich zugenommen; auch das Kirchenregiment zeigte sich derselben keineswegs abgeneigt. Der vortreffliche Generalsuperintendent Möller in Magdeburg war ihr durchaus gewogen. Etwa von 1853 an trat ein Umschwung in den leitenden Kreisen ein. Dr. Wilhelm Hofmann, der gelehrte und fromme Württemberger, unter dessen Leitung das Missionshaus in Basel geblüht hatte, war zum Hofprediger und Mitglied des Oberkirchenraths in Berlin berufen, weniger geeignet zur Leitung der kirchlichen Verhältnisse Preußens. Ein hochbegabter Mann und eine der von Nathusius so genannten „phantasiereichen Naturen", erschien ihm die Union in idealem Licht, und er verkannte die Berechtigung des konfessionellen Standpunktes und der geschichtlichen Entwicklung.

Die Haltung der Union wurde aggressiver und das Kirchenregiment repräsentierte immer offener den staatskirchlichen Büraukratismus, den Nathusius als Hauptfeind des kirchlichen Lebens ansah. Unter den Jahrelangen Verhandlungen lernte er die Union anders beurtheilen, als im Anfang. Auch seine Studien führten ihn dazu: ein Unionsfreund hatte ihm die Schrift von Max Goebel empfohlen „über die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und reformierten Kirche." Später hat er bei Gelegenheit bekannt, daß durch dieses Buch ihm der konfessionell-lutherische Standpunkt zuerst gestärkt sei. Auch die Erfahrung, daß Lichtfreundthum und kirchlicher Liberalismus sich für das Schlagwort Union begeisterten, ja unter deren Deckmantel ihr Wesen trieben, drängte Nathusius auf die konfessionelle Seite.

Dennoch war und blieb er vielen scharf ausgeprägten Lutheranern zu wenig konfessionell, was zahlreiche Briefe

bezeugen, z. B. von dem alten vortrefflichen Präsidenten Göschel. Selbstverständlich kam dieser Vorwurf auch aus den Kreisen der separierten Lutheraner, unter denen er liebe Freunde hatte, so den früher genannten Pistorius und den lebhaften, feurigen und eigentlich weitherzigen Fr. Besser. Er behandelte seine Gegner aus diesem Lager mit Anerkennung und Milde, aber seinem ganzen Kirchenbegriff nach bekämpfte er jede Separation, und keine Versuchung hat ihm ferner gelegen, als die, aus der Landeskirche auszutreten.

Bei dieser Lage der Dinge war es Philipp Nathusius ein Bedürfniß, sich gründlich über die Unionsfrage auszusprechen, auch für das Volksblatt und dessen Leserkreis war diese Aussprache ein Bedürfniß. Dies geschah in einer Reihe von Artikeln „Zur Verständigung über die Union", die vom 8. Juli bis 29. August 1857 im Volksblatt erschienen. Zunächst behandelte er den Gegensatz von reformirt und lutherisch. Sodann giebt er eine Geschichte der Union, und auf die Frage, was aus ihr geworden? kommt die Erwiderung, daß sie glücklicher Weise nicht durchgeführt sei, daß in der preußischen Landeskirche lutherisches Bekenntniß zu Recht bestehe, durch ausdrückliche Anerkennung des Fortbestandes der lutherischen Kirche, und das konfessionelle Bewußtsein beständig gewachsen sei. Er spricht von den Anhängern der Union, nennt als die große Masse derselben die Reste des Lichtfreundthums und des Freigeistes sodann aber auch die „gelehrten Theologen" und „eine Anzahl älterer Jünger des Herrn, vor denen wir uns als Vätern in Christo, in Ehrerbietung beugen", und endlich „phantasiereiche Naturen", die sich nach einer Kirche der Zukunft strecken. Es folgt die Frage: Wie steht es jetzt mit der Union? sodann werden die üblen Wirkungen der Union dargelegt, er bezeichnet sie als „Zerschneidung" und beklagt, daß sie „die Gemüther um eines unfruchtbaren Nichts willen in fortwährender Spannung erhält." Dann

geht er über zur entschiedenen Fragestellung: entweder das ganze Phantom abthun, oder die wirkliche Unionskirche ausbilden? Er nimmt dann Stellung zu den „Altlutheranern", deren erste geschichtliche Entstehung er begreiflich findet, deren dauernde Separation und die „Übertritte" zu ihnen, die sich in jener Zeit der Unionswirren mehrten — er auf einen falschen Begriff von Kirche zurückführt. Weiter wird dann die Verpflichtung ausgeführt, wenn wir in unserer Kirche bleiben, dann ihr nun auch zu helfen zur Befreiung von allen Trübungen und Beeinträchtigungen. Nathusius sieht als erste Bedingung zur Wiederherstellung des Friedens, daß der Name Union mit all seinen cäsaropapistischen und revolutionären Erinnerungen und Theorien, mit seiner Geschichte, rein abgethan werde. Ist dieser verwirrende Name erst beseitigt, so bleiben drei praktische Fragen übrig: nach den wenigen, wirklich unierten Gemeinden, dem kombinirten Kirchenregiment und der gleichfalls höchst selten vorkommenden gastweisen Abendmahlsgemeinschaft. Über alle drei würde man sich verständigen können, wenn nur erst allgemein anerkannt sei, daß das geschichtliche Bekenntniß bestehen soll, wie das die Kabinetsordres von 1834 und 1852 versichern. Zum Schluß mahnt Nathusius die Freunde zur ernsten innern Stellung der ganzen Frage gegenüber, zur Friedfertigkeit, zur Pietät und zur Geduld.

Das, was diesen Artikeln eine so durchschlagende Wirkung verschaffte, war die einfache Aussprache von Dingen, die jeder fühlte, und entweder nicht zu sagen wußte, oder zu sagen sich nicht getraute. Gerade daß es kein lutherischer Fanatiker war, der hier sprach, sondern ein weitherziger Christ, der in stetem aufmerksamen Beobachten der kirchlichen Entwicklung zu der Überzeugung gekommen war: die Union ist unser Unglück! d. h. die Unionstendenz, denn einen Rechtsbestand von etwas, das den Namen Union verdient, — das hatte er in ruhiger historischer Darlegung erwiesen —

gab es nicht. Das machte Eindruck. Nathusius hatte seine Stellung gegen die separirten Lutheraner offen ausgesprochen, hatte sich auch nicht gescheut, seine ablehnende Haltung gegen die lutherischen Vereine zu wiederholen, wobei er seine Hoffnung aussprach auf die Zeit, in der es überhaupt nichts Trennendes, auch keine „Lutheraner" mehr giebt. Und trotzdem diese scharfe Sprache gegen die Union.

Zahlreiche Briefe sprechen Dank, Freude und Zustimmung aus. Schon während die Artikel im Volksblatt erschienen, liefen solche beistimmende Zeugnisse ein. Superintendent Meinhold in Cammin dankt „für die trefflichen und männlichen Artikel"; Schulrath Bieck in Erfurt schreibt: „Für mich ist die klare, ruhige und so gediegene und warme Auseinandersetzung über die Union ein rechter Segen geworden." — Präsident Goeschel bemerkt über die Artikel: „Dieses Ihr Unternehmen kann zur Epoche in unserer kirchlichen Entwicklung werden, ich erkenne darin eine That, wofür der Segen nicht außen bleiben wird. Lassen Sie sich nicht irre und nicht bange machen von den Vorsichtigen."

Höchst unzufrieden waren viele der außerpreußischen Lutheraner und selbstverständlich die Altlutheraner, was Besser in einem dennoch höchst liebevollen Brief ausspricht. Aber auch Bedenken und Bitten von der andern Seite blieben nicht aus. Der alte Freund Tippelskirch liest zwar das Volksblatt mit großem Interesse, „leider kann ich aber mit Ihrer konfessionellen Strenge nicht immer mit". Und der treffliche Schmieder in Wittenberg erklärt sich, zwar nicht mit den Artikeln unzufrieden, wohl aber mit der „Idealisirung der lutherischen Kirche", die auf konfessioneller Seite getrieben werde. Damit hatte er gewiß recht, wie auf der einen Seite eine Art Cultus mit der Union getrieben wurde, so auf der andern mit der lutherischen Kirche, an dem aber der Volksblattschreiber nie Theil gehabt hat.

Daran hinderte ihn sein weiter Blick, der immer durch alle konfessionellen Sonderheiten die eine Kirche suchte.

Bei dieser Weite des Gesichtspunktes kann es verwunderlich erscheinen, daß bei Gelegenheit der Versammlung der Evangelischen Allianz in Berlin, September 1857, Nathusius gegen sie mit Schärfe auftrat. Dies hing aber mit der eigenthümlichen Erscheinung zusammen, daß dieselben Männer, die als Mitglieder des Kirchenregiments gegen das konfessionelle Lutherthum Zwangsmaßregeln übten, lobten und forderten, sich nun für die Allianz begeisterten, welche doch sonst die weitgehendste Toleranz auf ihre Fahne geschrieben hatte.

Bei all diesen kirchlichen Streitigkeiten war es Nathusius besonders schmerzlich, daß darunter die eigentliche Arbeit der Kirche litt, auch die der innern Mission. „Gerade um dessentwillen, was unserer armen evangelischen Kirche eigentlich noth thut," schreibt er, „betrübt mich das gewaltsame Aufdringen dieser Frage, bei dem noch dazu ein praktischer Zweck unabsehbar ist." Zwar gingen selbstverständlich die Arbeiten an den Pflanzstätten der innern Mission, wie in Neinstedt selbst rüstig weiter. Aber die allgemeinen Unternehmungen stockten. Auch bei den Gnadauer Konferenzen trat die innere Missson sehr zurück. Das Werk hatte geblüht, als es in der Einigkeit zwischen den Parteien und dem Kirchenregiment getrieben wurde. Erst als die Eingriffe in die kirchlichen Rechtsverhältnisse und das tendenziöse Treiben von Berlin her, die Geistlichen zur Vertheidigung gegen diese Angriffe führte, brachte das Vernachlässigungen mit sich. Und es ist nicht zu leugnen, daß gewisse Heißsporne ihre Freude an dem Kampf hatten. Aber während es Thatsache ist, daß in keinem andern deutschen Landestheil die durch Wichern vertretene innere Mission so lebhaft in Angriff genommen war als in der Provinz Sachsen, so wurde die Anschauung aufgebracht, daß sie vor den konfessionellen Bewegungen hier nicht habe aufkommen können, und man

glaubte sich der armen Provinz, als einer im Liebeswerke zurückgebliebenen, besonders annehmen zu müssen.

Dem damaligen Kirchenregiment in seinen unionistischen Vergewaltigungsbestrebungen mußte das Volksblatt der unbequemste Gegner sein. Gerade die innere Mission sollte als ein Mittel, dem Unionsgedanken die Wege zu bahnen, behandelt werden. Aber die Parole: Union, inneres Leben und innere Mission einerseits, gegen todten Konfessionalismus andererseits, konnte hier nicht ausgegeben werden. War doch das Volksblatt ein für die Arbeiten der innern Mission hervorragendes Organ und sein Herausgeber Mitglied des Centralausschusses und mit dessen meisten Gliedern persönlich befreundet.

Welche Folgen dieser Gegensatz des Kirchenregiments für das Volksblatt und seinen Leiter hatte, wird später berichtet werden.

Die Politik des Volksblattes wurde naturgemäß hauptsächlich durch die geschichtlichen Monatsberichte bestimmt, die Heinrich Leo bis zum Jahr 1860 schrieb. Die urwüchsige Derbheit und originelle Rücksichtslosigkeit desselben haben dem Blatt in jenen Jahren zu einer eigenen Berühmtheit verholfen. Zahlreiche Briefe sprachen ihr Wohlgefallen und ihre Zustimmung aus, doch fehlt es auch nicht an Stimmen, die ihr Mißfallen äußerten und Protest erhoben gegen Leos unchristliche Ausdrucksweise, und die in den Monatsberichten gebrauchten Schimpfworte. Daß Nathusius selbst an dieser Ausdrucksweise keinen Gefallen fand, kann man aus manchen Anmerkungen zu Leos Berichten ersehen, aber er wußte, daß dieser nur entweder so oder gar nicht zu haben war. Durch die gesammte Presse ging damals eine Stelle aus dem Juni-Bericht von 1853, und erregte allgemein großen Anstoß. Leo schreibt dort: „Gott erlöse uns von der

europäischen Völkerfäulniß und schenke uns einen frischen fröhlichen Krieg, der Europa durchtobt, die Bevölkerung sichtet, das skrophulöse Gesindel zertritt, was jetzt den Raum zu enge macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stickluft führen zu können" — wobei Nathusius sich in einer Anmerkung entschuldigte, daß er diese mehr als originelle Äußerung stehen ließe.

Er selbst unterließ es nie, die innern und bedeutsamsten Fragen der äußeren Politik auch in eigenen selbständigen Artikeln zu behandeln. Und diese wurden, wegen der ihm eigenen Klarheit ganz besonders gern gelesen. Diese Klarheit lag zwar nicht im Stil, wohl aber in der Einfachheit der Fragestellung, in der Entschiedenheit der Stellungnahme begründet. Wie es die Aufgabe der Propheten war, die Ereignisse der Geschichte, die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, unter das Licht des göttlichen Wortes zu stellen, und sie zur Lehre für das Volk nach göttlichen Grundsätzen zu beurtheilen, so hatte sich auch das Volksblatt die Aufgabe gestellt, aus dem Wirrwarr der politischen Ereignisse heraus, überall den Finger Gottes zu erkennen und zu zeigen. Deshalb bei allen Einseitigkeiten im Einzelnen, ein im ganzen so treffendes Urtheil und so richtiges Voraussagen.

Das Antrittswort 1849 bringt sein sehr einfaches politisches Programm. „Gottesfurcht ist aller, auch der politischen Weisheit Anfang." Im Neujahrswort 1851 zeichnet er in scharfen Umrissen die verschiedenen politischen Parteien, auch die verschiedenen Richtungen innerhalb der Conservativen, und bekennt sich zu der „an sich nicht sehr zahlreichen, aber unter Stahls und Gerlachs Panier führenden Schaar der reaktionären Partei, weil sie die bewegenden Ideen besitzt." *)

Das wesentlichste seit seiner entschiedenen Wendung zum Christenthum für Nathusius war die Reaktion auf dem

*) s. Anlage Nr. 10.

religiösen Gebiet. So wie er, so haben sich damals Viele, die gegen die Revolution auftraten, auf den lebendigen Gott besonnen. Und umgekehrt war es wie ein natürlicher Instinkt, welcher den gesammten Rationalismus und Atheismus gegen die historischen Staatsformen nicht nur, sondern sogar gegen preußischen Patriotismus in die Waffen rief. Nathusius berichtet im Volksblatt von einer Wahlversammlung in Halle am 2. Januar 1850, an der er als Zuschauer theilnahm. Die „Conservativ-Constitutionellen" — etwa was wir heute die Liberalen nennen — hatten dazu eingeladen, verließen aber nach scharfen Auseinandersetzungen den Saal mit dem Ruf: „Wer kein Mucker ist, geht mit" — worauf die Antwort erfolgte: „Wer ein Preuße ist, bleibt hier." Diese Verbindung von politischen und religiösen Motiven hat man der „Kreuzzeitungspartei" und dem Volksblatt oft zum Vorwurf gemacht, aber sie hatte sich nun einmal historisch entwickelt, und eine gewisse Verbindung dieser Abwehr der Revolution auf politischem und kirchlichem Gebiet war für den Christen gar nicht zu vermeiden.

Die Abwehr, die Bekämpfung der Revolution wurde recht eigentlich die Aufgabe des Volksblattes. Daher die Opposition gegen Napeleon III., der mit vollem Bewußtsein das Prinzip der Revolution vertrat. „Weil ich nicht von Gottes Gnaden bin, darum bin ich der legitimste Herrscher in Europa — das ist in kurzes Deutsch gefaßt der denkwürdige Sinn seiner Rede" — schreibt Nathusius 1852.

Für seine politischen Anschauungen ist besonders bezeichnend die Haltung, die er zu der sogenannten orientalischen Frage einnahm. Ein reiner christlicher Idealismus bestimmte diese Stellung, der sich aber weder in unpraktische Projekte verlor, noch die festen Grenzlinien zwischen der Politik und dem Evangelium verrücken lassen wollte. Unter der Überschrift: „Das Kreuz und der Halbmond" brachte er 1853 die ersten Betrachtungen über die Ereignisse im

Orient, und dies blieb der prinzipielle Gesichtspunkt, unter welchem er den russisch-türkischen Krieg und die Einmischung der Westmächte betrachtete. In einer Reihe von Artikeln schilderte er „die Lage der Christen in der Türkei", „das religiöse Leben im Islam" und brachte „Einige Kapitel türkischer Geschichte". Es ist wahr, daß in der Beurtheilung der russichen Politik in jenen Jahren im Volksblatt ein Optimismus vorherrschte, den es freilich mit der gesammten conservativen Partei theilte. Kaiser Nikolaus wurde als Hort der Legitimität und des christlichen Rechtes angesehen und verehrt. Leo sah die Sache nüchterner an, und warnt in einem Brief an Nathusius davor, die russische Politik nicht zu ideal zu beurtheilen: „Sie hat ebenso ihre selbstsüchtigen Motive beigemischt, wie die der Westmächte." Dennoch stimmten die beiden Männer in ihren Anschauungen über den Krieg ganz überein. Leo nennt die Artikel von Nathusius „herzerquickend" und schreibt darüber: „In der äußeren Haltung haben Sie sie weit besser gemacht, als ich je dergleichen herzustellen vermöchte, da es mir in der Politik an der nöthigen Geduld, sowohl des Sammelns, als des Verhandelns gebricht."

Die entschiedene Stellungnahme des Volksblattes fand die lebhafteste Sympathie in einem großen Theil seines Leserkreises, der sich sogar in dieser Zeit wesentlich vermehrte. Präsident Göschel schreibt, mit Anspielung auf die Veranlassung des täglichen Geläutes in unsern Kirchen — „Ihr Volksblatt ist eine dankenswerthe Gebetsglocke gegen den Türken." — Aber doch ging auch durch die Volksblattgemeinde ein Riß — alle jene mehr subjektiv gerichteten gläubigen Christen, meistens durch englische Einflüsse bestimmt, standen anders zu dieser Frage. Verbündet mit dem gesammten Liberalismus, suchten sie vergebens die Politik König Friedrich Wilhelms IV. zu Gunsten der Westmächte umzustimmen, denen ihre Sympathien gehörten.

Nathusius bekam damals vom König den Hohenzollerschen Hausorden. Der ihm sehr befreundete Kabinetsrath Marcus v. Niebuhr schrieb, er würde ihm wohl für seine Person nicht sonderlich Freude gemacht haben — „es hat aber doch, meine ich, seinen Werth als ein Zeugniß für die Sache, und darum habe ich auch meinen Theil daran gehabt.“ —

Im Juli 1856 schreibt Nathusius: „Daß die Schriftgelehrten mit meiner Politik auch nach dem Frieden noch zufrieden sind, freut mich zu hören. Bei den bloßen Lesern scheint der faule Friede, wie ich gleich vermuthete, wirklich sein Recht geltend zu machen. Nicht nur, daß das Steigen des Abonnements von Stund an aufgehört hat, — [schade, ich hätte es gern einmal auf runde 2000 gebracht], sondern ich werde von den 1920, bis auf die ich gekommen war, in diesem Quartal schon ein Stücker 30 übrig behalten.“ —

Philipp Nathusius sah das christliche einer Politik nicht in der Aufrechthaltung des geschichtlichen Rechtes als solchem; er erkannte, daß es auch geschichtliches Recht giebt, das thatsächlich Unrecht ist, wie z. B. der Londoner Traktat über die dänische Erbfolge, den er lebhaft angriff, als in entschieden feindseliger Tendenz gegen Deutschland abgeschlossen — wenngleich ihn Österreich und Preußen nachträglich unterzeichnet hatten. Hier schon trat er in Widerspruch gegen Ludwig v. Gerlach — noch mehr später in seiner Stellung zu den Ereignissen des Jahres 1866. Kurz gefaßt ist seine politische Anschauung diese: Gott der Herr korrigirt oft solch historisch gewordenes Recht durch gewaltsame Zusammenstöße, die sich aus der Entwicklung der Völker ergeben. Die christliche Obrigkeit hat die Aufgabe des eigenen Volkes zu erkennen und zu wahren, und bei aller Rechtlichkeit in der Politik doch durch unberechtigten Neid und Hindernisse der Nachbarn sich nicht feige zurückzuziehen, wenn es gilt,

diese von Gott gesetzten Gaben und Aufgaben zu erhalten und durchzuführen.

In diesem Sinne ist das Volksblatt oder vielmehr Philipp Nathusius, für einen großen Kreis auch der Führer durch die politischen Anschauungen und Thatsachen gewesen.

Kapitel VI.

Leben und Wirken in Neinstedt.

Am 3. Mai 1850 langte Nathusius, begleitet von seiner Schwester Hannchen, in Neinstedt an, wohin Marie mit den Kindern schon einige Tage früher gekommen war. Da lag sie nun, die neue Heimath, die viel Glück und viel Leid umschließen sollte, treue, ernste Arbeit, stille, heiße Kämpfe.

Sehen wir uns erst einmal um. Er selbst beschreibt den neuen Wohnort: „Wo die Bode aus dem engen Felsenthor zwischen den Granitklippen der Roßtrappe und des Hexentanzplatzes hindurch aus dem Gebirge ins Land tritt, wendet sie sich zuerst beim Dorfe Thale zur Rechten und fließt ein Stückchen auf der breiteren Thalsohle zwischen den grünen Harzbergen und den niedrigern Sandsteinzügen der „Teufelsmauern" dahin; und wenn man entweder auf dem schönen Fußweg durch kleine Tannen und Birken immer vor dem Gebirg entlang, oder ein bischen weiter von demselben ab auf dem jetzt chaussirten Fahrwege, wandert, gelangt man bald, da wo der Fluß sich wieder um die Ecke nach Quedlinburg zu wendet, zu dem Dörfchen mit der kleinen weißen Kirche auf dem Hügel und den beiden Linden über dem Gutshause. Es lehnt sich an den kleinen Thalabhang, und der Garten des an seinem obern Ende liegenden, übrigens ziemlich bescheidenen weiland Gutshauses, mit einer Reihe großer Lindenbäume auch unten vor der Thür, zieht sich noch etwas hügelan und gewährt von oben einen Rundblick, den die kleine blaue Brockenkuppel über den nähern Bergen thronend krönt. In einer Viertelstunde ist aber

auch der Wald nach mehreren Seiten erreicht, in einer starken halben das alte traute Suderode, und sämtlich im Umkreise von wenig mehr als einer Stunde liegen umher die besuchten Partien der Vorberge: Stufenberg, Lauenburg, Georgshöhe, Hexentanzplatz, Roßtrappe; noch etwas weiter hinauf die dominirende Victorshöhe."

Philipp fand seine Marie schon im vollen Wirthschaften. Die ersten Nächte hatte sie mit den Kindern in Thale zugebracht bei ihrem Bruder, dem Oberförster Albert Scheele.

Jetzt richtete sie mit ihrer Frische und Thatkraft noch zwischen Kisten und Kasten einige Stuben wohnlich ein. Im ersten Stock wurde noch gebaut, die meisten Sachen standen im Nebenhaus, es war noch eine Art Lagerleben und der Haushalt ziemlich mangelhaft, aber die ganze Gesellschaft bereit den Humor mehr als die Unbequemlichkeit zu empfinden. Gleich nach der Ankunft wanderte Hannchen, die liebenswürdige Gefährtin, in den Hühnerstall und fand frische Eier; der Garten lieferte Spargel, das nöthigste Geschirr wurde zunächst aus der Försterei entliehen. Bald wanderte Heinrich, der treue Kutscher, hinauf in den Harz, und brachte zu allgemeiner Freude die erste Kuh mit, der bald eine zweite folgte; zwei Schaflämmer, eine Ziege und zwei Schweine. 30 Morgen Land gehörten noch zu dem Gutshof, und diese kleine Landwirthschaft mit des Kutschers Hülfe zu führen, war Mariens Freude — für Philipp vielleicht eine ebenso große, daß er sich nicht darum zu bekümmern hatte.

Neben der Unruhe des Baus erschwerten Krankheitsnöthe bei den Kindern die erste Zeit. Die Cholera trat in Quedlinburg recht heftig auf und auch in Neinstedt kamen einige Fälle vor.

Im August war es denn möglich die oberen Räume des Hauses zu beziehen. „Das Haupt- und Mittelstück des

ausgebauten Stockwerks das sie nun bezogen," schreibt Philipp, „ward der „Saal" — denn das blieb, trotz der bescheidenen Dimensionen, sein Name, — etwa was im alten deutschen Bauerhause die für alles gemeinsame „Deel" ist: mit dem ausziehbaren Eßtisch in der Mitte, mit dem großen Ecksofa und runden Familientisch in der einen, dem entsprechend ausgestatteten Kinderschalteplatz in der andern Fensterecke, Mariens Schreibtisch zwischen beiden, mit der Kassenschublade, an dem doch aber nur für alle profaneren Sache ihre Stätte, — mit der Orgel gegenüber im Fond, — dem Klavier und der handlichen Chiffoniere beiderseits, samt den nur selten geschlossenen Thüren in Mariens und ihres Mannes etwas privatere Zimmer. An das seine schloß sich der neu angebaute Bibliotheksthurm, der, als er mit seiner eisernen Wendeltreppe einmal so hoch stieg, noch ein über die Dächer ragendes Glasthürmchen erhielt, von dem, ohne erst den „Berg" im Garten zu besteigen, die Gegend rings zu überschauen."

Das liebe, gemüthliche Haus wurde recht eine Hütte Gottes unter den Menschen, eine Herberge der Gerechtigkeit. Gott zu dienen, das war der innigste Wunsch, das dringendste Anliegen der beiden Herzen, die hier eng verbunden lebten und schafften, jedes an seinem Theil, und viel Segen ist von dem Haus in Neinstedt ausgegangen, dem Lindenhof, wie es später genannt wurde. Der Sommer brachte allerlei Besuche, besonders Mariens Eltern und Brüder. Ausflüge in den Harz wurden unternommen. Da Eisenguß für den Bau auszusuchen war, besuchten Philipp und Marie Hüttenrode, Rübeland, Ilsenburg — und von dort aus wurde auch schnell noch der Brocken bestiegen.

Im Mai 1850 schreibt Nathusius: „Ich habe hier weniger Zeit als noch jemals. Hausausbau, Harzpartien, Volksblattredaktion — über den Dreien kann ich zu gar nichts kommen. Gestern ist unser neuer Hauslehrer angekommen, ein ganz guter junger Mann. Und heute ist unser

Heinrich Braune zur Landwehrübung eingetreten. Nun sind wir vollends ganz verlassen. Ich werde jetzt zu allen andern Geschäften auch noch mit Marien reiten müssen, um den Pferden diese 8 Tage Motion zu machen."

Es galt nun, das geplante Knabenrettungshaus, verbunden mit einem Brüderhaus ins Leben zu rufen. In einer kleinen Schrift, durch welche Philipp Nathusius im Jahr 1848 den Ständen des Kreises Neuhaldensleben die Verpflichtung vorhielt, sich an der Unterstützung seines Rettungshauses in Althaldensleben zu betheiligen, stellte er jenes kleine Werk unter große Gesichtspunkte und legte die Grundgedanken der Jugenderziehung scharf und eingehend dar. In Neinstedt sollte etwas Größeres werden, er wollte nicht eins von vielen Rettungshäusern hinstellen, er blickte weiter und wollte mit dem Brüderhaus eine Pflanzstätte gründen für Arbeiter und Helfer der innern Mission. Außer dem Rauhen Hause und der Diakonen-Anstalt in Duisburg die neben Kaiserswerth unter Fliedners Einfluß entstanden war, gab es vor 1850 keine solche Bildungsanstalt. Nathusius fand wenig Sympathie für diesen Zweig seines Werkes, sogar aufrichtige Freunde sprachen ihre Bedenken aus. „Gern möchte ich der Neinstedter Anstalt einen warmen Boden verschaffen," schreibt Harnisch und ferner: „Ich befürchte, die Brüder, welche Sie ziehen wollen, werden in unserer Provinz wenig Abnahme finden, und noch mehr, unsere Provinz ist noch nicht reif dazu, um eine tragende Gemeinde für eine Brüderanstalt zu bilden . . . ." Die Entwicklung hat es gezeigt, daß die Neinstedter Brüderanstalt ein Bedürfniß gewesen ist, und daß Nathusius Recht daran that, dieses Werk anzufangen. Das Wachsthum ging sehr langsam, zum Theil war die Ursache der Mangel an Verständniß bei den Freunden der Anstalt. Aber gerade weil langsam, ist das Werk naturgemäß gewachsen; Nathusius hatte es so angelegt, daß es wachsen konnte.

Zunächst wurden die Wirthschaftsgebäude des Gutes für die Zwecke der Anstalt ausgebaut — so daß diese zum erweiterten Hause des Gründers und Vorstehers gehörte. Schon um Ostern war Nathusius im Rauhen Hause gewesen, und hatte mit Wichern wegen eines Inspektors und Hausvaters unterhandelt. An seinen Freund Heinrich Ahrendts, damals Hofkaplan in Wernigerode, schreibt er, indem er ihn auffordert in den Verwaltungsrath einzutreten:

„August 1850. Ich gedenke, will's Gott, in den ersten Oktobertagen das hiesige Rettungshaus für Knaben, dessen wesentliche Bestimmungen zugleich aber auch auf die Ausbildung christlicher junger Leute zum Dienste der innern Mission geht, zu eröffnen. Ich habe einen sehr trefflichen Candidaten aus dem Rauhen Hause, Trebitz, als Hausvater für dasselbe gewonnen. Demselben fällt die innere Leitung selbständig zu; ich selbst behalte mir als Gründer und Vorsteher die äußere vor. Gebäude, Grundstücke, Geräthe stelle ich zu der Anstalt, gebe zu Anfang auch die Mittel zu ihrem Betriebe und denke auch fortdauernd außer den erstgenannten ein namhaftes beizutragen. Soll die Anstalt aber nur einigermaßen den Umfang gewinnen für einen größeren Kreis das zu leisten, was ihr Zweck ist, so muß zum Betriebe außer den Pflegegeldern, die für die Knaben zum Theil bezahlt werden, auch auf die Caritas des christlichen Publikums gerechnet werden."

„Diesem Publikum gegenüber soll ein Verwaltungsrath die Anstalt vertreten, der aus mindestens 5 Mitgliedern besteht, — also außer Trebitz und mir, die wir wesentlich dazu gehören, mindestens 3 — und sich selbst nach Bedürfnis durch Cooptation ergänzt und vermehrt. Die Gründe für die Bildung eines solchen werden Ihnen einleuchten. Sowohl dem Publikum gegenüber als auch für sich selbst ist es nicht gut, daß der Mensch allein sei. Eine entscheidende Stimme

nach Majorität kann ich zwar dem Verwaltungsrath für jetzt wenigstens nicht einräumen, wohl aber würde derselbe die vollste Einsicht in die innere wie in die äußere Leitung der Anstalt incl. Rechnungswesen haben, und ersucht und befugt sein, dem Hausvater und mir mit seinem Rath zur Seite zu stehen. Er würde einen jährlichen Bericht erstatten und überhaupt die Theilnahme des Publikums vermitteln. Der Verwaltungsrath gemeinsam würde auch darin seine Cooptation üben, daß er die Stelle des Hausvaters bei etwaigen Vakanzen besetzt, jedoch nicht wider meine Zustimmung. Ich habe Ihnen hier in flüchtigem Umriß die Verfassung, wie sie mir für eine werdende Anstalt in sehr wunderlicher Zeit die natürliche scheint, vorgeführt. Wie sie sich späterhin definitiver gestalten kann, das steht in Gottes Rathschluß. Ich füge noch hinzu, daß der General-Superintendent der Eröffnung der Anstalt beizuwohnen zugesagt hat, und auch künftig dieselbe mindestens einmal im Jahr zu besuchen eingeladen werden soll, sowie daß hinsichtlich des Confessionellen nichts weiter ausgedrückt wird, als daß dem Religionsunterricht Dr. Luthers Katechismen zu Grunde gelegt werden."

Wie aus diesem Brief hervorgeht, sollte die Anstalt keine konstitutionelle, sondern eine wesentlich monarchische Verfassung haben, und diese hat sich als die bessere in solchen Anstalten bewährt. Der Verwaltungsrath ist gleichsam Patron der Anstalt, der Vorsteher mit dem Inspektor regiert d. h. dient. Die Einheit des Geistes und die historische Tradition wird durch das Prinzip der Cooptation gewahrt. Während eine Generalversammlung der Geber dieser Verfassung fehlt, hat die Volksblattgemeinde, so lange das Blatt bestand, naturgemäß das Neinstedter Liebeswerk getragen. Der Leserkreis, der sich um das Volksblatt, und um die Schriften von Marie Nathusius schaarte, hat sich zugleich um das Haus geschaart, welches neben dem Wohnhaus, in

dem sie ihre Geschichten und Philipp sein Volksblatt schrieb, sich zu einem Denkmal ihres in der Liebe thätigen Glaubens auferbaute.

In dem früheren Pächterhaus auf dem Hofe wurde also der Anfang gemacht. Am 26. September kam der erste Gehilfe, gleich darauf Kandidat Trebitz, der Inspektor und Hausvater. Sie nahmen zunächst am bestehenden Hausstand theil und Marie freute sich der großen Versammlung bei der Andacht, die vielen Männerstimmen klangen schön. Am 1. Oktober traf der Erstlings-Knabe ein, und am 5. „mit großem Jubel begrüßt", ein zweiter, daß die zwei Mann Aufsichtspersonal doch wenigstens auch die gleiche Anzahl Pfleglinge hatten. Diese ersten kleinen Anfänge machten viel Spaß. Am 15., dem Geburtstag des Königs, folgte dann die Einweihung mit 4 Knaben durch den Oberhirten der Provinz. Hier ein Stück des Berichts darüber aus dem Volksblatt:

„Wenn Du am Morgen des heutigen Tages auf den Hof vor unserm Hause getreten wärst, es würde Dir noch wenig festlich ausgesehn haben. Die äußere Pforte, durch welche die Gäste einziehen sollten, noch im vollen Mauern begriffen; dort die Spuren des eben abgezogenen Schieferdeckers noch sichtbar, hier der Schmied, da der Tischler und Glaser beschäftigt; im Hause hier gereinigt, dort gefegt; vor dem Hause hier ein Haufeu Lehm, dort von Sand, von Schutt, von Steinen, vom Bauen her aufgehäuft, und über das alles hin der brausende Sturm und die dicken grauen Wolken ziehend, die uns seit acht Tagen den täglichen Regen herniedergerauscht."

„Das war denn ein fröhliches Regen aller Hände durch einander, und als die erste Nachmittagsstunde schlug, hättest Du das ganze Bild kaum wiedererkannt. Der Herbst hatte seine letzte Gabe dazu gegeben. Was nicht zur Seite

geräumt, war mit grünen Zweigen bedeckt und besteckt, Birken, Haseln wehten, grüne Fichtenbäume aufgepflanzt neben der Pforte und längs des Hauses, alle Thüren draußen und drinnen mit Guirlanden von Eichenlaub und Blumen bekränzt, mit Inschriften geziert, reiner weißer Sand gestreut auf den blankgescheuerten Treppenstufen und Gängen. Auch den Hof hatte Gottes frischer Wind wunderbar rasch gefegt und trocknen geholfen, und was die Hauptsache in dem veränderten Bilde war: hoch von oben schaute der freundlichste lichtblaue Himmel mit seinem weißen Gewölke drein und der volle klare Sonnenstrahl ruhete drüber."

„Es war auch Zeit, denn mit der zweiten Nachmittagsstunde, als kaum der letzte Kranz über die eben vollendete Mauerpforte gehängt war, fingen die lieben Gäste an durch dieselbe einzuziehen. Die von Quedlinburg her mußten auf dem Fußsteige längs der Mauer noch über ein paar Rumpfstücke von den Tags zuvor erst von den Mauerpfeilern gestürzten, alten steinernen Götzenbildern wegsteigen, die wegen der Schwere liegen geblieben. Und obwohl, um von Anfängen, die des göttlichen Segens erst harren, nicht viel Wesens zu machen, erst kurz zuvor eine ganz kleine Nachricht, nicht eigentlich Einladung ausgegangen war, kamen Gäste über Erwarten, . . . und auch aus der Ferne waren zwei werthe Männer da, in deren Anwesenheit wir wohl weite Freundeskreise im Geiste begrüßen konnten: Westermeier und von Tippelskirch. Ganz besonders aber freute es uns, den Superintendenten Pistorius von der (alt)lutherischen Gemeinde in Wernigerode, den ein Zufall, wenn man so sagen darf, in unsre Mitte geführt, als freundlichen Gast darin festhalten zu können."

„Die Feier im Freien vor dem Hause vorzunehmen, litt doch der frische Herbstwind nicht, und so mußten wir uns, denn Säle hat das Haus noch nicht aufzuweisen, in das Wohnzimmer und das durch zwei geöffnete Thüren

damit verbundene Schlafzimmer der ersten Knabenfamilie begeben. Gerade diese einfache arme Umgebung stand aber zu der Würde der Feier nicht übel. Auf den Bänken der Kinder am massiven Tisch saßen Damen und ländliche Frauen, an den mit Kränzen umwundenen Säulen lehnten Herren oder saßen auf den aufgeschlagenen Bettstellen der Erstlingsknaben und außerhalb der dicht gefüllten Zimmer stand es noch auf dem Hausflur und vor den Fenstern von Zuhörern gedrängt, wenn Du bis 100 zähltest, reichte es noch nicht, aus allen Ständen bunt gemischt. In die Mittelthür unter diese einfachen Gruppen trat der würdige Generalsuperintendent D. Möller, und nachdem wir den Vers gesungen: „Jesu lege selbst den Grund', begann er seine Einweihungsrede über Psalm 68 V. 21: ,Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, Herrn, der vom Tode errettet.' — jenes auf das Helfer-, dieses auf das Rettungshaus deutend."

Der Anfang bot manche Schwierigkeiten, die in Liebe überwunden werden mußten. Das traf zunächst besonders Marie, und sie leistete, was von ihr verlangt wurde, fröhlich und ohne Murmeln. Eine weibliche Hülfe war trotz aller Mühe nicht gefunden worden. So mußte sie aus ihrer Küche das ganze Haus mit speisen und hatte den jungen Inspektor mit an ihrem Tisch. Und die Anstalt wuchs schnell heran, im Frühjahr waren es schon 20 Knaben. Die Betten für Alle zu beschaffen, dann Flicken und Stopfen — alles lag auf ihr. „Ich bin immer froh", schreibt sie nach Neujahr, „wenn ich Sonnabend die vielen Hemden, Strümpfe, Taschentücher, die nicht immer im besten Zustande sind, in Ordnung habe."

Schon im Herbst hatte sie sich zur Hülfe eine Anzahl Frauen zu einem Nähverein zusammen gebracht, der sich alle 14 Tage bei ihr versammelte. „Den 18. November war der Anfang, da ist tüchtig genäht und Philipp hat uns

eine Geschichte von Ahlfeld vorgelesen, und Kaffee gabs und Kuchen."

Auch in der Folgezeit, als die Verhältnisse der Anstalt mehr geordnet waren und das Haus ihr über den Kopf gewachsen, hat Marie es doch fort und fort auf dem Herzen getragen, und die rechte Opferkraft der Liebe ebensowohl darin bewährt, daß sie es in Bescheidenheit seiner freien Selbständigkeit überließ, als daß sie ihm jeden Augenblick wieder zu thätiger Hülfe und eingreifender Mithülfe bereit war. Den Kranken des Hauses hat sie von Anfang bis zuletzt ihre sonderliche Obhut gewidmet; sie war selbst der bei jeder Gelegenheit zunächst angerufene, zu Rath und That mit schnellem sichern Blick allezeit bereite Arzt. Und wie verstand sie es, immer Freude zu machen, Feste zu improvisieren — so ein Kirschenfest, ein Birnenfest im Garten. Vom Bratäpfelfest beim ersten Schnee, vom Ostereiersuchen bekamen Kinder und Brüder ihr Theil, mächtige Kuchenberge wanderten an den hohen kirchlichen Festen hinüber. An Königs Geburtstag bewirthete sie, wenn irgend möglich, das ganze Haus auf der Georgshöhe, während das eigentliche Stiftungsfest in den Spätsommer verlegt war, wobei sie dann wieder die geschäftige und doch mitfeiernde Wirthin des großen Kreises von Freunden und Gästen war. An Philipps und Mariens Geburtstag wurde im Betsaal zusammen gefeiert. In dem allen war Marie recht ihres Mannes Gehülfin. Philipp hatte die Anstalt gegründet, er leitete sie, er half und unterstützte, wo es nöthig war. Den Statuten nach übernahm er die Rechnungsführung. Er war aber auch der Banquier des Lindenhofs. Allmonatlich trug der Hausvater die etwa eingegangenen kleinen Geldbeträge zu ihm hinüber, und waren es auch nur einige Thaler, vom Empfangstage ab verzinste er alles mit guten Zinsen. Fehlte aber das zur Unterhaltung des Hauses nöthige Geld, wie in den ersten 17 Jahren fast regelmäßig,

mußten also Vorschüsse geleistet werden, dann war von Zinsen keine Rede — vielleicht wurde das Vergnügen der nicht gerade leichten Rechnungsführung als Zins gerechnet. Es würde nicht im Sinne des edlen und bescheidenen Mannes sein, dem Beispiel des Biographen eines reichen und wohlthätigen Mannes zu folgen, der mit zweifelhaftem Geschmack am Schluß der kurzen Lebensbeschreibung alle von dem Verstorbenen für Zwecke der innern Mission und des Gemeinwohls gegebenen Summen aufführte und zusammenrechnete. Hier sei es genug zu sagen: er war nicht nur der Gründer der Anstalt, auch ihr Pfleger und Haushalter. Und das nicht nur in materieller Beziehung, er trug das Werk auf betendem Herzen; er schrieb so manchen Brief wegen Aufnahme von Knaben und suchte das Interesse für die Anstalt zu wecken und zu erhalten. Er stellte sich väterlich zu den Brüdern, wirkte mit bei ihrer Auswahl und Aussendung und hat sie treulich berathen bei ihrer Verheirathung.

Die nachfolgende Briefstelle an einen Bruder des Lindenhofes, der Hausvater einer auswärtigen Anstalt war, ist charakteristisch für sein Verhältniß zu den Brüdern: „Bruder B. war hier, um, wie er sagte, im Einverständniß mit Ihnen, um seine Versetzung nachzusuchen. . . . . . Ich habe nur wenig mit ihm gesprochen und ihn, wie Sie denken können, lieber Bruder W., vornehmlich darauf hingewiesen, wie er der Untergebene sei, und wie bei Zerwürfnissen jeder nur an das, was er gefehlt, versäumt und übel gemacht, sich ernstlich zu halten habe. Ein Ähnliches wollte ich Sie nun auch bitten. Nach der Regel des Reiches Christi sind Sie, als der Vorgesetzte, Ältere, Reifere, ja der, der vorzüglich den Andern zu tragen, und ihm vorzuleuchten hat. Und vielleicht können Sie sich vom Herrn noch mehr erbitten, Ihre Gehülfen auch recht als Gehülfen Ihres Regieramtes und Rettungsamtes heranzuziehen, daß sie sich

in beides möglich ein- und nicht ausgeschlossen fühlen — nicht als Werkzeuge und Diener, wie sie nach der Regel des Reiches der Welt stehen würden. — Nehmen Sie diese brüderliche Erinnerung und zugleich den Bruder B. freundlich auf und handeln sie mit ihm wie Leute, die einst zusammen in der seligen Ewigkeit sein sollen, mit einander handeln müßten. Zu einer Versetzung wird sich Gelegenheit finden, allein nicht so auf der Stelle. Das wäre erstlich keine gute Weise unter Christenleuten, und zweitens ist auch die Gelegenheit nicht sofort da. Sie lassen uns wohl wissen, ob auch Sie einen andern Gehülfen vom Lindenhofe an die Stelle sich wünschen." —

Schon von Althaldensleben aus hatte sich Nathusius lebhaft betheiligt an dem christlichen Schriftenwesen, wie an dem Werk der Reisepredigt, von der man in jener Zeit große Erfolge erwartete. Durch diese Bestrebungen kam er mit vielen Kreisen in Verbindung. Zunächst mit der „Agentur des Rauhen Hauses", der ja auch Marie ihre „Martha" überließ. Dann wurde er Agent des Evangelischen Büchervereins in Berlin, der besonders ältere gute Erbauungsbücher wieder herausgab. Der sogenannte „Norddeutsche Verein" und dessen trefflicher Präses Westermeier stand ihm schon örtlich am nächsten und die von diesem herausgegebenen Bücher wurden fleißig von ihm verbreitet. Diese Thätigkeit hat ihn auch mit dem alten Goßner in Verbindung gebracht. Goßner schickte ihm Schriften und Traktate und schrieb dazu kurze, originelle Briefchen, so einmal nur die Worte: „Philippe, woher nehmen wir Brod, daß diese essen?" — Und dieser Philipp sammelte Lebensbrod, wo er es fand und theilte es den Hungernden aus, nicht, ohne es vorher Dem hingetragen zu haben, der überschwenglich segnen und aus geringen Dingen viel schaffen kann.

Mit großer Treue nahm er sich der Sache an. Er wählte die Schriften aus, und drang sehr ernstlich auf genaue

Überwachung der einzelnen Colporteure — oder Schriftträger, wie er sie gern genannt hätte. Bei manchen von ihnen stellte sich das Mißliche einer gewissen Halbbildung bald heraus und der geistliche Hochmuth, der sich leicht an solche Thätigkeit ungenügend ausgebildeter und christlich nicht genug befestigter Persönlichkeiten hängt. Über all dies correspondirte Nathusius fleißig mit dem in den christlichen Kreisen jener Zeit sehr bekannten Landrath von Kröcher-Vinzelberg. Und die Arbeit hat unter den Händen dieser treuen, gläubigen Männer Früchte für Gottes Reich getragen. Zu ihnen gehörte noch der alte Freund Harnisch in Elbei, mit dem Nathusius in lebhaftem Verkehr über das Schriftenwesen und die Reisepredigt stand. Pastor Brennecke war der erste Reiseprediger, der ausgesandt wurde, um in vielen durch den Rationalismus der Pastoren verkommenen Gemeinden neues Leben anzufachen.

Im Jahr 1850 hatte der Centralausschuß für Innere Mission einen Preis ausgesetzt für den besten Traktat, und zu den ernannten Preisrichtern gehörte auch Philipp Nathusius. Es war ein mühsames und meist unerquickliches Geschäft, die eingesandten Schriften zu lesen und auf ihren Werth zu prüfen; einer der Preisrichter, der Pastor Treviranus in Bremen äußert sich darüber in einem Brief an Nathusius:

„Meine liebe Schwiegermutter führte oft, wenn ihr etwas sehr unangenehm und langweilig war, den Vers an:

Lieber ließ' ich Hunde tanzen,
Nährte mich mit Bettelbrot!

So ist mir zu Muthe gewesen, mein verehrter Freund, da ich mich durch die erste Sendung der Preisschriften durcharbeiten mußte. Wie viel Verkehrtes, Triviales, auch geradezu Unsinniges! Der Centralausschluß wird wohl sein Geld behalten ...." In demselben Jahre erhielt dann Nathusius vom Centralausschuß den Auftrag, auf dem mit dem Kirchentag verbundenen Congreß für Innere Mission über das

Schriftenwesen zu referiren, und so ging es denn im September nach Stuttgart.

Durch Westfalen, von Cöln den Rhein hinauf, über Heidelberg führte die Reise. Schon unterwegs wurden manche anziehenden Bekanntschaften gemacht und erneuert. „Was ist es doch gleich für eine ganz andere Sache," schreibt Nathusius, „mit Menschen zusammen zu sein, mit denen man auf einem Grunde steht. In einer Viertelstunde ist man bekannt, während mit allen übrigen das Menschenleben so wirr und wüst durcheinander geht. Schon um dieses lieblichen Reisepasses willen, wäre es der Mühe werth, ein Christ zu sein." — Stuttgart gefiel ihm sehr und die herzliche Gastfreundschaft seiner Einwohner. Am ersten Tage machte Philipp Besuche — auch bei dem ihm so lieben Gustav Schwab, der dann bald nachher gestorben ist. Den Nachmittag wanderte er nach Kornthal, und besah sich das dortige Kinderrettungshaus. Am 10. September fing dann der Kirchentag an, für Philipp schon früh um $^1/_2$7 mit einer Besprechung über den Sonntag, zu der Dr. Marriott, der rührige Agent der englischen Bibelgesellschaft in Basel, aufgefordert hatte, und wo die verschiedenen Ansichten über die Begründung der Sonntagsfeier sich geltend machten. Da wurde die alte Schöpfungsordnung vertreten, das Gebot des Dekalogs, die apostolische resp. kirchliche Einsetzung. Schließlich einigten sich Alle dahin, den Sonntag als „göttliche Ordnung" hinzustellen. In diesem Sinne wurde dann auch der Gegenstand in der Hauptversammlung des ersten Tages diskutirt, wobei besonders Wicherns Ansprache Philipp befriedigte, als „recht mir aus dem Herzen". Am zweiten Tage folgte die Besprechung über das politische Verhalten des Christen, insbesondere des Geistlichen, ferner Hengstenbergs Vortrag über die neuen Eidesformeln. Vom 12. bis 14. September folgte dann der zweite Congreß für die innere Mission

der ev. Kirche, den Dekan Kapff mit „einem erschütternden Gebet" eröffnete. Wicherns Vortrag am ersten Tage umfaßte alle Gebiete der inneren Mission, am zweiten sprach er über die Gewinnung von Arbeitern für die innere Mission und Dekan Kapff über Hausgottesdienst. In der Sektion für Betheiligung der christlichen Volksschulen an der inneren Mission präsidirte Pfarrer Blumhardt, damals noch in Möttlingen und machte auf Philipp Nathusius den anziehendsten Eindruck. Den Schluß machten Ahlfeld und Tholuck, — „sehr schön". — Von seinem eigenen Referat sagt er in dem Bericht für das Volksblatt gar nichts, erwähnt nur beiläufig, das Traktatenwesen wäre aus den offiziellen Sektionsgegenständen, unter denen es anfänglich gestanden, ausgefallen. Es wurde darüber in zwei Frühversammlungen bei Dr. Marriott gesprochen. „Das Thema war in specie: wie Einheit und Geschmack hineinzubringen." Dann berichtet er, daß in der Hauptversammlung über Volksbibliotheken, Colportage, Reisepredigt gesprochen wäre, ohne sich selbst zu erwähnen.

Zum Schluß seiner Stuttgarter Briefe schreibt Philipp: „Jedes Scheidegefühl, wenns auch nur aus einer Stadt ist, wo man fünf Tage gewesen und soviel Liebes und Gutes empfangen, überkommt so eigen; darum ist Reisen eigentlich ein fortwährender sanfter Schmerz. Eigentlich sollte man sich dies Scheidegefühl das ganze Leben durch erhalten; denn was ists denn — ein Tag nach dem andern?" —

Auf der Gnadauer Herbstversammlung am 24. und 25. September mußte Nathusius von Stuttgart berichten, ganz besonders über die Sonntagsheiligung, woran sich gleich praktische Verhandlungen schlossen. Zu dem eigentlichen Thema der Conferenz, der Besprechung über die Grundzüge einer evangelischen Gemeindeordnung im königl. Erlaß vom 29. Juni stellte Nathusius den Antrag, die Besprechung auf die von Pastor Stöckert gestellten Thesen

zu beschränken, über den ersten Theil jenes Erlasses — die Einsetzung des Oberkirchenraths und dessen Verhältniß zum Cultusministerium — wenn man dies wolle, ohne Besprechung eine Bittschrift an den König zu stellen. Der Antrag wurde angenommen und die Bittschrift von der großen Mehrzahl genehmigt und unterzeichnet. In derselben wird dem Könige zunächst der innigste Dank ausgesprochen für die bei der Einsetzung des O.-K.-Raths ausgesprochene kirchenfreundliche Absicht, dann aber offen die Bedenken ausgesprochen über das hinzugefügte Ressort-Reglement, und die Schwierigkeit der Trennung von äußeren und inneren Angelegenheiten.

Was die neue Gemeinde-Ordnung anbetrifft, mit ihrer Heranziehung des Laien-Elements, ihrer Einsetzung von Gemeinde-Kirchenräthen, so stellte sich Nathusius, ganz anders wie seine confessionellen lutherischen Freunde, sehr sympathisch dazu. Wesentlich durch seinen Einfluß wurde schon im Jahr 1851 die Gemeinde-Ordnung in Neinstedt eingeführt und er zum Gemeinde-Kirchenrath gewählt.

Im Jahr 1851 forderte Herr von Bethmann-Holweg Philipp Nathusius auf, Mitglied des Centralausschusses für die innere Mission zu werden und zwar mit dem besonderen Amt als Referent für das Volksschriftenwesen, das bis dahin keine genügende Vertretung im Central-Ausschuß gehabt hatte. Damit waren öftere Reisen zu den Quartalsitzungen verbunden. Gewöhnlich kam er dazu im Frühjahr, mitunter auch im Herbst. Gleich in der ersten Sitzung nach seinem Eintritt erhielt er den Auftrag, einen Aufruf an die Frauen zu verfassen zur Mitarbeit an der Thätigkeit des Centralausschusses. Dieser Aufruf wurde gedruckt und an viele Adressen versandt.

Es war damals jene Jugendzeit der innern Mission, die mit Begeisterung jede solche Thätigkeit ergriff in der Hoffnung dadurch die Welt für Gott und Gottes Reich zu

erobern. Sehen wir nach langen Jahren auf diese Begeisterung zurück, so beschleicht uns ein Gefühl der Wehmuth beim Anblick so vieler vergeblicher Versuche, so mancher getäuschten Hoffnung. „Aber wie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend" — dürfen wir diese Verheißung, die dem Worte Gottes gegeben ist, nicht auch annehmen für jede Liebesarbeit in seinem Reich? Die Erde fruchtbar machen — und wenn nicht immer in andern Herzen, dann in dem eigenen. Und wie manche Frucht hat doch jene Liebesarbeit getragen. Wohin wären wir gerathen in unserer socialen Entwicklung ohne die treuen Männer, die dem Übel gewehrt haben und das Gute gepflegt im kleinen, wie im großen Kreise. Aber die Enttäuschung ist Philipp Nathusius nicht erspart worden, daß er Mängel und Fehler fand an den Arbeitern auf dem Felde der innern Mission, an den Vertretern ihrer großen Gedanken, an den eigenen Mitarbeitern.

Über einen solchen schreibt er 1851: „Er stellt sich mir doch immer deutlicher dar: ein Mensch von natürlicher Idealität, den eben wegen dieser Idealität der Rationalismus immer mehr abgestoßen und das Evangelium immer mehr angezogen, und der Ruck der letzten drei Jahre mit der theologischen Kenntnis, die er hatte, entschieden auf die Seite des letzteren gestellt hat, ohne daß doch eine sittliche Überwindung dabei stattgefunden hätte, — der sich nun umsomehr aufs Thätigsein dafür gelegt hat vielleicht zu anderer Nutzen, aber zu seinem Schaden, denn es nimmt ihm nun erst die Stille, die er zur Vertiefung brauchte, und der nun seinen ganzen alten Adam im Kleide des natürlichen Idealismus für einen Nachfolger Christi nimmt. — Ich bins gewiß noch viel weniger als er, aber ich weiß doch, daß ichs nicht bin, und das zu wissen kommt mir so unendlich leicht vor. . . . Ich glaube, der liebe Gott hat mir gerade ihn zugeführt,

um mich von den Gefahren der inneren Mission, an die ich noch nicht recht geglaubt habe, recht augenscheinlich zu belehren."

Im Herbst 1851 konnte dann auch der Betsaal der Anstalt in Neinstedt eingeweiht werden. Über diese Feier schreibt Nathusius an einen Freund: „Generalsuperintendent Möller war sehr liebenswürdig in seiner Rede und seiner Katechisation, und kritisirte in der ersteren unsern Jahresbericht sehr naiv an der Jesaiasstelle 43, 5—7 und zwar durch eine Divinationsgabe sogar die weggestrichene Stelle vom „Nicht Namen nennen". Wir Menschin sprächen mit Achselzucken von den Kindern, hielten sie für verloren, scheuten uns, wenn wir gleichen Namen mit ihnen trügen, daß er genannt würde, und der Herr nennte sie: „Die mit meinem Namen genannt sind, die ich geschaffen habe zu meiner Herrlichkeit." Wir Verwaltungsräthe sprächen: Nun wärs fertig, mehr als 50—60 Kinder sollten nicht kommen, und bloß Knaben. Der Herr aber spräche: Ich will sie aus allen Himmelsgegenden sammeln, und gen Mitternacht sprechen: Gieb her und gen Mittag: Wehre nicht. Und er spräche ja da auch ausdrücklich von Töchtern. Wir sollten uns schon noch wundern, was er alles vorhätte. Wir sprächen vom Defizit und Mangel daran, daß wir gewisse Tritte thun könnten, aber der Herr spräche: Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir. — Summa, die Sache war sehr schön, und nur schade, daß Möller, unser Bischof, in seinem großen Fleiße wieder gen Halberstadt fuhr — am meisten bedauerlich gewiß denen Herren Pastoren, die wohl noch allerlei an ihm herumzufischen gedacht hatten. — Einzuführen war außer dem neuen Bruder nur ein Knabe, aber ein extraer, und bildete gegen die Anstaltsjungen auch in seinem Aussehen einen Contrast, der wie bestellt war. Das beste kam noch am Abend: als Alles vorbei war, sagte der gute Pastor

Dumas, der auch da war: „den nächsten Jungen, für den keine Mittel da sind, nehmen Sie für meine Rechnung auf. Ich hätte ihn aber gern persönlich gesehen.“ Ich sagte: „Topp, in einer Stunde soll er da sein.“ Da lief Bruder Kelle im Galopp nach Steckelnberg, griff einen kleinen Candidaten, den wir schon längst im Auge gehabt, von der Straße auf, und brachte ihn bei Nacht und Nebel baarfüßig und struppig in die Gesellschaft, die noch beisammen war. So hatten wir gleich den 25ten.“

Von Anfang an stellte Nathusius die Anstalt in ein Verhältniß zur Kirche. Die auf Anordnung des Konsistoriums am Landesbuß- und Bettage durch die ganze Provinz Sachsen eingesammelte Kirchenkollekte bildete ein sehr gut gewähltes Band zwischen dieser Liebesarbeit und den Gemeinden, deren Kinder hier erzogen wurden.

Der erste Hausvater und Inspektor der Anstalten war Kandidat Trebitz aus Jena, der schon im nächsten Jahre nach Baiern an das Brüderhaus Puckenhof berufen wurde. — Ihm folgte Vogel, wie Trebitz ein Schüler Wicherns. Mit ihm und seiner liebenswerthen Frau, Tochter des in Indien verstorbenen Missionars Bärenbruck, später auch mit ihrer trefflichen Mutter, bildete sich ein sehr herzlicher Verkehr. Besonders Marie ergriff sehr tief der Tod der jungen Frau, der bald ihr Kindchen folgte. Als Vogel in ein Pfarramt trat, kam Flaischlen, ein Württemberger an seine Stelle. Er holte sich eine anziehende junge Frau aus seiner Heimath, und wieder gab es einen sehr herzlichen Verkehr der beiden Familien, der auch fortbestand, als er Pastor in der Provinz Sachsen geworden war.

Wie die Inspektoren der Anstalt immer zugleich Hausfreunde waren und an dem geselligen Leben der Familie Theil nahmen, so gehörte auch der Pastor des Ortes, John, der im Anfang der funfziger Jahre nach Neinstedt kam, zum näheren Umgang. Doch kam es nicht recht zu einem

herzlichen Verhältniß, weil seine gemüthliche Seite hinter einer Art Panzer der Steifheit und Trockenheit lag. Er war ein Mann von großem, etwas gesetzlichem Ernst, der durch diese Schärfe in vielfache Conflikte mit der Gemeinde gerieth. Daß aber seine Wahrhaftigkeit und weitgehende Wohlthätigkeit ihm dennoch die Herzen gewonnen hatte, hat sich später bei seinem Tode gezeigt. Immer war er bereit, auf Nathusius Gedanken einzugehen. Er hat mit ihm die Armenpflege des Ortes ganz neu geregelt, sich auch treulich der Seelsorge an der Anstalt angenommen, zu deren Verwaltungsrath er gehörte. Leider konnte er seine entsetzlich lange und darum oft langweilige Art zu predigen nicht lassen, unter der Philipp sehr gelitten hat. Einem Freunde, der sich entschuldigte, daß er öfters aus der Kirche bliebe, weil die Predigten des betreffenden Pastors so langweilig wären, erwiderte er: „Kennst Du andere?“ In einem Brief an einen Geistlichen äußert er sich über das Kirchengehen in freilich sehr eigenthümlicher Weise:

„Ich darf wohl darüber reden, weil ich weiß, welche Überwindung es mich gekostet hat, mich daran zu gewöhnen. Prediger, die dabei handelnd sind, und „Laien“ befinden sich in dieser Beziehung in einer so völlig verschiedenen Lage, daß die ersteren keine Vorstellung davon haben, wie es den letzteren geht. Ich habe es aus dem Munde trefflicher und streng kirchlich gesinnter Laien, daß auch ihnen das Kirchengehen ein Kreuz ist. Damit ist seine Unterlassung nicht entschuldigt, denn das Kreuz ist dem Christen ja eben heilsam, und deshalb vorzüglich ist ihnen auch das Kirchengehen heilsam. Sonst aber, wie bei uns die Sachen stehen, ist es viel leichter, sich zu Haus als in der Kirche zu erbauen, auch in einer Kirche, an der ein gläubiger Prediger ist. Nehmen Sie's als ein Paradoxon, aber es ist nicht meines allein, und es ist gut, daß die Herren Prediger erfahren, wie es „Laien“ zu Muthe ist.“ — Auch

die früher erwähnten Volksblatt-Artikel „Über Predigt" gehören hierher.

Ein nicht unbedeutendes Element im Haus und demnächst auch im Umgangskreis bildeten die Hauslehrer. Es wurde Philipp Nathusius — nach seiner eigenen Empfindung — schwer, auf junge Leute der Art einzuwirken. Er hat später gesagt, es sei ihm sonderbar vorgekommen, sich als Vorgesetzter von Höherstehenden anzusehen, da er mit einer Art von Respekt zu einem Kandidaten der Theologie, einem studierten Manne hinaufsah.

Zunächst galt es immer die Aufgabe des Einlebens und der Verständigung über Erziehungsprinzipien, die Grenzen der Selbständigkeit des Erziehers im Stundenplan, Disziplin u. s. w. Aber mit Allen gab es schließlich enge Freundschaft und herzliches Verstehen. Zwei von ihnen haben später hervorragende Stellungen im Gebiet der innern wie der äußern Mission inne gehabt. Zunächst Eduard Kratzenstein, ein trefflicher Mann und Erzieher, der Philipp Nathusius sehr werth wurde. Sein trockener Humor, sein entschiedener christlicher Ernst, sprachen ihn an. Er blieb dem Neinstedter Hause nah befreundet, als er schon nach einem Jahr Diakonus an der Schloßkirche in Quedlinburg wurde. Dort waren später Philipps beide ältesten Söhne bei ihm in Pension, während sie das Gymnasium besuchten. 1858 wurde er Missionsinspektor in Berlin und hat dort in großem Segen gearbeitet.

Der interessanteste dieser Hausgenossen war für Philipp der reich begabte Julius Disselhof, vielleicht als Erzieher zu hochfliegend und vielseitig, voll literarischer Interessen, und durch den Aufenthalt in Neinstedt noch besonders in dieser Richtung angeregt und befestigt, auch selbst Dichter und Schriftsteller. Er hat auch später, als seines Schwiegervaters Fliedner viel beschäftigter Mitarbeiter und Nachfolger an den Kaiserswerther Anstalten diese literarischen

Studien nie ganz aufgegeben, wovon u. a. seine vielen werthvollen Arbeiten im Kaiserswerther Kalender zeugen. Gerade er hat es brieflich gegen Nathusius bezeugt, wie viel er dem Aufenthalt in seinem Hause verdankte.

In Quedlinburg fand Philipp einen kleinen Kreis von gläubigen Christen, noch von den Zeiten des feurigen Wallmann her, der in Quedlinburg Pastor gewesen war, dann Missionsinspektor in Barmen und Berlin. Wallmann hatte ein theologisches Kränzchen gegründet, an dem auch Nathusius regelmäßig Theil nahm. Im Winter versammelten sich die Mitglieder bei einem der Quedlinburger, im Sommer waren die Zusammenkünfte in einem der ländlichen Pfarrhäuser oder im gesegneten Lindenhof. Nathusius pflegte sich sehr eingehend auf die biblische Besprechung vorzubereiten und erschien immer mit seinem griechischen Neuen Testament; er sprach nicht oft, aber was er sprach, zeugte von gründlichem theologischen Wissen. Man kam für den ganzen Tag zusammen, und nach der biblischen Besprechung folgte ein spätes Mittagsessen, an das sich ein freundschaftliches Zusammensein schloß. Bei den Besprechungen setzte sich Philipp gern neben den ungemein lebhaften Oberlehrer Pfau, und legte ihm wohl beschwichtigend die Hand aufs Knie, damit auch andere zu Worte kämen. Dieser, ein muthiger Bekenner mit derbem Witz und volksthümlichen Neigungen, vertrat die konservative Politik in den städtischen Kreisen Quedlinburgs. Auch sein College, der würdige Subrektor Kallenbach, ein klassischer Philolog mit feinem Geschmack, ein Christ von ernstem Bekenntniß, war nebst seiner trefflichen Frau dem Neinstedter Hause auch nah befreundet, besonders als sie nach Kratzensteins Abgang die Nathusius'schen Söhne in ihr Haus nahmen. Zu dem Kränzchen gehörte auch Pastor Köhler, Wallmanns Nachfolger, begabter Dichter, tiefer Schrifttheologe, doch etwas schroff, fast herausfordernd in seiner lutherischen

Theologie. Von Pastoren auf dem Lande, die zu dem Kränzchen gehörten, seien erwähnt: Der alte Gloel in Westerhausen, Mitbegründer der Gnadauer Konferenzen, ferner Schreck in dem schön gelegenen Meisdorf und der von Nathusius besonders hochgeachtete Stein in Wedderstedt. — In Quedlinburg gehörte zum näheren Verkehr die Mutter des Komponisten Albert Becker, deren Schwiegersohn Julius Fricke Verleger von Mariens späteren Schriften wurde.

Immerhin war in Quedlinburg das Häuflein der entschiedenen Christen klein; die große Masse des gebildeten Bürgerthums gehörte zur Loge und ging in ziemlich kirchenfeindlichen Bahnen unter Führung ausgeprägt rationalistischer Geistlicher, die z. Th. ein weltförmiges Leben führten. Auch auf dem Lande waren die Geister ziemlich scharf geschieden. Neben jenen oben genannten treuen Männern hatte Neinstedt mehrere ganz trostlose Rationalisten zu Nachbarn. In Stadt und Land fehlte es auch unter diesen Pastoren nicht an Anstößigkeiten.

Einen Mittelpunkt für die christlichen Freunde am nördlichen Harzrande bildeten eine Zeit lang in jedem Sommer die freien Konferenzen auf dem Regenstein, jenem schönen Sandsteinberge in der Nähe von Blankenburg, der von Quedlinburg und Neinstedt, wie von Halberstadt und Wernigerode ziemlich gleich entfernt liegt. Aus Halberstadt kam dorthin der Domprediger Lange, der uns schon als Dichter Martin begegnet ist, dessen tiefe Innigkeit Alles zur Poesie zu machen schien, das er berührte. Er war ein treuer Freund der Neinstedter Anstalten, immer währendes Mitglied des Verwaltungsraths und stand Philipp Nathusius sehr nah. — Eine ganze Anzahl nah verbundener Freunde stellte die Grafschaft Wernigerode. In den ersten Jahren stand dort Ahrendts als Hofkaplan; auch als Pastor in Halle und Brumby noch in nahem Verkehr mit

Neinstedt. Dann sein Nachfolger Schwartzkopff, von dem Nathusius ausgesprochen, daß er ihm doch von allen neu gewonnenen Freunden der späteren Zeit am nächsten gestanden habe. Sein scharf ausgeprägter Humor, sein blendender Witz, seine tief poetische Ader, sein Sinn für alle Schöpfungen des menschlichen Geistes, die er in das Licht des Christenthums zu stellen wußte, machte ihn gerade für Philipp sehr anziehend. Er gehörte auch zu den Geistlichen, welche ein Verständniß für die Sache der Rettungshäuser hatten und am meisten für die Neinstedter Anstalten thaten. — Da war ferner der liebenswürdige Kammerdirektor Gottscheb, dann der gemüthvolle Oberprediger von Hoff, der als Kenner aller Wege und Stege des Harzes Philipp und Marie auf schönen Gängen begleitet hat. Ebenso geschätzt als Harzführer der sehr originelle Landschaftsmaler Crola in Ilsenburg, auch ein fleißiger Correspondent über kirchliche und politische Fragen. Philipp schreibt im Mai 53 von einer „kirchen-historischen Reise" mit ihm, in lauter Frühlingsglanz und vielen Humoren; über Josepshöhe, Eberburg, Neustadt, Ilfeld, Rothesütte, Elrich, Walkenried, Rabenberg, Lauterberg, Sieber, Andreasberg, Braunlage nach Ilsenburg. Es hat dabei gewiß nicht an Mittheilungen aus alten Chroniken und dgl. gefehlt, die Crola in jenen Jahren gründlich studirte und aus denen er offenen Ohren gern etwas zum Besten gab. Davon kam dann auch manches im Volksblatt zum Vorschein. — Endlich wohnte in Ilsenburg die verwittwete Erbgräfin zu Stolberg-Wernigerode, mit der gleich im ersten Neinstedter Herbst bei einem Missionsfest, wobei Ahlfeld predigte, sich ein Verkehr anbahnte, der zu innigem Verstehen wurde. Freilich galt ihr und ihrer damals sehr jungen Tochter Freundschaft zunächst mehr der geliebten und bewunderten Marie. Aber wie Philipp und Marie überhaupt nicht zu trennen sind, so war damals doch ein Band geknüpft, das über Tod und Grab reichte und auch Philipp mit umfaßte.

Als der schon früher erwähnte Professor V. A. Huber seine Professur in Berlin niedergelegt hatte, suchte er einen Wohnort am Harz. Zunächst faßte er Neinstedt ins Auge und kam mit seiner liebenswürdigen Frau für einige Tage zu Nathusius, um einen schön gelegenen Bauplatz zu besehen. Nachdem er auch Wernigerode in derselben Absicht besucht hatte, schreibt Nathusius an Ahrendts: „Wie hat ihnen denn der große Unbekannte gefallen, um dessen Besitz sich jetzt — anders als um Homer, noch bei Lebzeiten — Neinstedt und Wernigerode streiten?"

Wernigerode siegte, denn hier in der Stadt konnte Huber in den Handwerkerkreisen praktisch thätig sein. Wahrscheinlich würde auch der nahe Verkehr in demselben Orte auf die Dauer nicht bloß erquicklich gewesen sein. So gleichartig die Bestrebungen waren, so verschieden waren die Naturen der beiden Männer. Neben dem ruhigen, in allen praktischen Fragen besonnenen Ph. Nathusius, nahm sich der fortwährend beweglich brodelnde und abstrahirende Professor eigenthümlich aus. Aber genug gemeinsame Züge und Interessen machten den gelegentlichen Verkehr für Nathusius sehr anziehend. Hubers Bestrebungen, die Musik, die Malerei in den Dienst des Volksthums zu stellen, seine Ideen, bei öffentlichen Bauten, Brücken, Häusern, Brunnen wieder wie im Mittelalter volksthümliche Bildnereien anzubringen, waren ganz im Sinne von Nathusius. Ein gemeinsames Unternehmen: Die Herstellung billiger volksthümlicher Bilder aus der vaterländischen Geschichte, kam nicht über ein einziges hübsches Bild hinaus, Albrecht Achill im Kampf mit den Nürnbergern, wozu Freund Schwartzkopff die Verse gemacht hatte.

Das lebhafte Interesse für volksthümliche Kunst und Literatur war ein hervorragender Zug bei Philipp Nathusius. Er trug sich längere Zeit selbst mit dem Gedanken einer eigenen Presse und plant als wünschenswerthe Unter-

nehmungen „womöglich Zusammenarbeiten mit dem christlichen Verein im nördlichen Deutschland: Geistlicher Zehrpfennig für Handwerksburschen, Volkskalender, hauptsächlich mit Erzählungen, Liedersammlung für den Haus- und Schulgebrauch, Gebetbuch zum Hausgebrauch, Sammlung guter Sprichwörter als Traktat. ?? Illustrirte Zeitung." Auch denkt er an Bilderbogen, Schreibbücher-Umschläge, Confirmationsscheine, Christliche Zeichenvorlagen, Schreibvorschriften, Allgemeine Korrespondenz für Wochenblätter usw. Das Meiste von diesen Wünschen und Plänen ist ja anderweits ausgeführt, ein Beweis, wie lebensfähige Gedanken, den Samenkörnern gleich, doch irgendwo in guten Boden fallen und Frucht tragen.

Im September 1851 wohnte Philipp Nathusius den Verhandlungen des 4ten Kirchentages in Elberfeld bei, sowie dem Kongreß für innere Mission, zu deren Centralausschuß er jetzt selbst gehörte. Er berichtete im Volksblatt sehr interessant über die behandelten Gegenstände. Die christliche Gymnasialbildung, die Organisation der Diözesan-Synoden, die Stellung der Kandidaten in der Kirche, das kirchliche Amt und die freie Vereinsthätigkeit, das Recht der Gemeinde auf den Katechismus als Bekenntnißschrift.

„Wiesmann sprach das Schlußgebet," schreibt Nathusius. „Dann gingen wir aus der gaserleuchteten Kirche um 7 Uhr Abends zum Mittagessen. Es war wirklich heut des Guten ein bischen zu viel, und ich habe die Geduld der Versammlung bewundert. . . . noch mehr aber die Geduld der Zuhörer oben, deren Reihen sich nicht lichteten. . . . . viele waren selbst in den Pausen nicht hinausgegangen, um ihren Platz nicht zu verlieren, und also den ganzen Tag nüchtern geblieben. . . . . . Weil ich beim Essen bin, muß ich Dir doch noch eine Bemerkung mittheilen, die sich nicht

gerade auf diesen Mittag, sondern überhaupt auf solche Mittagessen beziehen soll, nämlich: es ist unglaublich, was so ein Rudel Deutscher, und selbst wenns Kirchentagsleute sind, für einen Spektakel machen können, nicht daß sie etwas absonderliches gethan hätten, nur daß im freundnachbarlichen Tischgespräch jeder ein bischen lauter als der andere zu sprechen sich bemühte. Ich kann mir dabei lebhaft vorstellen, was die Legionen des Marius vor solchen deutschen Lungen für einen Schreck gekriegt haben."

Er fährt fort: „Ich muß Dir eine Schwäche von mir gestehen. Solche Tage wie die beiden vorher beschriebenen, sind gewiß recht nützlich; aber das Liebste daran sind mir doch eigentlich die Minuten gewesen, wo wir alle in der Kirche sangen. — Ich komme nun zu den zwei Tagen für die innere Mission, in denen es auch mehr Erbauung, als in den beiden ersten gab." Am meisten Eindruck machte Wicherns tief eindringender gewaltiger Vortrag über die innere Mission in ihrer nationalen Bedeutung für Deutschland im Hinblick auf die Reformation. Sodann kam vor: Die Predigt des Evangeliums unter den Armen, und die innere Mission unter den Geistlichen, worüber Prälat von Kapff einen umfassenden Vortrag hielt, mit den Worten schließend: „Wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Mit lautem und bewegtem „Amen" antwortete die Versammlung und sang darauf den Vers:

> Jesu stärke Deine Kinder
> Und mach aus denen Überwinder,
> Die Du erkauft mit Deinem Blut.

„Diese Stunde war ohne Zweifel der Mittelpunkt des ganzen diesmaligen Kirchentages" schreibt Nathusius. Über die Fürsorge für die konfirmirte Jugend sprachen Büchsel, Blumhard u. A. m., über die Förderung der Sonntagsfeier durch positive Mittel Feldner.

Von den mancherlei Spezialkonferenzen berichtet Nathusius eingehender über die bildende Kunst in der evang. Kirche. Dann erwähnt er die abendlichen Gottesdienste, in denen Mallet aus Bremen, Schmieder aus Wittenberg u. A. predigten. Auch einiger Jahresfeste erwähnt er, die in Kaiserswerth, in Düsseldorf, im Wupperthal selbst stattfanden, und schließt: „Leider hatte ich nicht Zeit, das Alles abzuwarten. Nur noch mit einem Gang zum Barmer Missionshause und seinem trefflichen Inspektor Wallmann nahm ich von dem lieblichen Wupperthale Abschied.“ . . .

„Einen eben so angenehmen Eindruck, wie von dem Thal habe ich von seinen Bewohnern behalten. . .
Mit der reformirten Kirche, die dem Glauben schon länger hier voran geleuchtet, hat sich neuerdings wetteifernd die lutherische aufgemacht. . . Aber mitten in diesem Wetteifer und in der Entschiedenheit des beiderseitigen Bekenntnisses, herrscht der wahre Unionsgeist, der der brüderlichen Gemeinschaft, in dem ein Glied sich mit freut, wenn das andere sich freut und mit leidet, wenn das andere leidet. Gott erhalte dem Wupperthal diesen Segen und uns allen den Segen, den wir vom Kirchentag mitgebracht.“

Als Nathusius Althaldensleben aufgab, war es bei ihm und Marie auch der Wunsch nach einem stillern Leben gewesen, der sie forttrieb. So viele Vorzüge nun für ihn der neue Lebensabschnitt auch bot, ein stilles Leben ist es nicht geworden. Aber ein schönes und reiches Leben mit seiner Marie und der wachsenden Kinderschaar, immer reicher werdend an innerem und äußerem Erleben, ja sogar lernend mit den Kindern, denn wie merkwürdig für den Mann, den viele mehr und mehr für eine Autorität in kirchlichen Sachen betrachteten, ist die Äußerung in einem Brief vom Jahre 1851: „Der kleine Katechismus, den ich vordem nie gekannt oder gesehen habe, ist mir bei dem Lernen meiner Kinder eine neue Weisheitsquelle geworden.“

Folgen wir einem Tageslauf in Reinstedt: Marie stand sehr früh auf. Philipp, der Abends in der Stille oft in die Nacht hinein arbeitete, war schwer zu wecken; früh um 6 ließ er sich ein Glas frisches Wasser ans Bett bringen und schlief dann weiter. Vor dem Frühstück hielt er die Andacht am runden Tisch sitzend; er las eine Bibelstelle, auch einen Abschnitt aus Bogatzky, Scrivers Seelenschatz od. dgl. m. Kinder uud Leute sagten den Katechismus auf. Marie saß an der Orgel, die beiden ältesten Knaben standen ihr zur Seite und mit Gesang wurde wie begonnen, so geschlossen.

Es folgte das Frühstück am langen Tisch, oft sehr belebt und heiter. Ehe dann der Hausvater an seine schriftlichen Arbeiten ging, suchte er sich warm zu laufen, da kalte Füße oft im Verband mit Kopfschmerzen, der übel empfundene Rest des griechischen Fiebers geblieben waren; im Winter Trepp auf Trepp ab laufend oder auch zum Entzücken der Kinder mit ihnen im großen Hausflur das alte hin- und wiedergehende Kinderspiel spielend: Hier kommen die Herren von Ninive, Heißa siphilatus. Im Sommer im Garten, auch mit Messer und Laubsäge arbeitend, hielt er dadurch das kleine Gebüsch an der Südseite des Gartens in Ordnung, das bei den Kindern „Papa's Wald" hieß. Dieser Garten war der Schauplatz vieler Freuden. Zu Mariens erstem Geburtstag in der neuen Heimath schenkte ihr Philipp die Zeichnung eines Schweizerhäuschens, das dann im Sommer auf dem höchsten Platz des Gartens erstand. Da saß denn besonders Marie oft mit Arbeit und Feder, und Nachmittags wurde dort wohl Kaffee getrunken, oft noch im Herbst bei Ofenfeuer.

Den ganzen Vormittag stand Philipp arbeitend am Stehpult, oder er ging nachsinnend in den Zimmern auf und nieder und ließ sich durch nichts in seinen Arbeiten stören, weder durch das nicht immer ganz stille Treiben der

Kinder, noch durch den Inspektor des Rettungshauses, der jeder Zeit mit Fragen freien Zutritt bei ihm hatte. Auch trat wohl seine Marie herein, sah ihm über die Schulter, um das Volksblatt, an dem er schrieb, mit ihm zu lesen, oder um sich Feder und Papier zu ihren Arbeiten von ihm zu holen, oder ihm eins ihrer Manuscripte zeigend, seine Theilnahme daran zu fordern und zu erhalten, sodaß auch in diesen ihren, einem Jeden besonderen Arbeiten die Gemeinsamkeit des lieblichen Hin und Wieder, des Nehmens und Gebens gewahrt wurde, die der Kernpunkt ihres Lebens war. Aber seine Arbeiten selbst waren vielfältig und oft ermüdend, er selber schreibt darüber 1851: „Den Erlös aus dem evangelischen Bücherverein habe ich empfangen. Künftig bitte ich mit dem Geschäftsführer des evangelischen Büchervereins in Berlin direkt abzurechnen. . . . Daß ich mirs so eilig abschüttele, müssen Sie einer Art Verzweiflung zu gute halten, mit der ich eben meine Verpflichtungen abarbeite. Mir fällt das Wort eines Hannoveraners aus dem Volksblatte ein: „Ich bin ein einfacher Mensch, wenn ich an alledem theilnehmen sollte, müßte ich wenigstens ein zehnfacher sein." Und wenn ich nachzähle: 1. Mitglied des Centralausschusses; 2. im Vorstand des Vereins für Reisepredigt; 3. desgl. für Schriftenverbreitung — die besonders ihre schriftlichen Aufsätze von mir redigirt haben wollen; 4. Mitglied des Hülfsvereins für das Althaldensleber Rettungshaus; 5. Agent des evangelischen Büchervereins; 6. Aktionär des Magdeburger Correspondenten; 7. desgl. der Kreuzzeitung; 8. im Komitee für die neue Hallische Zeitung; 9. Schiedsmann; 10. Gemeindekirchenrath; 11. Vorsteher des Rettungshauses; 12. Redakteur des Volksblattes und als solcher christlicher Makler für alle Verwalter, Apotheker und dergl., die Stellung suchen, christliche Taugenichtse, ledige Frauenzimmer, Autoren die keine Verleger finden können u. s. w. — so komme ich über die Zehnfachheit

noch hinaus und hätte doch groß nöthig, recht dem Einen zu leben."

Ein ander Mal schreibt er: „Stante pede schreibe ich zwar alles — ‚es wird auch danach!' sagt ein strenger Kritikus. Ich meine aber blos ‚am Stehpult', Herr Kritikus; übrigens wirds mir herzlich sauer und liegts wenigstens nicht am arbeiten, wenns nicht besser wird. Stante pede also (weil der Kritikus uns unterbrochen hat) schreibe ich zwar alles, aber Briefe — dahin hat mich die Erfahrung gebracht — muß ich auch im Moment des Empfangens selbst beantworten, wenn ich überhaupt sicher sein will, zur Antwort zu kommen."

Hier noch eine Briefstelle vom Dezember 1852: „Mir ist das Schreiben, seit es leider Gottes mein Handwerk ist, gar kein Vergnügen mehr, und ich freue mich in Gedanken manchmal schon auf die Zeit, wo mir der Herr unser Gott das Volksblatt wieder abgenommen haben wird, denn lebenslang wirds ja doch wohl nicht dauern, wenn ich auch noch nicht weiß, welchen Weg er dazu einschlagen wird. Auch ists bei mir jetzt etwas dürre Zeit. Gott sei Dank, daß unsere Seligkeit nicht von Empfindungen und Stimmungen abhängt, die ihrerseits wieder mit körperlichen Zuständen zusammengekettet sind; aber ohne unsere Schuld ists doch auch nicht, wenn die Stimmungen und Empfindungen grau sind, und sie sollen uns auch wohl Mahnboten sein, fleißiger als bisher zu schöpfen vom Lebenswasser, das alles farbig sprießen machen müßte."

Doch weiter zu unserm Tageslauf: Nachmittags gab es dann, wenn es irgend das Wetter erlaubte, einen Spaziergang in die Wälder und Berge, die Philipp und Marie immer von neuem entzückten, im weißen Winterkleid, wie im Frühlingsschimmer, in der Sommerpracht und im bunten Herbstschmuck. Da ging oder fuhr Marie mit den Kindern auf die Georgshöhe, auf den Tanzplatz, den Stufenberg, und

Philipp wanderte nach oder begegnete ihr auf dem Rückweg, und während die Kinder zurückgeschickt wurden, wanderten die Beiden miteinander durch all die Herrlichkeit — und das waren dann die schönsten Gänge. Marie schreibt von solch einem wunderschönen Tag: „Dieses lichte Waldgrün, diese weißen Blüthen, der Wiesengrund, Sonnenglanz und blauer Himmel drüber, und Kukuk und Nachtigal. Ich allein mit den Kindern auf dem Stufenberg . . . . . . die Jungen mit Herrn Kratzenstein gingen weiter . . . . Ich saß fast zwei Stunden allein im Pavillon (oben) schreibend, schauend, denkend. Die alte Kirche, das schlanke graue Schieferkreuz . . . . jedes Haus in Grün und Blüthen, ganz Suderode ebenso . . . gegenüber der Berg mit ganz röthlich schimmernden Eichen, die Pappeln goldig braun — und Abends dann mein Philipp unten zwischen den Blüthen, ganz wie ich ihn erwartete das erste Mal vom Stufenberg vor 11 Jahren. Heut durft ich das Tuch schwenken, und kleine Stimmen riefen: Papa! und er winkte mit dem Hut. Da sahen wir oben noch das Abendgold, hörten die Kühe zu Hause läuten, und wanderten bis Suderode, wo der Wagen war."

Auch mit Quedlinburger Freunden wurde wohl solcher Gang unternommen, oder den vielen im Lindenhof einkehrenden Gästen mußte ein Stück der schönen Umgebung gezeigt werden. Und wie viele Gäste kamen, besonders im Sommer! All die früher genannten Freunde aus der Althaldenslebener Zeit, von dem Giebichensteiner Aufenthalt, mußten doch einmal sehen, wo das liebe Paar geblieben war. Es kamen die Glieder der Volksblattgemeinde, die eine Harzreise machten, es klopften Leute an, die Rettungsanstalt und Brüderhaus kennen lernen wollten.

Im Winter vereinigte man sich Abends im Saal am runden Tisch und großen Ecksofa um die Lampe. Philipp las auch den Kindern verständliches vor, während Alle beschäftigt waren mit Zeichnen oder Handarbeit. Auch schnurrten

wohl die Räder, da Marie ihre kleinen Töchter frühzeitig das Spinnen lehrte.

Zu den vielen Gästen des Neinstedter Hauses zählten doch in erster Linie die beiderseitigen Familien. Philipps Mutter und Geschwister mit ihren Kindern kamen öfter, und ebenso Mariens Brüder. Im Sommer 1852 zogen ihre Eltern, nach des Vaters Emeritirung, nach Thale. Das gab nun Gelegenheit zu fleißigem Verkehr und es war für Philipp und Marie eine innige Freude zu sehen, wie des Vaters kindliches Gemüth sich mehr und mehr dem lebendigen Glaubensleben aufthat. Kurz vor Weihnachten entschlief er sanft und selig. Pastor Treviranus in Bremen, der im Sommer als lieber Gast bei Philipp Nathusius war, schreibt ihm:

„Ich habe mich innigst erfreut an Ihrem Brief über den seligen Vater. Als ich dort war, haben wir an dem heißen Tage sehr lange im Garten gesessen. Er gab mir während des Gesprächs die Hand: es freue ihn doch einmal einen älteren Bruder zu sehen, die jungen Leute verständen doch manches nicht. Er hatte Recht: ich reiche noch in die Zeit hinein, wo der anständige, moralische, manchmal sentimentale Rationalismus herrschte. Da war auch eine gewisse, nicht herzlose Frömmigkeit; man „beschäftigte sich viel mit Gott" und es charakterisirt die ganze Stellung, daß man von der Pflicht des Gebets redete. Die Kinder jener Zeit können wir nicht richten. Der Herr hat Ihnen an dem seligen Vater gezeigt, wie Er alle Decken und Hüllen wegziehen kann, daß Seine Gnade ins Auge und ins Herz leuchte; Er läßt es den Aufrichtigen gelingen, früher oder später, hier oder dort."

Philpps geliebte Schwester Lulu hat Jahrelang in Italien gelebt, und sich dort mit dem Gesandschaftsprediger Karl Pabst vermählt. Auch sie hatte die eine köstliche Perle gefunden; gereift und innerlich befriedigt kehrte sie 1850 nach Deutschland zurück. Da Pabst durch seine leidende

Gesundheit verhindert war, wieder ein geistliches Amt anzunehmen, so kauften sie ein Landhaus in der Nähe von Berlin. Der Umgang mit diesen Geschwistern war auch für Philipp eine Bereicherung des Lebens.

Im Sommer 1853 kam die Anfrage, ob Nathusius Redakteur der Kreuzzeitung werden wollte, als Wagners Nachfolger. Sein Bruder Wilhelm schreibt: „Ich war in Magdeburg bei Gerlach . . . Er meinte, ich solle an Dich schreiben, ob Du Dich nicht jetzt entschließen könntest Kreuzzeitungsredakteur zu werden . . . . Ich meinte, der Aufenthalt in Berlin käme mir wenig in Deinem Sinne vor, und der wäre doch unvermeidlich; in Berlin müßten doch Leute zu finden sein, die unter Aufsicht dazu fähig wären. Er sagte aber, es gäbe keinen dort, und ich möchte nur an Dich schreiben, was ich denn hiermit gethan haben will, obgleich es mir etwas komisch vorkommt, daß ich diese jedenfalls überflüssige Unterhändlerrolle spielen soll."

Wie vorauszusehen war, lehnte Nathusius ab und Freund Harnisch schrieb ihm darüber: „Herr v. Gerlach hat Recht, daß er Sie für die Kreuzzeitung haben will; Sie haben aber auch Recht, daß Sie es nicht wollen; denn Sie können nicht Berlin und Neinstedt, Kreuzzeitung und Volksblatt und Rettungshaus kombiniren. Aber ich weiß keinen, außer Ihnen, der vor den Riß zu treten im Stande wäre, und insofern hätten Sie wohl eine gewisse Pflicht, das Werk in die Hand zu nehmen. Ich lege Ihnen aber diese Pflicht nicht auf, weil ich zwei Dinge nicht weiß: a. die äußere Stellung der Kreuzzeitung, b. ob es gerade nothwendig ist, daß die Kreuzzeitung bleibt. . . ."

Im September war Nathusius auf dem Kirchentag in Berlin. Für seine harmlose Stellung zu den confessionellen Parteifragen ist bezeichnend die liebenswürdige Art, in der er von der Eröffnungspredigt des Generalsuperintendenten Hoffmann über Eph. 7, 1—6 berichtet: „Gar viele Zuhörer

sind .... nicht recht zufrieden gewesen mit der Wendung der Predigt, haben sie polemisch gefunden. Ich, der das wohl besonders hätte empfinden können, habe, wo ich einmal zur gemeinsamen Erbauung da bin, keine Empfindung für dergleichen Sonderheiten, und muß gestehen, daß mich die Predigt recht herzlich erbaut hat."

Der wichtigste Gegenstand auf diesem Kirchentage war: Die Augsburgische Confession als Grundsymbol der gesammten evangelischen Kirche Deutschlands nach allen ihren Abtheilungen. Der würdige Generalsuperintendent Sartorius hatte das Referat übernommen. Nitzsch legte von unirter Seite sein Zeugniß ab und wandte sich entschieden gegen die bekenntnißlose Union. Krummacher sprach von reformirter Seite und Stahl von lutherischer in „unübertrefflich kurzer, klarer, schlichter und haarscharfer Rede", wie Nathusius schreibt,. Das fast einstimmige Bekenntniß des Kirchentages zur Augustana nennt Nathusius „ein wichtiges Ergebniß" und fügt hinzu: „Daß viel unklares in der Beschlußfassung mitgewirkt hat, ist mir wohl klar geworden. Bei den Gewissenhaften wird's wenigstens die gute Folge haben, daß sie nach Hause gekommen — die Augustana, der sie beigestimmt, nun auch einmal lesen. Allein ich bedauere auch das nicht, daß so etwas von dieser Unklarheit sich hat spüren lassen. Denn Veranlassung zur Selbsterkenntniß ist immer besser als voreilig Rühmens, an dem ohnehin kein Mangel sein wird." Auch findet er, daß der Beschluß zeigt, „daß, wie schon seit einiger Zeit niemand mehr ‚Rationalist' sein will, so es jetzt auch schon zum schlechten Ton gehört, ‚bekenntnißlos' zu sein."

Am folgenden Tage wurde dann gesprochen über: Das Verhalten der Kirche in Bezug auf Separation und Sektirerei, namentlich Baptismus und Methodismus, und sodann über Vermehrung der Andachtsmittel durch liturgische Gottesdienste, und endlich

die Kirchenvisitation und die Reisepredigt. Der mit dem Kirchentag verbundene Congreß für innere Mission verhandelte über die kirchlichen Zustände der großen Städte des evang. Deutschlands. Am zweiten Tage sprach dann Wichern über die evangelischen Deutschen in der europäischen Dispora, und es war auch für Philipp Nathusius erfreulich, daß König und Königin diesem lebendigen und interessanten Vortrag zuhörten, der König auch dem sich anschließenden Referat des Pastors Maier aus Paris.

„Jede Versammlung hat ihre Geschichte," schreibt Nathusius .... „An herzlicher, warmer Gemüthlichkeit hat den Stuttgarter Kirchentag noch keiner wieder erreicht, aber was äußerlich bedeutende Stellung betrifft, dürfte vielleicht der Berliner der Höhepunkt in der Geschichte der Kirchentage gewesen sein." Im einzelnen meint er, daß doch manches zu wünschen übrig bliebe. „Soll ich noch eins nennen, so wäre es z. B. die mitunter etwas sehr langen, eine förmliche Predigtdisposition in sich bergenden oder dem lieben Gott kleine Geschichtskompendien vortragenden Gebete. Man vermißt zuweilen die Scheidelinie eines gemeinsamen Gebetes von der Rede eines einzelnen und kann nicht mehr mitbeten, wenn es auf das Gebiet lehrhafter Reflexion oder der Erzählung aus der Kirchengeschichte, und damit ganz in subjektive Ansichten übergeht." — Beherzigenswerthe Worte! auch für ein halbes Jahrhundert später.

Ein kleiner Scherz aus der Volksblatt-Werkstatt, der in diese Tage gehört, mag hier seinen Platz finden. In Nr. 77 vom 24. September steht unter der Überschrift: „Höchste Verlegenheit!"

„In der Kinderstube soll Geburtstag gefeiert werden, und der Mutter liegt der Gedanke auf der Seele, ob sie nicht gar zwei Torten dies Jahr backen muß, da sechs

Kinderlein für sich und ihre guten Freunde davon haben wollen. Sie steht sinnend am Fenster, da klingelt die Hausthür, der Bote bringt den Korrekturbogen zum Volksblatt. Höchste Verlegenheit! Am Ende ist noch ein leerer Platz, und der Redacteur ist (nach Berlin) zum Kirchentag. Man weiß bei so spätem Abend keinen besseren Rath, als die Mutter setzt das Rezept zur Geburtstagstorte hinein, eine rechte Kindertorte ohne Butter, vielleicht kann manche Kinderstube davon profitiren." (Folgt in 6 Zeilen das Rezept.)

Außer den schönen Gängen und fröhlichen Ausflügen in die näheren Berge und Thäler unternahm Philipp Nathusius mit seiner Marie in jedem Jahr eine richtige Harzreise. Meistens zu Fuß ging es dann besonders in den Oberharz, den Beide so sehr liebten. Im August 1853 wurden zum ersten Mal die beiden ältesten Knaben auf solcher Harzreise mitgenommen, und auch die liebe Schwester Hannchen war dazu eingeladen. „Im strömendem Regen," schreibt Philipp, „nach dem Grundsatze, sich vom doch unberechenbaren Wetter in keinem Plane stören zu lassen, aber in desto hellerem Vergnügen ging es am 18. August von Haus bis Wernigerode im Wagen, und am Abend kamen sie wirklich trocken — von oben wenigstens — auf den Brocken." Immer zu Fuß ging es durch all die kleinen Harzstädte nach Harzburg, wo der Neinstedter Wagen sie zur Rückreise empfing.

Das Jahresfest der Anstalt war in diesem Sommer 1853 mehr als je besucht, auch wie Philipp schreibt „wie das vorjährige durch ein prächtiges Gewitter während der Rede D. Möllers, und durch einen wundersamen Sonnenuntergang während der singenden Nachfeier oben im Garten verherrlicht." „Daß Stahls hier waren," schließt Marie ihre

Festbeschreibung, „vom Montag bis Donnerstag, weißt du noch nicht, es war sehr hübsch, beide sind sehr liebenswürdig. Frau Stahl hat die Frauen hier entzückt; ebenso war er für die Herren Pastoren ein interessanter Gegenstand. Das beste ist aber, daß sie nicht nur, weil sie berühmte Leute, liebenswürdig sind."

Mit diesem liebenswürdigen Paar zu verkehren, gab es mehrfach Gelegenheit. Auf der Harzreise hatten Philipp und Marie in einem befreundeten Hause einen Abend mit ihnen verlebt, und jedesmal, wenn er zum Central-Ausschuß nach Berlin kam, fand er sich an dem gemüthlichen Theetisch in der Cöthener Straße ein.

Im nächsten Winter und Frühjahr war viel Krankheitsnoth in der Kinderstube, besonders das jüngste, noch kein Jahr alte Gretchen schwer krank. Auch Marie hustete und bei der Pflege des Kindes dachte sie nicht an eigene Schonung, erkältete sich immer von neuem, und eine Art Bronchial-Katarrh setzte sich fest, gegen den nicht richtig eingeschritten wurde. In ihrer großen Selbstlosigkeit, ihrer Elastizität unternahm sie immer wieder Ausflüge, kleine Reisen, sorgte und schaffte für liebe Gäste, und spürte dann wohl nichts von ihrem Leiden. Aber nachher kam der Husten wieder und wurde gar nicht besser. Schon seit dem Herbst war für ihres ältesten Knaben häufiges Kopfweh die Reise in ein Seebad beschlossen worden. Sie überredete sich und andere, daß es auch ihr gut thun müßte, und reiste im Juli 1854 mit den ältesten Kindern nach der kleinen Nordsee-Insel Wangeroge.

Nach 14 Tagen folgte Philipp ihr dorthin, und noch 23 Tage waren sie zusammen dort. „Es war eine wunderschöne Zeit." Bald hatte sich ein gleichgesinnter kleiner Kreis zusammengefunden, mit dem täglich verkehrt wurde. In dem alten dicken Turm, der unter vielen anderen Zwecken, die er in sich vereinigte, auch die Kirche enthielt, hörten sie

manche erbauliche Predigt von den geistlichen Gästen; auch schöne Bibelstunden wurden von ihnen wöchentlich in einem Privathaus bei offenen Thüren gehalten. Die Knaben spielten indessen mit vielen Altersgenossen am schönen Strande. In jener Zeit des orientalischen Krieges standen sie mit noch einem Knaben als einzige Russenfreunde verschiedenen türkenfreundlichen Westmächten gegenüber — als getreue Heerfolge des Vaters und seines Volksblatts. Sie erbauten Burgen von Sand und ließen sie von der Flut bestürmen, oder pflanzten ein Kreuz auf den Wall und wehrten sich gegen die andren Jungen, die ihnen neckend drohten, sie wollten einen Halbmond aufpflanzen.

Leider hatte das Seebad bei Marie gar nichts geholfen. Sie behielt ihren Husten, und auch aus der geplanten Nachkur in den Bergen wurde nichts. Dazu war das Leben zu unruhig, und sie konnte sich den vielerlei Anforderungen nicht entziehen. Im Magdeburger Correspondenten war ein Aufsatz über das Jahresfest erschienen, in dem das Haus sehr liebenswürdig geschildert wurde. „Ich fürchte mich ordentlich vor diesem guten Rufe," schreibt Marie. „Nun, was ist zu thun, als vergnügt zu sein, und dankbar den Herrn zu preisen, der uns immer so gnädig und herrlich geführt."

Es folgte ein schöner stiller Winter. Marie beschäftigte sich mit „Langenstein und Boblingen", Philipp mit der orientalischen Frage. Und das Leben miteinander und mit den Kindern wurde immer reicher. Vom Hochzeitstag schreibt Marie an die Jugendfreundin: „Den Abend haben wir den Kindern vielerlei Gedichte und Andenken vom Polterabend vor 14 Jahren gezeigt. Zum ersten Male gingen wir wieder an die Schublade. Am Sonntag habe ich mit Philipp all die Gedichte gelesen, die er mir schon vor der Verlobung geschickt; auch Deine Briefe aus der Mädchenzeit liegen dabei. . . . Die schöne Vergangenheit! — schön

darum, weil alle die Hoffnungen, die wir damals hegten, hunderttausendmal schöner in Erfüllung gegangen sind, ja auf eine Weise, wie wir damals nicht ahnten. Einen Glaubensgrund im Herzen, einen Grund, auf dem die Liebe nur fest wurzeln kann, und sich so selig und sicher fühlt — das ist unser Glück und unser Frieden, und damit geht es selig dem Himmel zu, und damit ist das Familienleben mit allen Freuden und Leiden zu wunderschön."

Wenn hier Marie mehrfach zu Wort kommt, so geschieht dies, weil es von Philipp aus diesen Jahren selbst keine Aufzeichnungen giebt — außer im Volksblatt. Und Marie zeichnet das gemeinsame Leben, so daß man Philipp, wenn auch nicht hört, so doch durchfühlt. „Nun wird es Frühling," schreibt sie im April 1855, „wir warten nur auf einen recht schönen Tag, um uns in die Wälder zu stürzen. . . . Überhaupt habe ich Philippen schon mit vielen Partien gedroht; er geht schließlich gern mit, aber neckt mich doch damit. . . . Ich gehe zuweilen wie auf Sprungfedern, möchte statt einer Badereise lieber mit Philipp nach Tirol reisen."

Statt einer Badereise erlaubte ihr der Arzt, sich einen Aufenthalt „ganz in der Nähe" zu wählen, um dort Brunnen zu trinken. Ganz oben in Hasserode bei Wernigerode wurde eine Wohnung gemiethet und da ließ sich Marie häuslich nieder. Am nächsten Tage schon kam Philipp nach mit den zwei Knaben und mit diesen und Schwester Hannchen wurde eine schöne Harzreise unternommen. Zweimal war Philipp 8 Tage lang bei seiner Marie und er schreibt über diese Zeit:

„Wenn seine Gedanken zuweilen zurückgeschweift sind über sein ganzes Leben, auch über die 18 Jahre, die er durch Gottes Güte Marien auf Erden gekannt hat: sind sie immer bei diesen 2mal acht Tagen mit ihr zusammen in dem kleinen Häuschen an der Thalecke unter dem Brocken

als dem Lieblichsten stehn geblieben, was ihm je geschenkt worden. So zu zweien allein, war es als ob das bräutliche Verhältniß der ersten jungen Ehe sich ganz noch einmal erneuert hatte; so wieder beide allein zusammen am Tisch, in den kleinen Räumen zusammen schreibend und studierend, sie die kleine Wirthschaft mit einem Schränkchen und einem Lädchen in ihrer genialen Art führend; jeder Bissen womöglich in der Bretterlaube vor dem niedrigen Fenster, durch das sich so leicht aus- und einstieg, genossen; und so jede Stunde vom Morgen bis zum lieben Abend auf einander angewiesen und einander genießend. Trotz dem Regen, der fast keinen Tag ausblieb, ging es auch fast Tag für Tag irgend einmal hinauf aufs Hochgebirge, entweder sie auf dem kleinen Pony, er nebenher schreitend, oder beide miteinander zu Fuß wandernd."

Noch eine Stelle aus Mariens Lebensbild soll hier Platz finden. Philipp schreibt: „Und hier muß ich des letzten ehelichen Zwistes gedenken. Wenige Tage vorher hatte er es, wie man zu sagen pflegt, „berufen": Jetzt zanken wir uns doch nie mehr, Mariechen; ich weiß die Zeit nicht, daß es vorgekommen. — Da trafs diesen Ostermontag wie ein später Nachzügler der Jugendzeit ein. Einander entgegenkommen und sich wieder finden, wenn ihre Tageswege hatten auseinandergehen müssen, war ihnen von je etwas sehr Eingelebtes und, wie sie schrieb, „denn noch ein besonderes Vergnügen". Und ich weiß nur zweimal im Leben, daß es sich nicht — nach den innerlich gestellten Uhren — auf Punkt und Minute traf. Beidemal wars, wenn Gesellschaft Anderer in Anspruch nahm und die freie Bewegung hemmte. Dies war das zweite Mal. Er mit einer Herren-Gesellschaft, sie in Begleitung von Frauen waren einander vorbeigegangen. Im egoistischen Schmerz, ohne Noth eine Stunde und darüber ohne sie zugebracht zu haben (denn wie die ihre gleichsam immer verklärter, so war seine Liebe mit der Zeit leider

nur immer leidenschaftlicher geworden, daß er Trennung schwerer trug als im Anfang), konnte er beim endlichen Zusammenkommen sich über das Mißverständniß gar nicht zufrieden geben, ward ihrer ruhigen Auffassung gegenüber wirklich unartig. Und ihr hatte er damit um so weher gethan, als sie einer jüngeren Zeugin der Szene eben noch Sinn und Muth zu einem Leben des Friedens, der höher als alle Vernunft, zu machen gesucht, und nun ihr dies Beispiel gegeben sah. Doch konnte die Sonne dieses Nachmittags nicht drüber untergehen."

Im Herbst kamen die beiden ältesten Knaben nach Quedlinburg aufs Gymnasium und wohnten bei dem Schloßprediger Kratzenstein, ihrem früheren Lehrer. Ihre Besuche jeden Sonnabend gaben dem Familienleben eine neue Bewegung. Etwas Besonderes wurde an den beiden Abenden, die sie zu Hause zubrachten, vorgelesen, im zweiten Winter Shakespeares Königsdramen. In den Sommerferien 1856 machte Philipp mit ihnen wieder eine Fußreise in den Harz. Gleich nach der Rückkehr wurde dann das jüngste Kind, der kleine Friedrich geboren, und die Freunde fanden, daß Marie wieder frischer und wohler aus dem Wochenbett erstanden war, als sie vorher war.

Im September 1856 war der „achte deutsche evangelische Kirchentag", und Nathusius ging dazu nach Lübeck. Er schreibt darüber: „Vorweg will ich Dir offen bekennen, daß ich mit nicht sehr großen Erwartungen und Illusionen hinreiste, ja daß michs bei meiner Vorliebe fürs Zuhausebleiben fast hart ankam; . . . daß ich aber schließlich mit Freude, dagewesen zu sein, wieder abreiste. Es ist doch etwas gar schönes schon um dies brüderliche Beisammensein; und auch in den Versammlungen fällt so manches Wort, das der Seele wie ein Tautropfen ist, daran man sich — oft freilich gestraft und gedemüthigt, dann aber auch erquickt und zum Weiterwandeln gestärkt fühlt. Ich danke meinem Herrn und

Gott dafür. Und dann weiß ich doch, ich kanns ja ohne Ruhm sagen, von den meisten Dingen, die vorkommen, ohnehin schon etwas Bescheid; viel.n Besuchern wird das Gehörte auch in Hinsicht neuer Erkenntnisse und Anregungen fruchtbar sein". . . . Er wünscht „daß man sich auch aus den lutherischen Kirchen mehr daran beteiligt" und bedauert sehr, „daß gerade die größeren reinlutherischen Landeskirchen, in denen ein Bekenntnißleben wieder erwacht ist — sich konsequent so gut wie ganz davon geschieden halten. Sie mögen ihre Gründe haben, aber mir thuts leid — und ich glaube, die kämen, würde es nicht gereuen. — Unter der Konföderation mit den reformierten und unierten Kirchengenossen ist ja doch nichts weiter zu verstehen, als eben eine Freude der Gemeinschaft im HErrn und eine brüderliche Verständigung in den Sachen, die allen gemeinsam sind. Und wenn man etwa sagt, reformiertes und uniertes Element trete allzusehr hervor, so ist das eben, weil die Lutherischen sich zurückziehen."

Es wurde in Lübeck geredet über Belebung evangelischer Kirchenzucht, vom Beruf zum kirchlichen Lehramt und: wie von Seiten der Kirche den Einflüssen des neueren wissenschaftlichen Materialismus auf das Volk zu begegnen sei. — Auf dem Kongreß für innere Mission hielt Wichern seinen Vortrag über: Der Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche. Nathusius bemerkt dazu: „Dieser Vortrag ist das Beste, was wir von unserm theuren Freunde noch gehört haben." — „Und nun dies herrliche liebe Lübeck!" ruft er aus, „auch ohne Kirchentag würde ich mich freuen, einmal wieder da gewesen zu sein. Diese Perle am deutschen Ostseestrande auch noch heut." Er freute sich an den Kirchen, den Häusern, den mancherlei Kunstschätzen. „Die wenigen halben Stunden, die mir von den Versammlungen und dem brüderlichen Beisammensein übrig blieben, habe ich denn auch redlich

benutzt, um wenigstens einen Ruck über alle diese Herrlichkeiten zu werfen. Nun, Gott segne sie, die liebe alte Stadt, auch für die Gastfreundschaft, die sie an uns allen gethan hat!"

Es folgte noch einmal ein schöner, fröhlicher Winter. Marie war voller Leben und Thätigkeit, voll Freude an den Kindern, ganz besonders dem Kleinsten. Am Hochzeitstage trafen sie die beiden Gymnasiasten auf dem Stufenberg und nahmen sie mit nach Reinstedt zum Festmahl. „Ich hatte," schreibt Marie, „mein Hochzeitskleid zu Tische angezogen und rauschte durch die Stuben; eine schöne braune Sammtjacke — Philipps Geschenk — mußte das Fehlende in der Taille bedecken." In diesem Winter schrieb sie „Elisabeth", an dem ihr Philipp seine ganz besondere Freude hatte.

Es kam das Frühjahr und der besonders warme und schöne Sommer. Ein neuer Pony, den Philipp seiner Marie schenkte, machte es ihr möglich wieder zu reiten, und mit dem alten wurde er vor den hübschen leichten Wagen gespannt. Auch eine Kegelbahn ließ Marie im Garten bauen, „ein nöthiges Bedürfniß" schreibt sie, „um uns viele Kinder im Garten zu beschäftigen."

Viele Gäste gingen aus und ein, aus der Nähe und aus der Ferne, es war ein besonders reicher und belebter Sommer. Auch eine Harzreise wurde wieder gemacht, diesmal mit 4 Kindern, und zum dreizehnten Male standen Philipp und Marie auf dem Brocken, ihrer hohen Verlobungsstätte.

Als im September Marie auf eine Verwandten-Reise ging, übergab sie ihrem Philipp das Manuskript der „Elisabeth". Sie that es diesmal zaghafter als sonst und meinte, sie zweifelte, ob es auch für andere Leute irgend etwas sein könnte. Er aber schrieb ihr: „Es ist das beste, was Du überhaupt noch geschrieben hast und ich danke Dirs schon für mich recht sehr: es hat mir zu einer

wahrlichen — und ich hoffe, nicht bloß vorübergehenden Erbauung gereicht." Später bemerkte er dazu: „Es hatte sich gut so getroffen, da er eben zum Loben nicht sehr geschickt war." Die wenigen Worte waren ihr wieder ein großes, großes Geschenk: „was die andern Leute dazu sagen, daraus mache ich mir ja nicht viel," sagte sie. Nun ging es noch an eine gemeinsame Durchsicht, ans Kapitel eintheilen und Überschreiben. Früher war Philipp, wie er meint, „gar kein liebenswürdiger Correktor, aber mit jedem Male war es besser geworden und diesmal war es beiden ein ordentlich liebes Vergnügen."

Am 15. Oktober wurde, wie üblich, des Königs Geburtstag mit der Anstalt und lieben Freunden auf der Georgshöhe gefeiert — wohl in etwas wehmüthiger Stimmung, war doch der König in jenen Tagen schwer erkrankt. Auf dem Rückweg in großer Gesellschaft, machte Marie sich von ihrem Philipp los, indem sie sagte: „Wir dürfen doch nicht immer zusammengehen, ich muß mich noch mit den andern Frauen unterhalten."

Bei den vielen Besuchen hatte sich das Bedürfniß eines größeren Raumes fühlbar gemacht. Da aber Philipp sehr bauunlustig war, so schuf Marie den großeu unteren Hausflur um zu einem wohnlichen Saal. Gardinen, Bastteppiche, Blumentische und ein Ofen gaben Behaglichkeit. Am 5. November, Philipps Geburtstag, war er fertig und wurde eingeweiht. Immer hatte Marie zu diesem Festtag mit ihrer glücklichen Hand Chrysanthemum zur Blüte gebracht. Auch diesmal füllten sie zwischen grünen Gewächsen die Wände ihrer Blumenstube. Nachdem mit dem Rettungshaus im Betsaal gefeiert war, stellten die Kinder hier oben lebende Bilder. „Zum ersten Bild," erzählt Marie, „hatte ich die sieben Kinder um mich gruppiert, die Kleinen in Weiß, dazu das rothe bengalische Licht —

das war zu Ehren des Geburtstagskindes und hatte ihm auch am meisten gefallen."

So, mit dem Blick auf die Geliebte seines Herzens, und den ganzen Segen seines Hauses, im rosigen Licht, von goldenen Blumen umblüht, schließt dieser Abschnitt von Philipps Leben.

Kapitel VII.

Im Schatten.



Auf den Sonnenschein im Leben von Philipp Nathusius fiel ein tiefer Schatten. Wie eine Ahnung davon klingt seine Antwort auf den Geburtstagsbrief seines Freundes Treviranus, der über die konfessionellen Differenzen sich geäußert hatte, die damals im November 1857 trennend zwischen dem reformirten Pastor und dem Verfasser der Artikel über die Union zu stehen schienen. Nathusius schreibt:

„6. Novbr. 57. Ich danke Ihnen von Herzen theuerster Freund, daß Sie fortfahren Ihre Liebe als eine starke Klammer an mein Herz zu setzen. Ist auch nicht gerade Gefahr, daß ich dieselbe vergäße, so will doch alles auch seinen lebhaften Ausdruck haben und es wird gerade darin recht viel gefehlt, daß man sich bald zurückzieht, weil es allerdings in mancher Hinsicht bequemer ist, mit denen zu verkehren, mit denen man in allen Stücken harmonirt. Ich danke Ihnen für Ihre trefflichen Glückwünsche. Der Wunsch, durch Gottes Gnade gern abzuscheiden, ist gewiß der beste Geburtstagswunsch, den man bringen kann, und da ich keine Mördergrube aus meinem Herzen mache, so bekenne ich Ihnen frei, daß ich mir die Frage schon oft vorgelegt und gefunden habe, daß ich noch der „freundlichen Gewohnheit" schwer entsagen würde. . . . . Die Herrlichkeit, die droben bereitet ist, scheint uns armen suchenden und tastenden Geschöpfen doch zu unfaßbar. Ich hoffe aber darauf, daß der Herr, der ja unsere Schwäche kennt, auch Seine Führungen hat, die uns allmählich und immermehr hinüber-

ziehen, und daß Er stark ist auch in den Schwachen, die ihm anhangen. Doch giebt es auch Freunde wie Sie, die gütig erinnern."

Wie diese Hoffnung erfüllt werden sollte, die Hoffnung auf Gottes hinüberziehende Führung — das konnte Philipp nicht voraussehen, wenn auch oft ihn eine leise Ahnung beschlich, so schön könnte es nicht bleiben. Kaum war der November vorüber, da legte sich seine Marie aufs Krankenbett. Nach mancherlei kleinen Krankheitsnöthen in der Kinderstube, fühlte sie sich selbst elend, hustete wieder, konnte es aber doch nicht lassen, eifrig für Weihnachten zu schaffen, und fuhr früh am 1. Dezember nach Halberstadt, um ihre letzten Einkäufe zu machen, um die ihr so liebe Adventszeit recht feiern zu können. Fröhlich kehrte sie am Abend zurück, aber am nächsten Tage mußte sie sich legen, und ihr Befinden schwankte hin und her, bis sich die Krankheit als Brustfell-Entzündung herausstellte. Zugleich lag der älteste Knabe in Quedlinburg an Lungen-Entzündung krank, was Marie nicht mehr erfuhr, und Philipp konnte ihn nur kurz und gleichsam verstohlen besuchen. „Da kam die ganze Schwere des Bangens über mich", schreibt Philipp „ich merkte, daß der Herr es sehr ernst mit mir vorhatte. Auf dem Rückweg von Quedlinburg (den Weg werde ich ewig nicht vergessen) habe ich zum ersten Mal gerungen mit dem Herrn. Auf dem Hinwege schon, wo mir so schwer und bang zu Muthe war, trat es mir zum ersten Mal ins Bewußtsein, welcher Trost darin liege, daß der Ewige selbst unser Leid getragen habe und trage. Und wie ward mein Ringen mit dem Herrn mit Gewalt zuerst ins eigene Herz zurückgeführt. Nun ward . . . was mir bisher doch immer noch ein leiser Anstoß, zu unästhetisch gleichsam gewesen war, zum ersten Male eigen: ich lernte mich bekennen, mit Freuden bekennen als armen Sünder" . . . . „Aber in der Noth war mir der Herr auch so recht freundlich nah

mit seinem Troste." Es war ihm wie eine Verheißung, Gott wollte ihm seine Marie lassen, und so kniete er, heimgekehrt, an ihrem Bett und konnte es nicht lassen, ihr davon zu reden, da sagte sie mit Nachdruck: „Ach, das weiß ich! Durch alle Qual steht das eine immer deutlich vor mir: nach Weihnachten wird es besser!" Und er traute gern der gläubigen Festigkeit, womit sie dies aussprach. Und es wurde ja Weihnachten besser!

Geduldig, ohne einen Klagelaut, lag Marie, treulich von ihrer Mutter gepflegt. Jedes Wort wurde ihr schwer, sie kümmerte sich um nichts mehr, sogar nach den Kindern fragte sie nicht mehr. Montag der 21. war noch ein langer banger Tag. Gegen Abend sagte sie zu ihrem Philipp: „Bitte nur für mich." In der Nacht, als sich der Zustand sichtlich verschlimmerte, sagte Philipp zu ihr, vielleicht wollte sie der Herr doch zu sich nehmen, er hätte sie ja doch am liebsten, da unterbrach sie ihn: „Ich will ja auch gerne — Er wird mir ja alles verzeihen." Sie sagte dann nichts mehr, jedes Wort steigerte den Kampf des Athmens.

Sie lag ganz still, die Brust stark auf- und abgehend; Philipp saß am Bett, seine Hand hielt sie in ihrer erkaltenden Hand. „Plötzlich that sie wie ein paar leichte jauchzende Aufathmungen — und die Seele war hinüber." Er hatte nur noch Zeit, sich über die Geliebte zu werfen und zu rufen: „In Deine Hände, Herr, in Deine Hände!" Und da lag die sterbliche Hülle, eine sehr friedliche Leiche, noch mit den Zügen des Kindergesichts. Es war halb zwei Uhr früh am 22. Dezember. „Also das war das Ende dieses goldnen Lebens", so beginnt Philipps Fortsetzung von Mariens Tagebuch. „Da stand ich in der Nacht, und es war vorbei. Ich hatte keine Thräne; machte wie mechanisch das Nöthige . . . legte mich dann gegen Morgen nieder . . . . zum ersten Mal seit lange ohne Sorge, und — schlief, wohl drei Stunden, da erwachte ich — zum ersten

Male ohne dich." Am Morgen ging er hinunter in die Schulstube der kleinen Mädchen und sagte den Kindern, was geschehen. Heiße Thränen flossen, die wenigsten verstanden ja noch, was sie beweinten. Am beweglichsten war es, wie der kleine Friedrich bitterlich weinend an die Thür schlug — er war an diesem unruhigen Morgen vergessen worden und hatte kein Frühstück bekommen.

Nun ging es zur Morgenandacht mit dem Liede: „In Dir ist Freude in allem Leide, o Du süßer Jesu Christ." Und dann betete Philipp, zum ersten Mal frei aus dem Herzen vor dem ganzen Hause, ungesucht und unwiderstehlich drängte es sich hervor. Später kamen die armen Jungen aus Quedlinburg und fanden die Heimath ohne Mutter.

Am Morgen des Weihnachtsabends wurde die geliebte irdische Hülle zu ihrer letzten Ruhe geleitet. Der blumenbedeckte Sarg stand im Betsaal des Rettungshauses, und Mariens Bruder Carl Scheele, der ihr so eng verbunden war, redete Worte des ewigen Lebens, dann wurde der Sarg hinausgetragen, wo die Ruhestätte im Garten bereitet war. Philipp schreibt davon, seine Marie anredend: „Gerade wie damals, als wir in deinem freundlichen Calbe zusammen getraut wurden, alle äußeren Vorgänge, das Gedränge der Hunderte von Menschen umher, wie ein Traum an uns vorüber ging — gerade so, wie im Traum war es mir wieder . . . . . Eins freute mich doch: als alles stumm hinter Deinem Sarge herging — nur die Schuljugend sang in ziemlicher Entfernung davor — ich konnt's nicht ertragen, beim dritten Verse mußte ich laut anstimmen: „Ich bin durch der Hoffnung Band zu genau mit ihm verbunden" und siehe, der Herr gabs über Vermögen, so daß sie alle mit einstimmten. Das hätte ich nicht gedacht, als Du mir den ersten Singunterricht gabst, mich hohe und tiefe Töne unterscheiden lehrtest, und Dich

darüber amüsirtest — daß es mir dazu dienen sollte, daß ich hinter Deinem Sarge vorsingen sollte. O wie vieles — das ist des Kleinsten eins — danke ich Dir, Du liebe selige Marie. Wenn ich heute an Deinem Grabe so stände, wie vor 18 Jahren — es wäre erschrecklich!"

„Dann haben wir den ersten Festtags-Abend Weihnachten zusammen gefeiert, die lieben Kinder sollten doch ihre Gaben nicht länger entbehren; ich dachte, es wäre so recht in Deinem Sinn. Unter viel Thränen, aber doch so selig haben wir unter dem Lichterbaum mit einander gestanden — solch ein Weihnachten hatte ich doch noch nicht erlebt. Vorher hat Hanna das Evangelium gesprochen, ich mit den Kindern haben zusammen gesungen: „Nun singet und seid froh". Von Geschenken hatten wir alles, was Du noch vorbereitet, zusammengerafft, und ich hatte das wenige, was ich sonst wußte, dazu gelegt und alles geordnet; es war eine rührend arme Nachlese der reichen und strahlenden Christfeste, die Du Liebe unter uns so oft bereitet, aber es war doch Weihnachten!"

Die Nr. 103 des Volksblattes brachte einem großen Freundeskreise die Todesnachricht. Philipp Nathusius schreibt darin: „Ich habe ihm zu danken in Ewigkeit für die 17 Jahre, die Er mich an ihrer Seite hat verleben lassen, und von denen auch für diese Zeit jede Stunde durch ihre fast immer gleiche Frische und frohe Energie, ihre Güte und Freundlichkeit, ihre Fülle von Rath und That in allen Lagen, zum Genuß ward. Es soll in diesem armen Leben wohl eben nicht so sein, damit wir uns nicht zu fest darin siedeln . . . Mit dem vorangegangenen Kindlein und mit den Engeln feiert sie nun droben Weihnachten."

Am Morgen des Weihnachtsabends waren auch Philipps Brüder Heinrich und August gekommen, am ersten Festtag Wilhelm und Alexander Scheele, bald darauf die älteste Schwester Lullu und darauf die Mutter mit Hannchen.

„In meiner Dummheit," schreibt Philipp, „hatte ich gar nicht daran gedacht, daß die nächststehenden Lieben selbst herkommen würden, so war es mir doch eine freudige Überraschung .... Es hat zwar etwas zerstreuendes und über die erste Zeit hinwegführendes, aber es ist auch eine Erquickung des Herzens drin — namentlich die beiden lieben Schwestern, ich habe da zum ersten Mal empfinden lernen, was man auch an einem Schwesterherzen hat. Und mit den Brüdern — bei unser aller schweigsamer und zurückgezogener Art that es uns allen so recht wohl, einander einmal so mit ganz geöffneten Herzen zu begegnen ... Namentlich mit Heinrich haben mich die wenigen Stunden und die wenigen Worte recht nahe geführt." Gehörte doch Heinrich so ganz hinein in die Zeit der ersten Bekanntschaft und der ersten Liebe, und hatte Marie selbst so sehr lieb gehabt. Er schreibt kurz nachher an Philipp: „Ich hätte gern, als ich von Neinstedt zurück kam, Dir noch im Anschluß an manches dort gesprochene und nicht gesprochene schreiben mögen ..... Als mein Peterchen starb, schriebst Du uns, wir sollten uns nicht darüber trösten, als über etwas gewesenes, sondern Freude und Leid daran lebendig mit durchs Leben nehmen. Ich habe Dir diesen Rath oft gedankt und mich seiner erinnert, und er soll mir auch für Deine liebe Marie gelten und die brüderliche Liebe zu ihr ein Band mehr mit Dir und Deinen Kindern bleiben."

Nachdem auch die Mutter mit Lullu wieder abgereist war, blieb Hannchen noch eine Woche länger. Philipp schreibt davon: „Die war aber nicht mehr wie Besuch hier, sondern als ob sie zum Hause gehörte. Wir hätten sie auch alle so gern hier behalten, und es ist mein liebster Gedanke, wenn das noch einmal anginge! und ist eine Art Rückhalt und Trost, daß sie versprochen hat, wenigstens zeitweilig zu kommen, sobald wir sie nöthig hätten."

Mit Hannchen und den beiden kleinen Mädchen wanderte

Philipp in den ersten Januar-Tagen bei schönem Winterwetter auf den Hexen-Tanzplatz. „Es war ein wehmüthiges Vergnügen," — mit der Erinnerung an schöne Gänge mit der geliebten Marie. Gegen Hannchen, die selbst Marien so innig geliebt, konnte sich Philipp am besten aussprechen. Er schreibt an sie:

„13. Januar 58. Ich habe diese Tage erst recht Mariens Erinnerungen hervorgesucht. Ich konnte noch wenig anderes thun. Da war viel Weh und viel Freude, und viel Dank für beides. Einmal jeden Tag muß ich mich recht für mich ausweinen, das ist ja auch erlaubt und so große Erleichterung; aber dann giebt der Herr ja für die übrige Zeit auch Kraft, auch dazu — wofür ich am meisten danke und nur bitte, daß es nicht aufhöre — die großen Pflichten, die nun erst auf mir liegen, in etwas wenigstens zu erfüllen. Habe dank, liebes Hannchen, für alle Deine Liebe."

Von dem heißen Weh, der großen Vereinsamung, aber auch dem reichen himmlischen Troste, den seine arme Seele erfahren, redet Philipps Tagebuch:

„20. Januar. O wie tief, wie sehr tief müssen deine Gedanken über uns sein, Herr mein Gott, daß Du uns so wunderlich führst. Wie groß und herrlich mußt Du es mit uns vorhaben. An der Tiefe der Schmerzensgründe, durch die es geht — an sonst nichts — kann uns die erste Ahnung aufgehen der Höhe dessen, das Du uns bereitest hast. Und die Du lieb hast die züchtigst Du. Das ist Trost, wo kein anderer ausreicht, das ist mir eigentlich der einzige gewesen, der etwas anschlug, der groß und fest vor meiner Seele stand. Du hast meiner nicht vergessen! Dies Gefühl Deiner Liebe in der Züchtigung, ob sie auch bis aufs Blut geht! — Wär im Schmerz selber nicht der Trost, es gäbe keinen. Zwischen Danken und Verzweifeln sehe ich keinen Mittelweg. Wenn man solch ein Schicksal hinnehmen müßte ohne dafür danken zu können — es müßte

fürchterlich sein. Danken, danken! lebendig inne werden: der Herr hat Großes an mir gethan! und im Dankgefühl die Größe des Verlustes und des Schmerzes erst recht empfinden — das ist positiver Trost, einen negativen giebt es nicht."

„29. Januar. Ich habe das Höchste und Schönste genossen, was es auf dieser Erde giebt. Ich habe auch das Schwerste erlebt, was sie bietet. Gerne ließe ich sie nun dahinten. Aber es wird mir wohl nicht so bestimmt sein und ich will ja auch in Geduld hingehen und die Neige, die mir bescheert ist, austrinken."

„14. Februar. O, wenn ich nur einmal schauen könnte, wo Du nun bist meine verklärte Marie! Was würde das für ein großer Trost sein. Aber so ist des Herren Wille nicht, er hält uns hier in der Schule. Am Schauen sind wir noch nicht, wir müssen erst Glauben lernen und im Glauben Schauen lernen. Wir würdens wohl noch gar nicht vermögen, selbst wenn es vor uns aufgethan wäre."

„16. Februar. Ach leiden, tragen, über sich ergehen lassen, das ist ja keine Kunst — aber das Rechte thun in solcher Bedrängniß! nicht blos Thun mit den Händen — auch das innerliche thun des Herzens gehört mit dazu. Ich hoffe, der Herr wird mit einem kranken Menschen freundlich Geduld haben. Ja krank, krank am Herzen bin ich doch noch, das spüre ich. Wie ein angeschossener Hirsch laufe ich durch die Wälder und trage die Wunde mit mir in jedem Augenblicke. Habe ich mich ein bischen ausgelaufen und ausgeweint, dann kann ich auch wieder stiller mit gefalteten Händen einhergehen. Sie falten sich immer unwillkürlich zusammen, es ist, als ob ich meine Seele immer fest in den Händen halten müßte. Wenn sie zerstreut wird, dann kann sie es nicht tragen. Halte ich

sie aber so fest in den Händen und trage sie Dir vor, o Herr, dann ist mir ja auch wohl in allem Weh."

Im Februar war Hannchen wieder für zwei Tage in Neinstedt. „Eine rechte Erquickung," schreibt Philipp, „gerade als ich so recht wehe Tage hatte, meldete sich Hannchen mit Heinrich an. . . O, wie ist unser armes Herz so sichtbarer Liebe bedürftig!" — In schwerer Stimmung holt er sich Novalis Lieder vor, die Marie besonders liebte, er findet einen rechten Schatz darin. Das Lied: „Wer einsam sitzt in seiner Kammer," schreibt er sich aus. Auch das:

„Unter tausend frohen Stunden, so im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu:
Eine, wo in tausend Schmerzen ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für mich gestorben sei."

Neben dem tiefen Leid seines Herzens drückte den armen Philipp auch das Gefühl seiner Unfähigkeit, Mariens Stelle etwas auszufüllen, besonders den Kindern gegenüber, an denen er in jener ersten Zeit sich nicht mehr freuen konnte. Wie er überhaupt eine verschlossene Natur war, so wurde es ihm auch den Kindern gegenüber schwer, von ihrer entschlafenen Mutter zu reden. In diesem Winter las er an den Sonnabend- und Sonntag-Abenden, die auch die ältesten Söhne in Neinstedt zubrachten, aus Mariens Tagebüchern vor und es war ihm eine wehmüthige Freude, wenn er sah, daß sie davon bewegt waren. Am 10. März, dem Geburtstag der geliebten Marie, waren die vielen Zeichen der Erinnerung und Theilnahme für Philipp eine bewegliche Freude. Früh kamen die Brüder und Knaben des Rettungshauses mit der von Marie geschenkten Hornmusik und sangen ihre Lieder. „Es ging mir zu Herzen," schreibt er, „und war mir eine solche Überraschung. Ich hatte, wie immer, nicht daran gedacht, daß auch andere Leute an Dich denken und Dich lieb gehabt haben."

Bald darauf machte er einen Ausflug nach Berlin zur Sitzung des Centralausschusses für innere Mission und besuchte seine Schwester Lulu in dem nahen Bellevue bei Cöpenick. Ein Besuch bei Tippelskirchs, mit denen er nur von Marie sprach, that ihm wohl. Am 23. März schreibt er:

„Gestern war der Vierteljahrstag von Mariens Tode. So schnell vergeht die Zeit, Gott sei Dank. Ich habe ja überhaupt nur Ursache zu danken für alle Gnade, die mir widerfahren ist und täglich widerfährt. Wenn ichs auch bisher nur mit blutendem Herzen kann."

Ferner lesen wir im Tagebuch: „23. März. Seit ein paar Tagen meldet der Frühling sein spätes Nahen an und ich spüre es im Voraus, wie mit den Knospen auch die Wunden meiner Seele wieder aufbrechen wollen und mit der warmen Luft eine Stärke der Sehnsucht über mich kommen will, vor der ich fast Angst habe. O, wozu ist doch diese Welt so schön geschmückt? nur daß sie uns wehe macht nach einer andern Welt, einer ewigen Friedenswelt. O, wie ist das Räthsel so groß dieses tiefen Widerspruchs, der durch die ganze irdische Schöpfung geht; wie wunderbar schön kann dies Leben sein und wie furchtbar dann wieder. Aber das Verwesliche soll ja anziehen das Unverwesliche und der Tod ein ewiges Leben, das wir mit übermächtiger Gewalt eben unter dem Verfallen der schönen Erdengestalt und Zerstieben der schönen Erdenträume am sieghaftesten empfinden."

„9. Mai. Wie freundlich bist Du, Herr, mein Gott, daß Du Dich selber mir zum vertrauten Umgang geschenkt hast. Anders als Du hätte auch Niemand die tiefe Einsamkeit, in der ich mein Leben zubringe, mir versüßen können. O, wie muß ich Dir danken, Herr, wenn ich mich ansehe, was ich vor einem halben Jahr war, wie ich im Gefühl dessen, was mir fehlte, hinging und doch nicht

zum Friedensschluß kam, ja manchmal geneigt war, die Sehnsucht danach zu Ruhe zu legen, hinzugehen so wie es dies Leben mit sich brächte und für das andere Dich, wenn das Ende käme, sorgen zu lassen. Daß ich jetzt Lust habe, mit Dir in der Stille zu leben, daß ich den Friedenspunkt gefunden, mich in Deine am Kreuz ausgebreiteten Arme werfen kann — was ist das für ein Geschenk. Mit dem Einen im Mittelpunkt des Herzens, mit dem Bedürfen und Geschmeckthaben der Gnade kann man auf alles, was an historischen und naturwissenschaftlichen Zweifeln übrig bleibt, ruhig herabsehen — das wird Deine Wunderhand schon lösen, ich will mich nicht viel darum kümmern."

„Es ist mir, als ob ich nicht mein sondern Dein Leben fortsetzte, Du meine liebe Marie. Es ist das wieder ein Stück von dem großen Geheimniß, das mir der Herr an Deinem Scheiden so freundlich nahe bringt. So sollen wir auch nicht unser, sondern Christi, des Geliebten Leben weiter führen."

„21. Mai. Vorgestern war die Conferenz hier. Wie war es vorig Jahr so anders. Und wie segnest Du doch Herr in aller Armut, ja gerade wenn wir recht arm werden. Es war mir ein wichtiger Tag; wir verhandelten von der Wiedergeburt aus dem Wasser und Geist, von täglichem wieder einkriechen in die Taufgnade, wie Dr. Luther es nennt, von Erweckung und Bekehrung. Ich hatte recht um des Herrn Segen dazu gebeten und es ist noch nie auf einer Conferenz, außer der vorjährigen bei mir über das heilige Abendmahl so erbaulich zugegangen, wie dies Mal."

Am Palmsonntag wurden die beiden ältesten Söhne in Reinstedt konfirmiert. Nachher ist der Vater mit ihnen zum Grabe der Mutter gegangen und hat da still und wortlos zwischen ihnen gestanden. Am Karfreitag war dann die Feier des heiligen Abendmahls. Eine wehmüthige

Freude war für Philipp der Besuch von Karl Scheele, mit dem er schöne Stunden verlebte in Erinnerung an das, was sie Beide gehabt. „Und nun ein seliges Osterfest!" schreibt Philipp. „Das erste Mal, daß ichs mit einer Ahnung von seiner Bedeutung innerlich erlebt habe. Es ist doch wieder ein Stück Kruste von meinem Herzen gesprungen in diesen Tagen, wenn es auch nicht gewaltsam bei mir geht. Besonders beim Sündenbekenntniß kommen mir allemal die Thränen in die Augen. — O Herr, laß mich hineinleben in Deine Geheimnisse, mit geschlossenen Augen, ohne mich umzusehen. Laß schweigen den armseligen Verstand vor dem Erleben Deiner Wahrheit."

Mitunter schrieb Philipp das Gebet, das er in der Morgenandacht gesprochen hatte, in sein Tagebuch. Hier stehe eins:

„Wenn alles, was nicht aus dem Glauben kommt Sünde ist, wie viel hast Du uns dann täglich und stündlich zu vergeben, o Herr, und doch ist auch keine Vergebung unserer Sünde anders als im Glauben. So haben wir nach keiner Seite einen andern Ausweg und treibst Du uns recht mit Gewalt hinein in das Eine, was Not, o Herr, Dich zu bitten: gieb uns Glauben, lebendigen Glauben an Deine Güte, Barmherzigkeit und Treue, die so groß ist, daß wir sie nicht begreifen noch aussprechen, daß wir sie eben nur glauben können. Gieb uns lebendigen Glauben an Deine Allmacht, die alles kann, was sie will, nur gebeut, so stehts schon da, und nichts will, als was uns ewig nützt, und aus nichts etwas macht. Gieb uns Glauben an alle Deine Wunder, die Du an den Menschenkindern thust. Du thust ja nichts als Wunder, und wir leben in einer solchen Wunderwelt, daß wir uns nur darüber wundern müßten, wenn unser armer Verstand irgend etwas davon fassen könnte. Gieb uns einen festen und lebendigen Glauben vor allem an das Wunder, was

uns am nächsten angeht, an Deine ewige Versöhnung, die auf Golgatha geschehen ist, und an die Kraft unserer heiligen Taufe, in der Du sie uns zugetheilt hast. Nicht ein totes Ja, Ja sagen gieb uns, sondern den lebendigen Glauben, der eine Kraft, die uns ganz durchdringt und erfüllt, ja unser eigenstes Leben wird. In dem Glauben laß uns wandeln auch heute diesen Tag und keinen Schritt thun als in ihm, und in dem führe uns hinauf zu Deinem ewigen Reich, wo wir schauen werden was wir geglaubt haben. Amen."

Zu Pfingsten ging es mit den Kindern nach Althaldensleben. Und diese Stätte des jungen häuslichen Glückes, die Erinnerungen, die den vereinsamten Mann auf Schritt und Tritt umgaben, bewegten seine Seele aufs tiefste in Wehmuth und doch auch in Dank für alle erfahrene Gnade und Wohlthat. Das Leben in dem großen Familienkreis wurde ihm oft fast zu schwer; auch die Brüder besuchte er. Wohlthuend war ihm eine einsame Wanderung an den Saalufern nach Calbe, alles noch einmal durchlebend, was seiner Marie jugendliches Herz bewegt hatte. Heimgekehrt nach Neinstedt schreibt er: „Auf der Reise war ich so selig, wenn auch die Thränen manchmal dabei flossen, sie waren ja süße, und nun packt mich der Schmerz wieder so bitter wie am ersten Tage. Mein Herz will zerspringen vor Sehnsucht."

Es klingt ihm im Herzen der Goethesche Vers:

Ich besaß es doch ein Mal, was so köstlich ist,
Daß man es zu seiner Qual nimmermehr vergißt.

„Und doch möchte ich mit keinem Menschen in der ganzen Welt, auch dem glücklichsten, nicht tauschen."

An Hannchen schreibt er:

„4. Juni 58. Denk nur nicht, wenn mir manchmal die Augen übergehen, ich sei traurig. Was mir auch dort in Althaldensleben so beweglich war, ist die lebendige

Erinnerung der Gnade, die mir auf Schritt und Tritt widerfahren ist, freilich ohne daß ich sie recht erkannte; und wenn ein Schmerz dabei ist, so ist es der, daß ich sie eben so spät erkannt habe, daß ich nun erst ein seliger Mensch bin, seit ich von meiner Marie getrennt bin, und daß ich soviel besser mit ihr hätte leben, das Glück, das mir geboten war, soviel besser hätte genießen und auch ihr soviel mehr sein und sie viel glücklicher machen können, wenn ich mich durch die Freundlichkeit Gottes hätte ziehen lassen."

„9. Juni. Mein Leben ist alle Tage gleich: ein großer Friede in Ewigkeit und ein großes Weh in dieser Zeit."

An seinen Bruder Heinrich, den er damals in voller reicher Thätigkeit gesehen hatte, schreibt er:

„Juni 1858. Eins möchte ich Dir noch von Herzen wünschen, vergiß nur über Deiner großen Thätigkeit für die res publica die res privatissima nicht, die stille tägliche Sammlung der Seele in sich selbst und vor Gott, die so köstlich ist, und aus der auch alle rechte Kraft und Ruhe zur Thätigkeit nachhaltig fließt. Ich habe mich leider erst durch große Schmerzen hineintreiben lassen und möchte allen anderen, die ich im äußeren Glück sehe, immer zurufen, daß sie sich doch schon bei Zeiten durch des Herrn Güte zu ihm ziehen lassen."

An Ahrendts: „Den 14. Juli soll die Jahreskonferenz des Rettungshauses gehalten werden, wozu Sie freundlichst eingeladen sind. In dem Augenblick, wo ichs niederschreibe, und sich so ganz die Situation vom vorigen Jahr wiederholt, faßts mich mit einem großen Weh. So wiederholt sichs bei allen Kleinigkeiten, daß es alles so ohne sie weitergeht. Aber Gott sei Dank, unter dem Weh dieser Zeit ist großer Friede in Ewigkeit."

An seinen Bruder Wilhelm: „Juni 1858. Der Herr kröne Dich zu diesem Deinem Geburtstagsfeste mit allen

Seinen besten Gaben — und eigentlich ist's ja nur eine, die alles in sich hält: mit Seinem Frieden. „Nun ist groß Fried ohn' Unterlaß!" O wer das singen kann — ich habe es erst diesen Winter gelernt und danke täglich auf meinen Knien dafür. Denn nun ist mir, als ob ich auch für dieses Leben, soviel davon übrig ist, ein gefeiter Mann wäre. Übel kommt ja wohl alle Tage, Sünde kommt ja wohl alle Tage noch, und Noth dieses Lebens von innen und außen, und Schmerz: aber sie können mir nun nichts mehr anhaben. O, ein Mensch kann sich's ja nicht nehmen — ich bin so lange mit halbem Herzen dahin gegangen; aber wie gnädig ist Gott der Herr, daß Er auch das Bischen Treue unter aller Untreue, wenn man sich nur täglich demüthig zu Seinem Worte hält, mag man's von Herzen glauben können oder nicht — so überschwänglich lohnt zur rechten Stunde, wenn das Wasser an die Seele geht. . . . ."

„Aber ich bin nach meinem Glauben gewiß, daß das Sorgen und sich Verstimmen ein Haupthinderniß ist auch des äußerlichen Segens, und der eben nur darauf wartet, daß Du aus der Schule kommst und gelernt hast, mit fröhlicher Gelassenheit alles auf den Herrn zu werfen, „der alles weiß und kann". Und das ist zugleich ein so vortreffliches Nervenmittel; denn die Seele ist doch der beste Arzt des Leibes — ich habe es erst neuerdings wieder recht an mir selbst erfahren. Und: wohl oder unwohl, arm oder reich, auch arm oder reich am Geiste, an freudiger Stimmung u. s. w. — das Alles hängt ja nicht von uns ab; aber das Alles mit Zufriedenheit hinnehmen, und mit Dank: das ist das eine köstliche, was wir uns zwar auch nicht selbst geben können, „es will erbeten sein", aber was sich gewißlich erbeten läßt. Danken für alles, das ist der Weg, auf dem man auch erst verstehen lernt, wofür man eigentlich zu danken hat, und daß wir wirklich für alles zu danken haben, auch für das, was wir noch nicht verstehen." —

Die gewohnte Harzreise war wieder geplant. In Bezug darauf schreibt er an Hannchen: „30. Juni 58. Unsere Harzreise könnte sich recht karawanenmäßig gestalten, es haben nicht weniger als dreierlei Leute: Bürgermeister Jahn [Schulze Gottlieb], Kammerdirektor Gottsched mit seinem Sohn, Pastor Schwarzkopf mit seinen zwei kleinen Jungen — auf Harzreisen bei mir angespielt, und als ich sagte, ich hätte schon eine vor, sich zur Gesellschaft erboten. Es sind nun zwar, jeder für sich, sehr liebe Leute, aber das wäre mir doch ein bischen zu viel und ich getröste mich also vorläufig damit, daß nicht alles so heiß ausgegessen wird, als eingebrockt wird, und vielleicht alle 3, wenigstens doch etliche davon, beim Gedanken bleiben." — Am 15. Juli wurde die Reise angetreten, aber nur mit Hannchen und den Kindern — und mit der Erinnerung an die Geliebte, die früher an seiner Seite sich all der Schönheiten freute. Hannchens längere Anwesenheit, während der Ferien der kleinen Mädchen, war auch für Philipp „eine rechte Ferienzeit".

Im Sommer wohnte der Präsident von Gerlach mit seiner kränkelnden Frau in dem nahen Suderode. Sie waren in Neinstedt und Nathusius mehrmals in Suderode. Bei einem Spaziergang am 3. August hatte er Frau v. Gerlach am Arm geführt, war ihr im Gespräch etwas näher getreten. Wenige Stunden darauf wiederholte sich ein Schlaganfall, der sie im Jahr zuvor getroffen, und sie erwachte nicht wieder zum Bewußtsein.

Nathusius sah sie noch kurz vor dem Tode; er schreibt: „Sterben sehen hat so viel Anziehendes; ich hätte gar nicht wieder von ihrem Bette gehen mögen und so auch in einem Trauerhause weilen, und dem Begräbniß beiwohnen; ich möchte es gern alle Tage; es ist doch die heimathlichste und trauteste Beschäftigung für die Seele."

„Gerlach ist mir eine rechte Erbauung gewesen in seinem Schmerz; statt daß ich ihn hätte trösten sollen, hat er mich

getröstet in seinem ganzen Exempel. Es ist, als ob Gott der Herr ihn gerade für mich mit seinem Verlust nach Suderode geschickt hätte. Und wunderbar ist, wie sich alles so wiederholt; was ich glaubte, daß ich es nur allein erlebt, das sah ich sich so ganz wiederholen, auch den brennenden Schmerz, daß das ganze Leben mit ihr nur wie eine Versündigung an ihr vor ihm lag. Und doch hatte sie, wie [eine Freundin] erzählte, nicht anders als eine Braut auf ihn gewartet, den Tag, wo er nach Suderode nach kam."

Ein sehr herzliches Freundschaftsband knüpfte sich damals zwischen den beiden Männern. Nathusius übernahm die Sorge für das Grab in Suderode und verwaltete eine kleine Stiftung, die der Präsident im Andenken an die Verstorbene für Suderode machte. Im Herbst berichtet das Tagebuch: „In Gnadau klagte Präs. v. Gerlach, mit dem ich in den Laubgängen wandelte, daß der Schmerz so egoistisch mache. Ich sagte ihm, daß er als der Gesandte des größten Königs, ja auch ein gewisses Recht habe, allem andern voranzugehen."

In jener Zeit fing Nathusius wieder an zu dichten. In den langen Jahren seines Glücks hatte die Poesie fast ganz geruht. Nun kam es wieder über ihn, die Gedichte flossen ihm zu, und das war ihm eine rechte Erquickung, sein tiefstes Empfinden in dieser Form aussprechen zu können. Er schreibt an Gerlach: „In meiner Jugend habe ich Gedichte gemacht; nachdem diese Eigenschaft ganz geruht, verfolgt sie mich seit kurzem wieder auf Schritt uud Tritt. Als ich neulich von einem Gang heimkehrte und in der Nähe von Neinstedt war, hab ich die folgenden Zeilen aufgeschrieben:

O, wenn ich sonst nach Hause wieder kam,
Wie flog mein Herz, wie schwand mir untern Füßen
Der träge Grund, wie spähete der Blick
Entgegen harrnder Liebe holdem Grüßen.

Was soll ich nun? — hier oder dort, 's ist gleich,
Was kann mir heut, was kann mir morgen werden?
Heimath ist, wo man in der Liebe ruht,
Ich habe keine Heimath mehr auf Erden.

Nach Haus, nach Haus! fliegt sehnsuchtsvoll das Herz;
Nach Haus, nach Haus! beflügeln sich die Schritte: —
Nur stille Herz, die Stunde kommt ja auch,
Wo Liebe wohnt in einer ewgen Hütte.

Es berührt eigenthümlich, wenn wir neben diesem tief innerlichen Leben, das Philipp Nathusius führte, die Betheiligung an dem öffentlichen Leben fortgehen sehen, ja ihn wohlgerüstet auf dem Kampfsplatz finden, auf dem ihm zu stehen verordnet war. Es ist früher erwähnt worden, wie unbequem gerade das Volksblatt den unionistisch gesinnten Männern des Kirchenregiments war. Man suchte in Berlin nach einem Anlaß, gegen das Volksblatt vorzugehen, und ein solcher fand sich — weil man ihn zu finden wünschte.

Der den Neinstedter Anstalten, wie dem Volksblatt innig befreundete, lutherisch gesinnte Generalsuperintendent Möller bekam als Nachfolger den Professor Lehnert. Dieser aufrichtig fromme Mann, ein stiller Buchgelehrter, war begeistert für den Begriff der Union, ohne das praktische Leben, das historisch geworden und gewachsen, recht zu kennen und zu würdigen. Dies aber schien ihn zum Generalsuperintendenten tauglich zu machen, obgleich ihm die Gabe volksthümlicher Rede, die Gewandtheit im Verkehr mit Menschen versagt war. Den Confessionellen in der Provinz erschien seine Ernennung fast als eine Kriegserklärung.

Er erließ im Juni eine Hirtenbrief, der alle nicht entschiedenen Unionsfreunde merklich verstimmte. Dem Volksblatt gingen mehrere Besprechungen desselben zu, die aber Nathusius zurückwies, weil sie ihm zu scharf, und dem

ersten Auftreten des neuen Oberhirten gegenüber nicht würdig genug erschienen. „Daß einer dieser Artikel nachmals in einem kirchlichen Blatt unangefochten erschien, stellt das Vorgehen gegen das Volksblatt in um so schärfere Beleuchtung. Damit übernahm er freilich um so mehr die Verpflichtung, seinerseits für eine anderweitige Aussprache zu sorgen. Die Aufgabe eines in der Provinz erscheinenden Blattes, das den kirchlichen Angelegenheiten aus langjährig überkommenem Beruf wie aus Neigung seine Aufmerksamkeit widmete, war die doppelte: einmal — den Hirtenbrief im Ganzen in seiner wohlwollenden Gesinnung zu begrüßen und zu der rechten Stellung dem neuen Oberhirten gegenüber zu ermahnen — zugleich aber auch gegen die besondere Tendenz seiner Sendung von vorn herein wenigstens ein entschiedenes Zeugniß abzulegen. Dieser doppelten Aufgabe suchte — mehr instinktiv, als mit besonders tiefer Überlegung ein Artikel in Nr. 65 des Volksblattes vom 14. August zu genügen . . . .“*) In sehr ernsten herzlichen Worten ist die Begrüßung ausgesprochen, wie auch die Bitte an Geistliche und Laien, den neuen Oberhirten in seinem schweren Amt betend auf dem Herzen zu tragen. „Indem der Artikel bald aber auf das Thema der Union überging, legte er in sehr bestimmter Weise die Voraussetzung ihres rechtlichen Nicht-Bestehens zu Grunde . . . . Endlich hielt er in einem längeren Exkurse der von den gläubigen Unionsmännern gehegten Auffassung das entgegen, was von der großen Menge . . . . unter Union verstanden wird. Es kam dabei in allerdings sehr unverhüllten Ausdrücken die Thatsache zur Sprache, daß Alles, was in Theorie und Praxis dem specifisch Christlichen nicht allein, sondern auch dem Geistlichen und Sittlichen überhaupt, abgeneigt sei, unbe-

*) Aus der „Actenmäßigen Darstellung des Prozesses wegen Verunglimpfung der Union.“

denklich sich mit Eifer, sobald ihm die Frage nahe träte, für die Union erkläre.*) — Politisch richtiger wäre es ja wohl gewesen, in einem so gespannten Moment mit aller Entschiedenheit um so größere Vorsicht zu verbinden, um keine Möglichkeit einer strafrechtlichen Anfechtung zu geben, und es bedarf ja in der That dazu — ohne Inhaltsveränderung — in der Regel nur weniger kleiner Wendungen des Ausdrucks .... Doch wie dem sei — es war, als ob ein göttliches Verhängniß darüber waltete, daß es gerade so gekommen ist ... Ich bekenne, daß ich für meine Person der sich daran knüpfenden Verwicklung bereits manches zu danken habe, und so wird sie auch für die großen Interessen des Reiches Gottes und unserer theuren Kirche ja nicht ganz ohne Frucht geblieben sein oder bleiben. Auch was wir übel machen, weiß Er, der Herr, ja unablässig zum Besten zu lenken."

„Es läßt sich denken, daß der Artikel in der kirchenfeindlichen Presse viel böses Blut machte. Vorzüglich aber griff ihn die in Berlin erscheinende Protestantische Kirchenzeitung auf. Sie fühlte sich besonders getroffen. Ist doch dieses Blatt einer der redendsten Beweise für die Wahrheit dessen, was im Volksblatt über die Freundschaft für ‚Union' gesagt war. Sie excerpirte namentlich die schon angedeutete Stelle ... und knüpfte die direkte Aufforderung zur gerichtlichen Verfolgung des Volksblatts daran."

„In der That wurde auch dieser Artikel der Protestantischen Kirchenzeitung die unmittelbare Veranlassung dazu ... Im Interesse der positiven (gläubigen) Union dürfte dabei nur zu beklagen sein, daß sie nicht rathgebende Freunde fand, welche sie vor dem Eingehen auf die Denunciation des linken (ihr selbst ja innig feindlichen) Blattes und vor dem Compromittirenden eines öffentlichen Prozesses bewahrt

*) s. Anlage Nr. 11.

hätten. Am 27. September 1858 wurde die betreffende Nummer des Volksblattes auf Requisition der Königl. Staatsanwaltschaft von der Polizei in der Expedition zu Quedlinburg mit Beschlag belegt."

Aus dem Tagebuch.

„28. September. O, daß ich mehr still mit Dir leben könnte, meine Marie, dahin drängt meine ganze Seele, und statt dessen faßt sie immer der Strudel des Lebens und treibt sie hinaus. Die Tage .... sind meist recht unruhige gewesen. Meine Mutter und Schwester Hannchen waren da, dann kamen zugleich die Königsborner. Da war das Dichten und Träumen wieder vorbei. Gestern kam gar die Meldung, daß ich wegen des Volksblatts über die Union in Anklage versetzt werde. Ich habe doch gesehen, wie sehr schwach mein Herz noch ist, lieber Herr, wie gingen meine Gedanken mit mir um, wie bewegte michs, bis es Wahrheit wurde, was ich in Gedanken gleich hatte, daß ich aus Deiner Hand nehme wolle, was da kommt, und daß das Bischen Meinung der Welt mich nicht stören solle. O, ich danke Dir, daß du heute mein Herz so recht ruhig gemacht hast. Bewahre mich auch davor, daß ich mich durch diese Verfolgung nicht verbittern und zum Eigensinn reizen lasse. .... Nun, wie Du willst, Herr! Laß es mir auch eine Züchtigung sein, es ist ja kein Schlag, den wir nicht mit Fleischlichkeit und Fahrigkeit verdient hätten. Aber dann gieb Du mir auch eine Freudigkeit, wie Du mich gestern Abend nach manchen Kämpfen den ersten Anfang davon hast schmecken lassen, um Deiner Wahrheit willen etwas zu leiden. Mache mich recht demüthig dabei, auf daß ich auch den rechten Muth habe. Laß mir die Zeit der Sichtung nicht zum Schwachwerden, sondern zum Wachsthum des Glaubens gereichen; ich habe es so sehr nöthig, im Glauben zu wachsen."

„Als ich zur Morgenandacht die Schriftstelle aufschlug, fand ich angeschrieben Ps. 55. ‚Wenn mich doch mein Feind

schändete, wollte ichs leiden . . . Du aber bist mein Geselle, mein Pfleger und mein Verwandter, die wir freundlich mit einander waren unter uns, wir wandelten im Hause Gottes zu Haufen . . . . Ihr Mund ist glätter denn Butter und haben doch Krieg im Sinn; ihre Worte sind gelinder wie Öl und sind doch Schwerter.' — Das war denn freilich wie ein Wort gerade zur Stunde, wie eine göttliche Satire auf diese sanfte verfolgungssüchtige Union. Und dazu die Schilderung der eigenen Herzensnoth und gegenüber die köstliche Zuversicht auf den Helfer durch alle Noth."

„10. October. Ich war in Gnadau, Magdeburg und Meiendorf. Habe doch sonst keinen Begriff davon gehabt, daß in eines Menschen Herz so viel Sehnsucht und in eines Menschen Kopf so viel Thränen sitzen können. Daß Er uns in allem Schmerz immer auf unser eigen Herz hinweist und hinzwingt, ist ja die kräftigste Heilungs-Reaction, die wir der Güte Gottes verdanken."

„Am Sonnabend nach meiner Rückkehr hatte ich den ersten Termin in meiner Untersuchungssache. Es kam bloß darauf an, den Verfasser zu nennen. — Nach meinen Gedanken ist mirs leid, daß mich die Sache doch so mannigfach bewegen und diesen Winter über, den ich recht in der Stille mit deinen Erinnerungen, meine liebe Marie, zuzubringen gedachte, öfters stören wird. Aber des Herrn Gedanken sind ja größer und richtiger, als die unsern. Er wird wissen, daß es so am besten ist. Mein Herz soll fester, ich soll wohl namentlich des eiteln Restes von Menschenehre, der mir immer noch anklebt, ledig werden, und ich solls mir zur Züchtigung erkennen, daß ich fleischlichem Eifer immer weniger Raum lasse, in der Liebe leben lerne."

An seine Schwester Hannchen:

„24. October. Heute Abend habe ich die englische Reise den Kindern vorzulesen angefangen, es soll bis Weihnachten unser Sonntagsvergnügen sein. Es ist jetzt die

Jahreszeit, wo ich mit Marie die letzten so lieblichen Ausflüge auf dem Pony machte; das Laub fällt wieder, meine Seele ist sehr sehnsüchtig und seufzt immer nach Flügeln; darüber geht aber ein Tag nach dem andern unter Gottes Gnade und des Tages Arbeit hin."

An Heinrich: „13. Oct. 58. Mir ist aufgefallen, daß auch wohl die liebe Mutter über meine Volksblattgeschichte sich ängstigen möchte. Deshalb einige Zeilen. Bisher ist die Anklage noch nicht erhoben, es ist aber wohl nicht daran zu zweifeln, daß sie erhoben werden wird. Von rechtswegen bin ich überzeugt, daß ich nicht verurtheilt werden kann, allein da Sachen wie diese ganz auf Ansichten beruhen, und der Wind jetzt conträr geht, so kann man natürlich für nichts gut sagen. Wird die Anklage erhoben, so geht die Sache durch drei Instanzen, sodaß sie einige Zeit dauern kann, und die dritte beim Obertribunal ist dann diejenige, auf die man am meisten zählen kann, denn zu der Appellationsinstanz in Halberstadt habe ich nicht viel Zutrauen. Übrigens herrscht bei Preßvergehen, soviel ich aus bisherigen Vorfällen, wie man sie durch die Zeitungen erfährt, habe abnehmen können, im ganzen die Tendenz, wenigstens geringe Strafmaße anzuwenden, wenn man überhaupt verurtheilt. — Was mich betrifft, so bin ich Gott sei Dank, gänzlich ruhig dabei. Vor einem Jahr hätte es mich gewiß ungleich mehr bewegt. Die Hauptsache ist, daß dies wie alles in Gottes Hand, also in ganz guter Hand steht, es sei was es sei, ja zum Besten dienen muß. Also können wir ja ganz ruhig dabei sein. Und selbst wenn man auf Ehre und Unehre vor Menschen sieht, ist ja für eine gute Sache leiden (wenns dazu käme) bei denen, an deren Urtheil überhaupt gelegen sein kann, nur zum Vorteil. Es haben mir bereits Leute, die sogar uniert gesinnt, ihre Mißbilligung des von oben eingeschlagenen Verfahrens ausgedrückt, und diese neue Äußerung der Verfolgungssucht, welche von dem

Character der „Union“ unzertrennlich ist, wird hoffentlich wieder manchem die Augen öffnen.“

In diesen Wochen hatte Philipp Nathusius die „Elisabeth“ zur neuen Auflage durchzusehen. „O, wie mich das erquickt, wenn auch unter tausend Thränen“ — schreibt er am 25. October. „Und nun hab ich heut Abend zuerst Dein Lebensbild zu schreiben angefangen, meine Marie. Was das ein stilles Vergnügen ist; so lange ich schreibe, lebst Du wieder mit mir, bist nicht gestorben; und auch nachher bleibt mir doch die Freudigkeit daran. — Alle Geschichte hat so etwas beruhigendes, sie führt so hinweg über das Vergängliche des Augenblicks, über Lust und Weh: sie weist, wie ein ausgestreckter Arm, wenn man auch die Verlängerung nicht mit dem Auge verfolgen kann, hin in die Ewigkeit, in den großen Gang des Reiches Gottes, der alles zuvor versehen hat, und alles was hernachkommen wird, und bei dem daheim erst die rechte Geschichte angehen wird.“

„Ich habe mir schon oft, wenn ich die Schicksale der Menschen überdachte, wie sie in der Gegenwart uns entgegentreten, oder aus der fernen Vergangenheit, wie ein Geschlecht nach dem andern geblüht hat und dahin gewelkt ist, und wie tausend Freud und Leid so tausend Menschenherzen erfahren haben, — ich habe mir schon oft es vorgehalten, meiner Seele vorgehalten, daß sie nicht so anspruchsvoll sein soll für ihr kleines Bischen Selbst. Ach, und doch ist jede Seele unendlich und jede auf ihre eigene Seligkeit gewiesen! — O Herr, mache mich recht still, recht klein, recht vom eigenen Wesen los — nur dann ist ja Fried und Seligkeit.“

„29. Oct. Denselben Tag, wo ich zuletzt hier schrieb, kam am Nachmittag die Anklage vom Staatsanwalt und die Citation zum 12. November, und hat mich recht aus meiner schönen Arbeit herausgerissen. Mittwoch bin ich in Quedlinburg, gestern in Halberstadt gewesen, um meine

Vertheidigung vorzubereiten, die ich doch nun ernstlich betreiben muß, weils ja nicht meine Sache allein ist. Erfülle Dein Wort an mir, o Herr, daß Du uns geben willst, was wir reden, wenn wir in ihre Schulen und Rathhäuser geführt werden. Dir seis anheimgestellt. Es wird mich aber nun doch diese Zeit, bis es vorüber ist, viel beschäftigen. — Gott sei Dank, nicht innerlich, ich bin voll Freudigkeit, so daß ich mir zurufe, nur fein demüthig zu bleiben. Aber studiren muß ich die Sachen doch gründlich, die ich brauche. Vielleicht ists des Herrn Wille gewesen, mich auf diese Art wieder zu brauchen."

„31. October. Mitten in diese fremdartigen Studien zu meiner Vertheidigung ist mir Dein Bild immer so lebendig hereingetreten, Du liebe Marie. Im Traum und auch im Wachen stehst Du diese Zeit immer so lebhaft vor mir, alle Deine Mienen, — heut, wie Du in der Kirche saßest mit dem lieblichen, ungezwungenen Ausdruck von Andacht — und so in jeder Situation bist Du mitten unter uns. — Diese Woche ist nun mein Geburtstag. Die Thränen stürzen mir gleich aus den Augen, wenn ich nur daran gedenke. „Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts." — Das Geheimniß ist zu groß."

An Pastor Treviranus;

„7. November. Was hat der Herr mich in der kurzen Spanne alles erleben lassen. Die Adventszeit geht nun bald wieder an, in der Er so furchtbar ernst zu mir gekommen, daß ich mich vor Seiner heiligen Nähe nicht zu lassen wußte. Dann das Weihnachtsgeschenk! ich habe doch das Fest noch nicht so selig gefeiert, und das ist ja mein tiefster Schmerz — bis heute —, daß ich durch allen Reichthum der Gnade so gleichgültig durchgegangen bin wie ein Träumender, und jetzt erst recht danken gelernt habe, wo mein äußeres Leben so recht arm und nackt geworden ist.

Dann die Fastenzeit und Karwoche — gewußt habe ich es ja wohl immer, daß ich ein armer Sünder bin, der auf Gnade allein stehen kann; aber es inne werden, und dann ins grundlose Meer der Gnade hinein tauchen, das ist doch noch etwas anderes. In der Pfingstzeit kam dann der Geist des Trostes so recht mit Macht über mich. Es ist mir wunderbar, und wie ein besonderes Geschenk für mich vom HErrn, diese ganze Festreihe am eigenen Herzen mit zu erleben — wie oft hat man sie erlebt, und doch nun zum ersten Mal sie recht zu erleben. Das Alles ist nun wie ein großer Schatz im Herzen, der auch nicht wieder vergehen kann, will's Gott, aber mit dem Allen geht das arme irdische Herz nun doch durch Fallen und Aufstehen, durch Weh und Trost, durch Tage der Dürre und Öde und der Erquickung weiter — und sehnt sich durch das Alles hindurch zum Ziele; ob zwar der treue Herr mir auch das giebt, in Geduld von einem Tag zum andern in Seinen Willen mich dahin zu geben."

„Vorgestern wars ein schöner Tag. Es ist auch das wohl eine gütige, väterliche Einrichtung, obgleich das Herz es anders haben möchte — wie der natürliche Schmerz der in der Mitte durchgeschnittenen Seele seinen Verlauf in Intervallen hat: von Stunden werden's Tage, von Tagen Wochen, wo ihm die milde Gabe der Thränen gewährt wird. Die Vergänglichkeit alles Irdischen erstreckt sich bis auf den Schmerz selbst um das Vergehen, und das ist ein neuer Schmerz. Darum sind solche Tage für die Pilgerin Seele eine rechte Erquickung wo die liebe Erinnerung im Überfließen recht leiblich lebendig wird, und man im Schmerz das „Verlorene" (wie es in irdischer Sprache heißt) wieder ganz hat; das ist doch die einzige Art, es auf Erden noch zu haben. Ich hatte gemeint und mir wohl gewünscht, den Tag recht stille hinzubringen, allein der HErr denkt ja immer anders als wir. Alle die Freunde aus der Nähe, die sonst

meine Marie wohl eingeladen, kamen diesmal ungeladen, und meine Geschwister, die sonst nicht gekommen, kamen aus der Ferne; und der Geburtstagstisch, den die Liebe immer so reich geschmückt, war voller von Liebesgaben als sonst. Das war denn ein wehmüthiger Reichthum. Und drüben im Betsaal des Rettungshauses haben wir denn auch in gewohnter Weise mit dem ganzen Rettungshause und Brüderhause Kaffee und Chokolade getrunken und unsere Lieder gesungen."

Am 16. October hatte der königliche Staatsanwalt die Anklage eingereicht. Deren Hauptpunkte waren: 1. daß der Artikel die Union dem Haß und der Verachtung ausgesetzt und dadurch 2. den kirchlichen Frieden gestört habe. Zur Verhandlung wurde Termin auf den 12. November angesetzt, dieser aber — wegen der Wahlen zum Abgeordnetenhause — auf den 19. November verlegt. Nathusius hatte sich an den zunächst wohnenden Rechtsanwalt in Quedlinburg gewandt, einen kirchlich und politisch freisinnigen Mann, der seinerseits gern in einer die freie religiöse Meinungsäußerung betreffenden Sache gedient hätte. Aber um Mißdeutungen seiner Vertretung eines orthodoxen Blattes vorzubeugen, stellte dieser die Bedingung, die Vertheidigung ohne Honorar zu führen. Darauf wollte Nathusius nicht eingehen und nahm den ihm befreundeten Gesinnungsgenossen Justizrath Krüger in Halberstadt an.

Nach der Gerichtsverhandlung schreibt er an seinen Bruder Heinrich:

„19. November 1858. Heut bin ich vor Gericht gewesen — es war ein ordentliches Spektakel: der Saal gestopft voll, Eintrittsbillete 8 Tage vorher vergriffen. Gott hat mir gegeben, 3 Stunden in einem Zuge mit großer Freudigkeit zu sprechen unter gespannter Aufmerksamkeit des Publikums und offenbarem Beifall namentlich der jungen juristischen Zuhörerschaft. Ich bin erstaunt darüber, wozu

der Herr einen machen kann, wenn man sich ihm ganz überläßt; daß ich noch ein Redner vor Gericht werden sollte, wäre meinem Einsiedlerherzen auch nicht im Traume eingefallen. Daß mir ein solches spectaculum auf meine alten Tage nicht lieb war, kannst Du Dir leicht denken, aber es ist mir, wie gesagt, wunderbar geholfen, daß ich vom ersten Augenblick ohne alle Befangenheit geredet und Zeugniß abgelegt habe, dem größeren Theile des Publikums natürlich nicht nach dem Sinne, aber wie die Freunde versichern, doch so, daß es einen Eindruck bekommen hat, wenn es auch in der Sache keineswegs umgestimmt ist. Sie haben mich wegen § 100 freigesprochen und auf § 135 zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt."

„24. November 1858. Ich will noch einiges nachtragen, da ich wohl den ersten Abend sehr unklar geschrieben habe und Ihr alle so viel mehr als ich dachte, vielleicht mehr als ich, daran theilnehmt. Erstens, daß in einer höchst auffallenden Weise der ganze Kampf sich als Parteisache gestaltete und zwar in einer solchen Art, daß alle Leute, an deren Sympathie mir gelegen sein kann, selbst die Unionisten für mich sind. Nur die dem Glauben Fernstehenden gegen mich. Und daß zweitens der moralische Sieg, das scheinen selbst die Gegner sich nicht verhehlen zu können — auf meiner Seite war, sodaß ich förmlich darüber beglückwünscht werde. Die äußere Sache, die ja übrigens die Nebensache ist, betreffend, so kann ich auch da, mit diesem Erfolg in erster Instanz ganz zufrieden sein. Die Sache ist nun sehr vereinfacht. Der eine Anklagepunkt, den Justizrath Krüger für den gefährlicheren hielt, ist ganz beseitigt; es müßte denn sein, daß der Staatsanwalt seinerseits auch appellierte, was ich nicht glaube. Der andere Anklagepunkt aber ist 1. auf eine einzige Stelle des Aufsatzes reduziert, die allerdings die am schlimmsten aussehende und die auch wohl die ganze Anklage

veranlaßt hat, aber meiner Überzeugung nach gerade die juridisch unverfänglichste ist. 2. stützt sich das Erkenntniß auf einen inneren Widerspruch, denn wenn — wie es hat zugegeben werden müssen — keine unirte Kirche in Preußen existiert, wodurch ist denn die vermeintliche Landeskirche aus den beiden bis dahin rechtsbeständigen, der lutherischen und reformierten geworden?"

„Der einzige Quedlinburger Gerichtsrath, der von der Materie etwas versteht, der geschickteste dortige Rechtsanwalt, der als liberaler Mann sich bereit erklärte, mich vom Gesichtspunkte der Preßfreiheit aus zu vertheidigen, und mein Schwager Alexander Scheele, der blos den Injurienpunkt ins Auge faßt — geben alle drei die übereinstimmende Versicherung, daß ich in den höheren Instanzen nicht verurtheilt werden könne. Ich indessen verlasse mich auf diese Versicherungen gar nicht, denn es ist schon manches passirt, was kluge und rechtliche Leute für unmöglich erklärt haben — wohl aber darauf, daß die Sache in der besten Hand steht, die es giebt und wie sie auch ausfallen mag, jedenfalls nicht anders, als zum Besten der Sache und zu meinem Besten ausfallen kann."

In dem Urtheil wurde Nathusius von der Beschuldigung, den Frieden durch Anreizung der Staatsangehörigen zum Haß und zur Verachtung untereinander gefährdet zu haben, freigesprochen, des andern Anklagepunktes aber schuldig erklärt, und ihm eine 14tägige Gefängnißstrafe dafür, sowie die Tragung der Untersuchungskosten zuerkannt. Dagegen gab er sofort die Anmeldung der Appellation zu Protokoll. Davon, daß die intendirte Union von 1817 nicht zu Stande gekommen, daß es nicht eine unirte preußische Landeskirche gebe, hatten sich die Richter aus den bei der Vertheidigung vorgelegten Zeugnissen zu deutlich überzeugt. Dies sprach auch das Erkenntniß ausdrücklich aus — ein gewiß bei dem ersten Mal, wo die Union vor ein

richterliches Forum kam, sehr bemerkenswerthes Factum. Jedoch hielt es aufrecht, daß doch in einem Theil der Landeskirche gewisse partielle Einrichtungen und Gebräuche, welche man Union nenne, beständen, und demgemäß lautete denn auch der Tenor des Erkenntnisses: „daß der Angeklagte .... der öffentlich in einer Druckschrift gegebenen Darstellung von Einrichtungen und Gebräuchen in der evangelischen Landeskirche in einer Weise, welche dieselben dem Hasse und der Verachtung aussetzt, schuldig."

Erst am 21. Dezember erhielt Nathusius die schriftliche Ausfertigung des Urtheils, und schon auf den 4. März wurde der Termin zur Verhandlung vor dem Appellationsgericht in Halberstadt angesetzt. Nathusius vertheidigte sich wieder selbst. „Er hatte sich bestimmen lassen, seine Sache hier gewissermaßen mehr nach Menschenklugheit zu führen, obwohl ohne Verleugnung, und auch nicht ohne die Frage nach der Rechtsbeständigkeit der Union als den wichtigsten Punkt zu behandeln." Er schreibt im Tagebuch:

„5. März. Die Sache gestern ist abgelaufen, wie sie doch vorauszusehen war, und hat mich sehr gleichgültig gelassen, so daß ich mich selbst darüber wunderte. Nur vorher waren allerlei kleine Eitelkeiten gegangen, mich in meiner Vertheidigung nicht schlecht zu zeigen. Durch den von der Quedlinburger lebhaften Parteinahme so verschiedenen Verlauf in Halberstadt, wurden auch diese kleinen Eitelkeiten vereitelt, was mir wohl zum Besten sein sollte. Die Stunden nachher brachten wir ganz heiter auf einem Spaziergange und Mittagsmahl bei Krügers zu. — Was mir am meisten leid ist bei dem Ganzen, ist, daß unser lieber Hochzeitstag mir dadurch so ziemlich genommen worden ist. Aber heut hab ich Deiner durch Gottes Gnade recht lebendig gedenken können; ist mirs auch sehr weh dabei, so ist mirs doch das liebste auf der Welt."

Das Urtheil der ersten Instanz wurde lediglich bestätigt. Es schien auch auf diese Zwischen-Instanz wenig anzukommen, und alles darauf zugespitzt, durch eine Entscheidung des Ober-Tribunals in Berlin, an welches die Nichtigkeits-Beschwerde sofort erging, eine mit Gesetzeskraft versehene Definition zu erwirken, was nun eigentlich die Union sei, die Nathusius beleidigt hatte. Aber ein ganz geringes Versehen in der Form ließ es nicht dazu kommen. Die Nichtigkeitsbeschwerde wurde am 15. März durch Justizrath Dorn beim Ober-Tribunal eingereicht. Dasselbe aber wies sie nach einigen Wochen ohne weitere Behandlung aus dem äußern Grunde zurück, weil der Rechtsanwalt nur seinen Namen unterschrieben und sich dabei nicht ausdrücklich als Rechtsgelehrter bezeichnet hatte.

Es ist erklärlich, daß schon die Ankündigung des Prozesses gegen den Volksblattschreiber und dann der Verlauf desselben die größte Theilnahme bei den Gesinnungsgenossen und im Leserkreis erregte. Carl Scheele schreibt auf die Nachricht der Verurtheilung: „Alexander, der nun den Volksblatt-Artikel vollständig gelesen hat, erklärte, daß Du rechtlich nicht verurtheilt werden könntest oder dürftest. Die Mama habe ich durch Erinnerung an alte und neue Märtyrer zu beruhigen gesucht. An meiner Bereitwilligkeit eventuell „mit zu brummen" wirst Du nicht zweifeln. Der Herr wird auch dies seltsame Stück preußischer Kirchen- und Rechtsgeschichte zu seines Namens Ehre wenden, und Dir seinen Frieden lassen und seine Freudigkeit." — Ähnlich sprechen sich eine ganze Anzahl bekannter und unbekannter Freunde aus, auch die Versicherung: „wir sitzen alle mit" fehlt nicht.

Der treue Freund Tippelskirch schreibt: „Gehen auch unsere Ansichten über Fragen kirchenrechtlicher Art auseinander, so ist mir das ganze Gebiet doch nur dem Erdgeschoß, der unteren Sphäre des heiligen Baues der una catholica,

an die ich glaube, angehörig, so daß michs nicht in der alten Liebe und Theilnahme für die stört, die ich von Alters her kenne und liebe, und denen ich zutraue, daß sie den Willen ihres Herrn an sie und an ihre Aufgabe für die Zeit nicht gänzlich mißverstehen werden — nicht mehr als das menschliche Sünde und Kurzsichtigkeit für jeden an seinem Theil mit sich bringt. Daher lebe ich im Geist mit Ihnen und — ich sage noch immer — unserm Volksblatt fort, in herzlicher Theilnahme und Fürbitte. Daß mich daher die kleinlichen Vexationen, denen Sie darüber in letzter Zeit ausgesetzt waren, auch nur betrüben konnten, weniger für Sie, als für die, welche dergleichen zum Schutze ihrer Sache für nöthig hielten, ergiebt sich von selbst." —

Schmieder in Wittenberg schreibt: „1. November 1858. Sie haben die Ehre gehabt, wegen eines, meiner Ansicht nach schuldlosen Artikels im Volksblatt vor Gericht zu stehn und sogar in erster Instanz verurtheilt zu werden. Man muß doch mit Blindheit geschlagen sein, wenn man meint, mit solchen Preßprozessen der Sache der Union zu dienen . . . . Es verwirrt und verwickelt sich alles immer mehr, aber in dem allen und über dem allen regiert der Herr."

Herr von Thadden-Trieglaff, Mitglied der separierten Lutheraner, schreibt voll warmer Liebe und Theilnahme: „In unserm gemeinsamen Herrn und Heiland verehrter Freund! Nur „in diesem Zeichen" — nur in und unter dem Kreuze — werden wir siegen! Somit meine herzliche Gratulation zu dem am 19. November erlittenen Siege, worüber die Zeitungen und das heute eingegangene Volksblatt einiges enthalten." —

Mit lebhafter Theilnahme folgt der alte Göschel dem Prozeß. Er wundert sich u. a., daß gerade der Artikel von Nathusius beanstandet sei, während andere Blätter unbehelligt bleiben. Geh. Rath Stahl schreibt voll warmer

Theilnahme und empfiehlt für die zweite Instanz den Nachweis: „wie nach der allgemeinen Praxis der Gerichte und Behörden auf diesem Gebiet selbst anerkannten Kirchen gegenüber die weiteste Freiheit gewährt wird, weil anders gar keine Geltendmachung religiöser Überzeugung möglich ist“ .... „Danach dürfte man doch nicht gerade dem Ausdruck lutherischer Ueberzeugung und lutherischer Polemik so enge Fesseln anlegen.“

Schon vor der Entscheidung des Ober-Tribunals hatte Tippelskirch — angeregt durch den ihm verwandten Generalsuperintendenten Hofmann — seinem Freund Nathusius die Frage vorgelegt, wie er zu dem Gedanken stände, ein Begnadigungsgesuch einzureichen. Darauf antwortete Nathusius am 20. April und sagt in seinem Brief: „.... Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mir — der ich, wie Sie wissen, nicht zu den Starken, sondern zu den Schwachen gehöre — in dieser Sache, die doch ihren großen Ernst in sich trägt, und mich ein Jahr früher wohl anders bewegt haben würde, von Anfang eine Freudigkeit geschenkt hat, die wir selbst uns nicht nehmen können. Der Gedanke, den Ihr lieber Brief mir nahe legt, ist mir auch schon anderweitig nahe gebracht worden, also kein neuer. Aber wenn auch nach menschlichem Ermessen der Ausgang meines Prozesses jetzt kaum zweifelhaft ist, so habe ich doch zu einer Entscheidung über diesen Gedanken noch keine Veranlassung gehabt. Das: „Sorget nicht für den andern Morgen“ gehört ja auch zu den seligen Privilegien, an denen mir der Herr seit Advent vorm Jahr mein bescheiden Theil geschenkt hat. Obgleich ich also, wie gesagt, mich darüber in Gedanken zu entscheiden noch keine Veranlassung gehabt habe, so habe ich doch — wenn Ihre Frage mich zur Antwort auffordert, ein ziemlich bestimmtes Vorgefühl, daß die Nachsuchung einer Begnadigung mir nicht wohl möglich sein wird. Ich weiß nicht, nach welcher

Seite hin Ihnen wie sie schreiben, meine Antwort „kaum zweifelhaft" ist. Mir scheint sie weder leicht noch einfach, weil manches dabei ins Spiel kommt, was mich gegen mein Gefühl mißtrauisch machen kann. Doch glaube ich sagen zu dürfen, daß es nicht Hartnäckigkeit von Fleisch und Blut ist, die es bestimmt. Die nähere Erörterung, die sich so kurz nicht abmachen ließe und sich von großen Grundfragen bis auf kaum berührbare Details erstrecken müßte, erläßt mir Ihre Freundschaft."

„Auf der andern Seite bin ich entfernt, für mich oder für die Sache ein Martyrium zu suchen, und können Sie oder Ihr fragender Freund darüber beruhigt sein, wie ich eine dargebotene Begnadigung aufnehmen würde. In diesem Fall scheint mir sehr einfach vorgezeichnet, was ich zu thun hätte. Wer nur etwas von einem Christenherzen hat, weiß, daß er auf Recht allein weder in dieser noch in jener Welt bestehen kann; und wer nur etwas von einem preußischen Herzen hat, dem hat jede Gnade von seinem Fürsten einen Werth, der über ihren Gegenstand hinaus geht." —

Aus Althaldensleben, wohin er mit den Kindern zum Osterfest ging, schreibt er im Tagebuch.

„25. April. Gestern Morgen in der Kirche — das war mir auch eine bewegliche Stunde: auf dem großen Hintergrunde der großen Thaten Gottes stand mir immer alles, was er an mir gethan, in Güte und in Ernst vor der Seele. Ich empfand eine Freudigkeit mitten in meiner Einsamkeit, daß Du, die meine Seele liebt, hindurch gedrungen bist durch allen Kampf dieser Welt, Deinem auferstandenen Heiland nach. — Nachmittag großer Familientrubel — Eiersuchen von 24 Enkeln. Meine Augen suchten umsonst nach der lieben schlanken Gestalt, die sonst bei solchen Gelegenheiten alles so lebendig machte mit dem warmen Liebesstrahl der Seele im Auge."

„Die Gestalt dieser Erde ist wandelbar. Ach und leider unser Herz das wandelbarste von allem auf dieser wandelbaren Erde. O Herr, mache es doch fest, hefte es in Dich, laß die Sehnsucht nach dem Unwandelbaren über dieser Welt, die es von Zeit zu Zeit ergreift, doch den stetigen hellklingenden Grundton drin werden." —

Im Mai starb unerwartet im Wochenbett Philipps liebe Cousine und Schwägerin Hannchen geb. Engelhard. Er schreibt aus Meiendorf. „Das ist also die Nächste, die Dir nachgefolgt ist, Du liebe Marie! Holdselig und lieblich im Leben, seid ihr auch im Tode nicht geschieden. — Es wird mir immer klarer, wie im Vortheil die Vorangegangenen sind, sie verlieren nun nichts mehr, sie gewinnen, wo wir verlieren, denn hier ist keine bleibende Stätte, aber dort. — Mir sind es schöne Tage, wo die Erinnerung des eigenen Schmerzes in einem andern wieder lebendig wird, und er nun nicht egoistisch hervortritt, sondern sich leise anschmiegen darf. Und wie schön ists in einem Trauerhause, wo der Herr mitten inne ist."

Seine Schwester Hannchen schreibt kurz nachher: „Ach lieber Philipp, es klingt wohl recht sonderbar, und doch ist mir die ganze Zeit im Sinn gewesen, als müßte ich Dir und Mariechen danken, daß Du für uns alle Geschwister zum Exempel den Kreuzesweg im Glauben vorangegangen bist. Daß Du es gar nicht aus eigenem gekonnt hast, weiß ich ja so gut, wie Du, du lieber Philipp, und daß auch für August des Herrn Hülfe die Hauptsache ist. Aber dankbar darf man ja doch sein, Exempel von Gottes Gnade zu sehen."

Aus dem Tagebuch:

„5. Juni. Was für ein köstliches Ding es ist um Geduld, das habe ich erst seit Deinem Tode erfahren. Früher hatte ich doch keinen Begriff davon. Sie ist wie ein Talisman, der vor allem Übel schützt; ja es wird gar

kein Übel, wenn mans mit Geduld aufnimmt; wir machen uns nur alles, was uns zum Guten bestimmt ist, zum Übel durch Ungeduld — und welche Kleinigkeiten! Tausend Dinge sind, Gott sei Dank, jetzt für mich gar nicht mehr da, die sonst mein Herz und Gedanken zu den unangenehmsten Regungen bewegten; ich habe aber nichts dazu gethan, es ist von selbst so anders geworden, ich kann nur die Hände in den Schoß legen und danken. Und auch die wirklichen Übel, die der Rede werth sind, werden an einem geduldigen Sinne, wie durch ein Wunder Gottes, zu etwas anderem. O stärke mich, Herr, in Geduld, es thut mir wohl noch sehr noth."

„5. Juni 1859. Eine Erfahrung habe ich vor 14 Tagen gemacht: Kallenbachs kamen und er theilte mir ganz überraschend mit, daß meine Nichtigkeitsbeschwerde abgewiesen sei, und nun nichts mehr zwischen mir und dem Gefängniß stehe. Obgleich ich mir sagte, daß grade in dieser seltsamen Entwicklung wieder sichtlich eine Führung Gottes liegt, der ich ruhig vertrauen könne und solle, hatte ich den Abend doch ein paar bewegte Stunden, und als ich im Bett nicht einschlafen konnte, schämte ich mich recht; und erst als ich mich recht zusammennahm und meine Seele in Gottes Willen stellte, wurde es gut. Seitdem habe ich ihm recht zu danken. Er hat mich nun auch mit dem Gedanken des Gefängnisses ganz befreundet, auch mit dem daran, was mir noch schwer war; ich kann unbefangen davon reden; es kommt so allmählig mit allen Details, die zur Sprache kommen, heran. In der Allmähligkeit der Entwicklung der Dinge, wie in der Natur so auch im Menschenleben, liegt auch eine große Wohlthat Gottes. Sieht man den Dingen fest ins Gesicht, so verschwindet davon, was in der scheuen Phantasie zaghaft macht."

„Ich bin in den letzten Tagen auch heller im Kopf als lange gewesen, habe alle aufgehäuften Papiere pp. noch ordnen

können, um ganz bereit zu sein. — Gott der Herr scheint ja alles in dieser Sache recht sichtlich zum Besten hinaus zu führen und Er stärkt mich auch mit jeder Stufe näher. Daß ich zu den Schwachen gehöre will ich weder mir noch Anderen verbergen; aber eben in den Schwachen will Er ja nach Seiner Gnade mächtig sein, nicht denen hat Er's verheißen, die von selber stark sind. — Ich freue mich darauf, auch in meiner 14tägigen Einsamkeit recht schön mit Dir, meine liebe Marie, zu leben."

Aus einem Brief:

„Mein Damokles=Schwert hängt noch, aber den Faden hält des HErrn Hand, und mir ists, Gott sei Dank, recht, wie es kommt. Die menschliche Wahrscheinlichkeit ist für Sitzen, da ich alle unter der Hand an mich ergangenen Aufforderungen zu Eingaben bescheidentlich abgelehnt und der Oberkirchenrath, wie ich höre, sein Gutachten gegen eine nicht nachgesuchte Begnadigung abgegeben hat. Die Geschichte wird aber nachgerade so langweilig, daß ich aufgehört habe, sie in meinen Lebensplänen von Woche zu Woche noch zu berücksichtigen."

Philipps Schwager, der Jurist Alexander Scheele hatte auch dringend zu einem Begnadigungsgesuch gerathen, und geschrieben, ein solches könne er doch auch nach seinen Grund=sätzen nicht von sich weisen, wenn er das Begnadigungsrecht des Regenten nicht für Sache persönlicher Laune, sondern für eine nothwendige Reparatur gesetzlicher Inconvenienzen halte.

Philipp Nathusius schrieb darauf: . . . . „Will man mich begnadigen, so bedarf es dazu keiner Erinnerung, der Fall ist kein obskurer, er ist viel und weithin besprochen . . . Daß ich eine Begnadigung mit dem vollen und auf=richtigen Dank eines loyalen Unterthanen empfangen würde, bedarf zwischen uns keines Wortes; wir sind Preußen und haben, Gott sei Dank, keine Napoleonischen Zustände. Ob freilich eine Begnadigung ohne Gesuch darum — nach

den Grundsätzen der Regierung — möglich ist, verstehe ich nicht. Nach menschlichen Gedanken ist es mir auch nicht wahrscheinlich. Das aber weiß ich, daß wenn Gott nicht will, daß ich sitzen soll, Er es auch ohne Gnadengesuch machen kann. Und will Er, daß ich sitze, so sitze ich und bitte ihn um Freudigkeit dazu, die Er nicht versagen wird."

„Daß durch einen bloßen Formfehler, an welchem ich meinerseits völlig außer Schuld bin, mir die letzte Instanz, auf die so viel gebaut wurde, versagt worden ist, darin erkenne ich bereits eine merkwürdige göttliche Fügung."

„Heute habe ich vom Gericht die Aufforderung vom 3. d. M. erhalten, mich binnen 8 Tagen zur Haft zu stellen. Ich habe soeben ein Gesuch um Verlängerung der Frist, um zuvor meine Geschäfte zu ordnen, geschrieben; ob es Erfolg haben wird, weiß ich nicht."

Außer Generalsuperintendent Hofmann, hatte sich auch Gen.=Sup. Lehnert — durch den Nathusius von früher her befreundeten Ober=Consistorialrath Sack dazu angeregt — beim Prinz=Regenten um Begnadigung verwendet. Und so erfolgte denn am 11. Juni zunächst eine Suspension der Strafvollstreckung und dann am 27. September eine Eröffnung an das Kgl. Apellationsgericht zu Halberstadt, daß Se. Kgl. Hoheit die zuerkannte Strafe unter dem Vorbehalt in Gnaden erlassen habe, daß dieselbe nachträglich vollstreckt werden soll, wenn der v. Nathusius in Zukunft eines ähnlichen Vergehens schuldig befunden werde.

„Diese Form der Begnadigung," schreibt Nathusius an Tippelskirch, „versetzt mich in eine mir persönlich sehr schmerzliche Lage, nämlich in die, daß ich nach reiflicher Überlegung — nicht dafür danken kann. Ich erkenne darin zwar mit Dank vor Gott und im Herzen die wohlwollende Gesinnung . . . . Aber es ist dem Akt durch Diejenigen, welche unsern theuren Regenten bei der Ausführung berathen haben, eine Form gegeben werden, durch welche er

weniger einem Gnadenakt, als einer Klugheitsmaßregel ähnlich geworden ist .... Genug, ich kann einen Dank dafür nicht ausdrücken. Diese Form der Begnadigung schließt eine ausdrückliche Bestätigung des Urtheils in sich; und ich würde zwar persönlich alles, was über mich ergeht, gern als eine wohlverdiente Züchtigung aus der Hand Gottes empfangen, und maße mir auch über das juristisch formelle Recht natürlich kein Urtheil an; aber im Materiellen vermag ich mich nicht mit Recht als verurtheilt zu erkennen. Ich kann — so friedfertig meine persönlichen Gesinnungen sind — der Sache nichts vergeben, und dem würde ich mich aussetzen durch den Ausdruck eines Dankes für eine Begnadigung, die wesentlich die Verurtheilung bestätigt ...."

Auch Präsident von Gerlach, dem Nathusius seine Bedenken mitgetheilt hatte, bestätigte die Auffassung, „daß unter diesen Umständen ein Dank an den Prinzen nicht möglich ist." Dagegen giebt er den — von Nathusius denn auch befolgten Rath, dem Gen.-Sup. Lehnert zu danken, und zwar, um Mißverständnisse zu vermeiden, ausführlich und eingehend. „Lehnert ist ein Christ, und so viel ich sehen kann, eines so bethätigten Vertrauens nicht unwürdig — obschon die Verwendung für Sie offenbar in seinem eigenen Interesse lag." — So war denn die merkwürdige Episode in Philipps Leben vorbei.

In dieser Zeit beschäftigten sich die Leute viel damit, Philipp wieder zu verheirathen; drei verschiedene Verlobungsnachrichten wurden ihm hinterbracht. An einen Freund, der ihm geradezu gratuliert hatte, schreibt er: „16. August. Seit einem Jahr hat Gottes milde Güte, unter vielen andern Gnadenerweisungen, mir auch wieder Lieder geschenkt, deren Quell seit langer Zeit versiegt war, und da es mir heute in einer von Tagesarbeit freien Stunde wieder ge-

geben war, einige aufzuschreiben, schicke ich Ihnen eins davon als Anwort auf Ihren Gratulationsbrief, für dessen Freundschaft ich übrigens herzlich danke. — Was die Frau S. H. betrifft, so weiß ich, offen gestanden, nicht, ob ich sie seit dem Heimgang meiner Marie mit Augen gesehen habe oder nicht. Sie sehen also, daß die Phantasie der Leute, die Sie in den Alpenpässen behelligt hat, stärker ist als jede dichterische, die doch wenigstens eines noch so kleinen Motivs bedarf."

Dazu das folgende Gedicht:

Eine Hütte hatt' ich mir gebaut,
Die mein Alles auf der Welt umschloß,
Drin's so heimlich war, so hold,so traut,
Drin ich ruhte wie in Abrams Schoß.

Ein Schlag Gottes schlug sie mir entzwei,
's ist so, wenn ichs auch nicht fassen kann,
Stumm und staunend steh ich nun dabei,
Staune stumm, was Er an mir gethan.

Nimmer kann ich, nimmer will ich nun
Mich auf Erden wieder siedeln an,
Zieh' als Pilger fürder ohne Ruh
Nach der rechten Heimath meine Bahn.

Sieh', Er hat gewollt, es soll kein Dach
Zwischen seinem Himmel sein und mir,
Daß sein Thau mich immer tränken mag,
Seine Sonne reifen für und für.

Klüger will ich nicht, als Du bist, sein;
Mir gescheh, Herr, wie Du wolltest, Du
Willst mein Stab, mein Schirm sein, Du allein,
Du der ein'ge Herd, an dem ich ruh.

Hier noch einige Gedichte aus jener Zeit:

Herbst 1859.

Ich wandle auf einsamer Heide,
Da stehen im herbstlichen Kleide
Die kleinen Blumen beiseit,
Die Augen so helle zu schauen
Voll Thauen,
Als trügen sie heimliches Leid.

Ihr kleinen Blumen im Schweigen,
Wie regt ihr das Herz mir so eigen:
Wo möchte es denn hinaus?
Die schönsten von euch, die ich finde,
Da winde
Ein schlankes Sträußchen ich draus.

O wie mit lieblichem Glücke
Begegnet es doch dem Blicke,
Als wunder was müßte geschehn.
Ich habe so viel mal küssen
Es müssen
Im stillen Weitergehn.

Was soll ich nun mit dir beginnen,
Du Sträußchen, nach dem so voll Sinnen
Ich mich gebücket hab?
Am Busen heim ich dich hege
Und lege
Dich auf meiner Liebsten ihr Grab.

O Herr, mein Heiland, Dein ist Tod und Leben
Und jeglichem sein Theil bescheidest Du:
Mir hast Du diesen Heimwehschmerz gegeben,
O gieb mir auch ein dankend Herz dazu.

Aus dem Tagebuch.

„30. 11. 59. Mir sind dies liebe und wehe Tage — doch zum rechten Warten gehört ja auch etwas Warteschmerz, und so warte ich in Geduld, als ein Kind auf die Bescheerung. Die Beschäftigung mit ihrem schriftlichen Nachlaß ist außer den Kindern das einzige Band, das sich ans Leben unvermerkt wieder angeknüpft hat, so daß ichs gern noch vollenden möchte."

Oft kehrt im Tagebuch die Klage wieder, wie wenig er für seine Kinder leben könnte, wie schwer ihm seine Erziehungspflichten würden. „Erziehung ist bloß: den rechten Ton angeben. Alles andere hilft nicht. Und das war auch Deine Erziehung an Deinen Kindern, die mir jetzt oft so leid thun, daß sie dazu niemand haben und daß ichs so wenig kann." Und dann nimmt er sich wieder vor, mehr mit und für sie zu leben. Er spielt mit ihnen, läßt sie der heimgegangenen Mutter Lieblingslieder und ihre eigenen Kompositionen singen, macht Spaziergänge mit ihnen, auch an den Sonnabenden weitere Parthien in die Berge. Eine wirkliche Freude waren ihm die beiden Kleinsten, das lebendige, sinnige Gretchen, die so lieblich und unbefangen von der lieben Mama plaudern konnte, und der bildhübsche kleine Friedrich, dessen drollige Reden und Streiche der Vater nicht müde wurde aufzuzeichnen. Man merkt dabei, mit welcher Wonne er den kleinen Schelm betrachtet, dem er auch schwer seine schlau vorgetragenen Bitten abschlagen kann. Und dann wieder treten ihm die Thränen in die Augen und er klagt bitterlich, daß die geliebte Marie sich nicht mit ihm an dem holden Kinde freuen kann.

Aus einem Geburtstags-Brief an seine Schwester Hannchen: „Nov. 60. Und doch wärs schlimm in dieser Thalwanderung bestellt, wenn wir nur dann, wenns äußerlich ganz wohl geht, danken und fröhlich sein könnten.

Aber das ist selig, zu wissen, daß man Frieden haben kann im Leid gleichwie in Freude, daß seine Wege alle gut sind, ob auch manchmal schwer und steil, und daß auch auf den schweren und steilen frische Bergluft entgegenkommt und die Seele trägt. Das Ziel liegt so im Steigen manchmal lange vor uns, liebes Hannchen, und wenn wir oben sind, wirds doch wie auf einen kurzen Fußweg sich zurücksehen."

In dieser Zeit kam es zu einer Erweiterung der Neinstedter Anstalten, die zwar nicht von Philipp Nathusius selbst ausging, aber doch in der Folge ihn lebhaft mit beschäftigte.

Seine Schwester Hannchen in Althaldensleben hatte in der Nähschule, die sie für die Dorfkinder hielt, ein blödsinniges Mädchen „entdeckt", d. h. es war ihr die Fruchtlosigkeit ihres Unterrichts an diesem Kinde, und damit dessen trauriger Zustand klar geworden. Sie wandte sich um Rath an ihren Bruder Philipp, der ihr die eben erschienene Schrift sandte: „Die Lage der Cretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern. Ein Noth- und Hülferuf für die Verlassensten unter den Elenden an die deutsche Nation; von Julius Disselhof."

Zurückgekehrt von dem Besuch in Neinstedt nach Mariens Tod, schreibt Hannchen am 21. Januar 58: „Für das Buch danke ich Dir auch recht sehr, verzeih, daß Du es noch nicht wieder bekommst. Es hat mich sehr beschäftigt. Schon vorher konnte ich gar nicht verstehen — als ich wegen des hiesigen Kindes daran dachte — warum nichts der Art hier geschähe, redete mir dann aber ein, es müßte wohl nicht oft vorkommen, sonst würde Hülfe da sein. Wie nöthig es nun aber ist, zeigt das Buch. Vier kenne ich selbst, für die nichts geschieht, hier und in Hillersleben. — Gerade in dieser Zeit, wo ich meiner eigenen Seele so gern Flügel wünschte, um ein wenig nur unserm lieben Mariechen

in das ewige Freudenleben zum Herrn folgen zu können, da kommt es mir doppelt schwer vor, so viel ganz gebundene Seelen zu wissen, und so nah wie es mir liegt für meine Seele zu sorgen, daß sie etwas wacher würde, so möchte ich es auch womöglich gern für die Andern thun. Wenn ich manchmal mit Mariechen über allerlei Pläne sprach, sagte sie: „Besinne Dich nur nicht zu viel, thue nur recht viel“ — und: „es muß schon gehen“. Nun wollte ich Dich fragen, ob Du nicht im Volksblatt bei der Anzeige des Buches die Leute für hier auffordern könntest, weiter fiel mir im Augenblick nichts ein. Dann sprach ich mit Heinrich davon, der sagt, die Leute wollten immer schon hier in der Provinz irgend was einrichten (so ins Blaue hinein); da wollen wir versuchen, aber mit Gottes Hülfe recht ernsthaft versuchen, sie zu einem schnellen Entschluß und zu einem Entschluß für solche Anstalt zu bringen. Morgen oder übermorgen kommt zufällig der Oberpräsident her, da will Heinrich gleich anfangen, dazu möchten wir eben das Buch gern hier haben. — Lieber Philipp, ich hoffe, Du findest das recht und in der Ordnung. Anderes wie Geld und Anregung kann ich nicht dazu geben. Wenn es so gelingt, scheint es mir der schnellste Weg, der zu was ordentlichem führt; die Leute im Volksblatt aufmerksam zu machen, kann dann wohl immer noch kommen, jetzt kann man natürlich noch nicht von diesen Plänen sprechen . . . “

Das hier erwähnte blödsinnige Kind wurde nach Neu-Dettelsau geschickt in die Anstalt des Pfarrers Löhe, eine der wenigen, die damals schon bestanden. Der Oberpräsident von Witzleben aber ordnete statistische Erhebungen an, welche die Zahl von 321 blödsinnigen Kindern innerhalb der Provinz Sachsen ergaben. Die Angelegenheit wurde dem Provinziallandtag vorgelegt, dessen Mitglieder die Brüder August und Wilhelm Nathusius waren. August,

dem besondere Verhältnisse diese Sache wichtig machten, arbeitete in der Folge darin ganz mit der Schwester zusammen. Nachdem verschiedene Pläne erwogen waren, bot sich in Neinstedt selbst ein passendes Besitzthum, was Hannchen unter Beirath der Brüder kaufte und für die Zwecke einer solchen Anstalt ausbauen ließ. Die Nähe des Lindenhofes bot große Vortheile. Finanziell ganz getrennt, kam die neue Anstalt unter die Leitung des Inspektors Flaischlen, der mit Wärme darauf einging. Hatten sich doch unter der großen Zahl von verwahrlosten Knaben auch einige blödsinnige gefunden und es war schon daran gedacht worden, eine kleine Station für dieselben innerhalb des Lindenhofes einzurichten. Auch wurde der Hausvater und die Pfleger des neuen Blödenhauses aus den Brüdern desselben genommen.

Schwer leidend, damals gerade fast ganz gelähmt, führte die liebe Gründerin dieser neuen Anstalt die nothwendige Korrespondenz mit ihren Brüdern und hülfreichen Freunden. Der Provinziallandtag bewilligte eine Beihülfe und am 3. Januar 1861 konnte das „Elisabethstift“ eingeweiht werden und zwar durch den Generalsuperintendenten Lehnert, den Philipp Nathusius als Gast in seinem Hause empfing.

„Gott der HErr gebe Seinen Segen auch zu dem neuen Werk, das begonnen wird!“ schreibt Philipp Nathusius. „Es ist ja auch ein Anstoß von Dir, Du liebe Marie, denn Dein Wort war ja der bestimmende Grund, als Schwester Hannchen die Sache zuerst ergriff und mir darüber schrieb. Ich habe mich von Anfang gewehrt, daß ich garnichts dazu thun könne, weil ichs nicht vertreten könnte gegen mich und meine Kinder und meine Arbeiten, noch etwas Neues auf die Schultern zu nehmen. Aber ich werde nun doch mich nicht davon entziehen können, daß es mir doch manchen Gedanken und manche Stunde kostet,

und will auch nicht darüber murren, sondern es als des Herrn Beruf auch gern mit meinen armen Kräften helfen, wenigstens beten helfen."

Vom nächsten Weihnachtsfest schreibt er an seine Schwester: „Bescherung im Betsaale, was zwar ziemlich lang aber diesmal ganz besonders schön war. Besonders überraschte mich auch wieder Mariechens Weihnachtslied, das Herr Flaischlen voriges Jahr zur Ausführung gebracht; in Solo und Chor geteilt sangen sie es dies Jahr so wunderschön, daß alles verwundert davon war. Von da ging es nach Deinem Blödenhause. Es war sehr schön arrangiert und von den anständigen Dorfbewohnern hatte sich doch auch eine kleine Gesellschaft dazu eingefunden, sodaß mit den Lindenhöfer Brüdern u. s. w. die Stube voll war. Die Kinder standen erst ganz stumm vor ihren Sachen, während auch noch gesungen wurde, und nur der große Karl, der zwar auch gegen seine Gewohnheit stumm war, aber doch im ganzen Saal herum mit seiner bedeutungsvollen Miene zunickte und seine Stiefel in Glückseligkeit fest vor sich hielt, brachte Humor hinein. Dann thauten sie doch aber auf. Dem, der für den Dummsten gilt, hielt ich die Pfeife vor und er that gleich einen tüchtigen Pfiff, darauf ging ein allgemeines Pfeifen los. Die Züge der meisten gingen doch nach und nach etwas auf und es kam außer der Freude auch zu allerlei Äußerungen, die man doch dem stummen Dastehen gegenüber immer schon mit Freude begrüßen muß. So schrie einer sehr vor einem hölzernen Hunde: „Er beißt, er beißt" und wollte ihn durchaus nicht anfassen. Ein zweiter war über einen fremden Teller geraten und fing den leer zu essen an. Wunderlich war, daß der leuchtende Weihnachtsbaum ihre Aufmerksamkeit gar nicht erregte. Man wird an den künftigen Weihnachten gewiß einen guten Maßstab zum Messen ihrer Fortschritte haben."

An Ahrendts: „Wir haben heut eine sehr bescheidene Jahreskonferenz gehalten. . . . Sie werden also gebeten, die Festrede zu halten. Die öfters dabei hervorgetretene Klippe werden Sie zu vermeiden wissen; Sie wissen ja, daß die Kinder gegenwärtig sind — doch aber auch nicht die Hauptpersonen sind — sondern wir sind Alle als arme Sünder versammelt, die Barmherzigkeit des treuen Gottes, die Er wieder ein Jahr über bewiesen hat, zu preisen und uns von Ihm stärken zu lassen, in dem größeren Brüderkreis, aber namentlich auch dem engeren Bruderkreis, der sich die Arbeiten an Kindern und an Gottes Gliedmaßen sonst zum Beruf erwählt hat."

„Nach der Konferenz haben wir noch ein Kirschenfest im Garten gefeiert und zusammen jung und alt, einheimisch und auswärtig, was dazu da war, eine ganze Kiepe voll Kirschen leer gegessen, wovon Sie billigerweise nichts abgekriegt haben." —

An seinen Bruder Heinrich. „September 1861. Zu Deinem Geburtstag die herzlichsten Segenswünsche. Wie jener Virtuos in der Complaisanterie, der einem römischen Kaiser bei den 100jährigen Spielen wünschte, er möge sie noch recht oft gesund erleben, wünsche ich Dir nicht. Auf der Mitte des Lebens, auf dem Gipfel sozusagen, wirst Du heute wohl angelangt sein und ich wünsche Dir von Herzen, daß der Herabstieg in der Abendluft ein recht anmuthiger werde. Äußerlich beschwerlicher wird er wohl leicht als der Heraufstieg und die Stimmung ist auch nicht mehr so erwartungsvoll. Aber wenns ist, wie es sein soll, doch schöner, zumal wenn einem die Heimath lieb ist."

Nach wie vor folgte das Volksblatt den politischen Ereignissen. Manch gutes Wort hatte Nathusius geredet bei Gelegenheit des Krieges in Italien im Sommer 1859. Dennoch schreibt er aus dem tiefen Weh seines Herzens heraus, durch das er für dir Welt-Interessen sich fast ab-

gestumpft fühlte: „Wie mich der orientalische Krieg und Frieden bewegt hat und wie dieser doch viel schlimmere und uns näher angehende — daran werde ich recht gewahr, was für eine große Veränderung mit mir vorgegangen ist."

Jene Jahre der sogenannten „neuen Aera" waren schwere Jahre für solche, die wie Philipp Nathusius dachten und fühlten. Nur mit großer Sorge sah er viele Maßnahmen der Regierung an und sprach dies auch offen im Volksblatt aus. In einem Briefe schreibt er: „Von den Läufen der Zeit, kirchlichen und politischen, ist man froh, nichts schreiben zu brauchen; mir ist's wenigstens eine Crux, daß ichs an anderem Orte zuweilen muß und darum ist mir's sehr willkommen, daß das Ende des Blattes mich dispensiert, es etwa hier noch zu thun. Gott sitzt ja im Regimente, aber wir Menschen sind sehr schwachsichtig und schwachherzig".

Ein anderes Mal schreibt er: „12. November 60. In meinem Privatleben hat mir der Herr seit drei Jahren Geduld gegeben, die ich früher gar nicht kannte, aber es ist sonderbar, daß sie fürs öffentliche Leben noch wenig durchgedrungen; in kirchlichen und politischen Dingen, wo man nicht unmittelbar beteiligt ist, fällt es viel schwerer, seine Gedanken aufgeben, und sich recht geduldig in die Gedanken Gottes ergeben, und ich fehle da noch oft."

Noch einmal kam im Volksblatt die „katholische Frage" zur Sprache. In den politischen Wirren der Zeit, und besonders den Angriffen auf das Pabstthum und seinen weltlichen Besitz, entstand in einigen frommen Katholiken der Wunsch, konservativen und gläubig gesinnten Protestanten sich zu nähern. In diesem Sinne schrieb „ein Katholik" an Nathusius: „Geehrter Herr Redakteur — verzeihen Sie, Ihren Titel weiß ich nicht, schadet aber wohl auch nichts, weiß ich doch, daß Sie, obwohl Protestant, doch ein recht braver Christ sind, der, wie die letzte Zeit besonders bewiesen

hat, und das Volksblatt bis jetzt noch beweist, in dieser Zeit des großen Kampfes zwischen Christenthum und modernem Heidenthum, dem positiven Christen jeder Confession sicherlich ein recht erquickendes Vorbild ist."

Im September 1860 traten in Erfurt, von katholischer Seite aufgefordert, einige Katholiken und Protestanten zusammen, zum Zweck einer Verständigung in den politisch-sozialen Fragen der Zeit. Es waren von evangelischer Seite: Professor Heinrich Leo, Geh. Rath Bindewald und Freiherr von Friesen-Rötha. Zu den 4 oder 5 Katholiken gehörten Graf Cajus zu Stolberg-Stolberg und Kaplan Fr. Michelis. Weder Präsident v. Gerlach, noch Geh. Rath Dr. Stahl oder Philipp Nathusius hatten sich daran betheiligt, obgleich ihnen der Versuch einer solchen Verständigung sehr sympathisch war. Man hatte zuerst an eine periodische Widerholung dieser Konferenz gedacht, jedoch wurde später davon abgesehen, und es ist bei dieser einen, höchst einfachen Besprechung geblieben.

Aber nun erhoben die Zeitungsstimmen ein Geschrei über diese Sache, als ob wunder was für Entschließungen gefaßt und geheime Dinge vorbereitet wären. Auch das Volksblatt mußte wieder herhalten, und man scheute sich auch in positiv gerichteten kirchlichen Blättern nicht, Nathusius zu verdächtigen, wogegen ihn Vilmar, der Schreiber der damaligen kirchlichen Quartalberichte mit warmen Worten vertheidigt. Übrigens ging der erste Sturm über die Erfurter Konferenz von Römischen Blättern aus, es wurde ihr der Zweck beigelegt „eine Massenbekehrung zum Katholizismus aus denjenigen Protestanten vorzubereiten, welche noch einen Faden des Glaubens festhalten." Ein anderes Blatt ließ die Zusammenkunft eigens „darum" stattfinden, „um auf der jetzigen protestantischen Einsicht in die sittliche Bedeutung des Pabstthums eine Wiedervereinigung der getrennten Confessionen Deutschlands anzubahnen." Graf

Cajus zu Stolberg fühlte sich gedrungen, in der Kreuzzeitung diesen Unwahrheiten entgegen zu treten. Nathusius aber schreibt im Volksblatt: „Es ist eine traurige Erfahrung mehr von der tiefen und dauernden Verkehrtheit der Anschauungen auf jener Seite — ich enthalte mich zu sagen: eine wissentliche Lüge, weil die Verkehrtheit so groß scheint, daß sie nicht weiß, was sie redet. Den beiden römischen Blättern aber und ihren Lesern wünsche ich von Herzen, daß sie ihrerseits sich zum Katholizismus bekehren möchten, der ihnen fremd ist, und dem sie so schlechte Dienste erweisen." — Im Volksblatt kam dann eine ganze Reihe von Artikeln für und wieder die Erfurter Conferenz, aus protestantischer, wie aus katholischer Feder. Wie schon erwähnt, hatte die Sache sonst gar keine Folgen.

Am 2. Januar 1861 war König Friedrich Wilhelm IV. nach langer Krankheit gestorben. „Ein König ist gegangen," schreibt Nathusius im Volksblatt, „aus einer Zeit, in der rechte Könige theuer sind. — Und er war unser König. Ihn nach Gottes Gebot in Ehren halten, ihm dienen, gehorchen, ihn lieb und werth halten, war keine Pflicht, war eine Lust. — Der Christen Herz braucht, um zu lieben und zu ehren, keine Ideale, und ihre Liebe und Ehrfurcht redet gern die volle Wahrheit und darf's. Wir wissen, daß auch Könige, auch rechte Könige, arme sündige Menschen sind. Wir wissen, daß zu dem warmen und feinen Herzen, zu dem hohen und edlen Geiste, Gott unterm theuren, nun gegangenen Herrn, dasjenige Maaß von Willensfestigkeit versagt hatte, das ein Stück wäre zum vollen Ideal eines Herrschers. Dennoch war er ein rechter König, vor allem darin, daß er wußte, daß er ein Amt vom König der Könige trug, ein Gefühl der vollen Würde hatte, die auf ihn gelegt war, daß er mit seiner ganzen Person dafür eintrat, ohne sie damit zu verwechseln.

„Sprechen wir den tieferen Grund seines Wesens aus:

er war ein Christ. — Nicht als wäre — was nur die Unkunde der Gegner verwechseln kann — seine kirchliche Stellung im Besondern die unsere gewesen. Wir hätten an ihr wohl manches zu klagen und zu beklagen . . . . . Und dennoch wußten wir uns im tiefsten Grunde, im Glauben und in der Liebe mit ihm eins, in der seligen Gemeinschaft, in der durch alle Differenzen hindurch, alle an den Namen des hochgelobten Heilandes Gläubigen sich eins wissen. Er war ein Bekenner auf dem Thron, und dies gute Bekenntniß leuchtete, Lebenskeime weckend und befruchtend, weithin über unser Preußenland hinaus. Die Verleumdung hat an ihm ihre beste Kunst versucht. Er hat auch in dem Haß, der ihm geworden, sich als ein Jünger des Meisters bewährt, der den Seinen nichts anderes verheißen hat . . . ."

Im Oktober schreibt dann Nathusius bei Gelegenheit der Krönung König Wilhelms I. „Unser irdischer Herr und König ist uns in diesen Tagen wiederum mit einem köstlichen Bekenntniß vorangegangen. Er hat vor seinem ganzen Volke, und vor diesem ganzen von den Lügentheorien Satans zerrütteten Welttheil laut und mit dem Nachdruck vielmaliger Wiederholung bekannt, „daß nur von Gott die Krone kommt" . . . . „deshalb" und „eingedenk" dieser großen Wahrheit hat er „durch die Krönung an geheiligter Stätte", durch den Empfang der Krone „von dem geheiligten Tische des Herrn" öffentlich „bekunden" wollen, daß er sie „in Demuth aus Seinen Hände empfangen habe". Er weiß, daß ihn die Gebete seines Volkes umgeben. . . . und er selbst vereinigt damit das Gebet, daß „Sein Segen ihm die Krone erhalte." Gott wolle dies königliche Bekenntniß und dies königliche Gebet an dem Könige segnen. Er wolle von dem Bekenntniß dieser einen Wahrheit aus ihn in die Erkenntniß Seines heiligen Willens in allen Stücken leiten. . . . Er weiß es ohne Zweifel, der theure Herr, daß die große Majorität seines Volkes das Beten verlernt hat

und daß unter den „Gebeten seines Volkes" vorläufig nur die eines Häufleins der dem himmlischen König Treuen zu verstehen sind."

„Die Wahrheit des Königthums von Gottes Gnaden ist nur darum so groß und theuer, weil sie das Verbindungsglied ist zur Ueberleitung alles göttlichen Rechts auf die Verhältnisse der Erde. Wir nehmen die Krönungsfeier mit der Bedeutung, die unser theurer König selbst ihr beigelegt, in die Stunden, die bald schwer genug kommen werden, mit hinüber." —

Bei Gelegenheit der Krönung wurden die vier jüngeren Brüder Nathusius geadelt, während dem ältesten schon im Jahre 1840 der Adel verliehen war. Daß gerade Philipp keinen Werth darauf legte, geht aus einem Brief seines Bruders Wilhelm hervor, der ihm auseinandersetzte, daß es seiner Kinder wegen doch wünschenswerth gewesen, daß es sich auf Alle erstreckte. „Zweitens ist es gerade so gewissermaßen von politischer Tragweite, und ich habe von mehreren Seiten gehört, daß es deswegen in weiten Kreisen frappirt hat, gewissermaßen als ein Reaktionssymptom. Drittens will ich dir noch citieren, daß Gerlach sagte, es hätte ja so kommen müssen, aber ich möchte es doch nicht übel nehmen, wenn er der Meinung wäre, daß Du eigentlich zu gut dazu gewesen wärest. Hiernach mußt Du Dir einen der drei Gründe wählen, um es über dich ergehen zu lassen." Dieselben Gedanken wie Gerlach hatten auch Andere. Freund Ahrendts schreibt: „Ein Brief von P. H. trägt mir sehr herzliche Grüße an Sie auf und beste Gratulationen zu der kleinen Zugbrücke, über welche man jetzt zu Ihrem Namen gelangt. Der letzten Gratulation kann ich mich nicht recht entschließen. Für Ihre Herren Brüder finde ich das „von" durchaus in der Ordnung, allein Ihre ganze Stellung ist eine im Staat so eigenthümlich freie und vornehme, wie die eines bedeutenden Malers oder Musikers; deren Verdienst

aber zu ehren ist so ein **von** viel zu hölzern, obgleich lange noch nicht so hölzern, wie der Rothe Adlerorden."

„Also Sie sind geadelt," schreibt der alte Graf Egloffstein-Arklitten, „das hätten Sie nicht nöthig gehabt. Luther sagt: Es ist keine Tugend Edel geboren worden, sondern sich **Edel machen** lassen. Das geschieht auf folgende Art: Ich habe mich getadelt, da hat mich **Christ geadelt**. Und diesen Adel hatten Sie schon."

„Mit einem triumphierenden Lächeln," schreibt der alte Freund Schmieder, „habe ich gelesen, daß Sie, der Hartangeklagte, mit Ihren Herren Brüdern in den Adelstand erhoben worden sind, was übrigens doch nur die Anerkennung desjenigen Verhältnisses ist, in welches Gottes Segen Sie und Ihre Familie schon gestellt hatte. Die Verpflichtung, die Sie damit überkommen, furchtlos und aufopfernd für das allgemeine Beste zu sorgen, ist für Sie nichts Neues. Sie wußten das längst aus einem höheren Buche."

Philipp Nathusius selbst schreibt: „Es ist eine seltsame Fügung, daß wir die Adelung von dem jetzigen König erhalten sollten, dem lieben vorigen König haben wir sie vor 15 oder 16 Jahren höflich abgelehnt, und da er sie 1857 wieder aufnahm, kam unmittelbar seine Krankheit darüber her. Dies mal sind wir nicht gefragt worden, und die Leute wundern sich, da wir als sehr prononcierte Reaktionäre alle vier bekannt sind. Ich meinerseits wundere mich, daß die Leute aus dergleichen so viel machen, wie ich sehe, daß sie thun. Ohne irgend ein Recht oder Realität, die damit verbunden wären, gemahnt es mich doch einigermaßen an die Anekdote vom Rauch der Garküche und dem Klang des Goldstücks, womit dessen Genuß bezahlt wurde. Doch kann man ja für alles, was wohlgemeint ist, danken."

Im Sommer 1861 machte Philipp Nathusius mit seinen beiden ältesten Söhnen eine Reise nach Schlesien. Er suchte auch alle die Stätten auf, wo er 1841 mit der

geliebten Marie gewandelt war. „Einen vollen goldenen Becher der Erinnerung habe ich heute geleert“ schreibt er von der Wanderung über Gräfenberg. „Wie im Traum bin ich hindurch gewandelt, aus dem mich nur der armen lieben Jungen Langeweile, Verlangen nach einer Restauration .... dann und wann weckte. Ein voller Zug goldener Liebeserinnerung und stiller Thränen gemischt. — Ich bin wie ein Instrument mit zerrissenen Saiten. Es giebt keinen Klang mehr.“

Und doch klang es noch. „Gestern das 2. Hundert Gedichte abgeschlossen“ — schreibt er am 8. September.

Hier stehen zwei davon:

Zeitlose.

Wieder geht das Jahr zu Ende,
Alles, alles geht zur Ruh':
Willst zur Ruhe nicht dich legen
Herz, mein Herz, allein nur du?

Alle Blumen gehn zur Rüste,
Falten ihre Blätter ein;
Eine nur so spät noch blühet,
Einsam, still, die Liebe mein.

Ihr ist Winter gleich als Sommer,
Siehe, sie hat keine Zeit;
Denn aus anderm Lande ist sie,
Und ihr Lenz heißt Ewigkeit.

Herbstgefühl.

Die Frucht senkt tief und tiefer sich am Zweig,
Bald ist sie reif zum Brechen. So auch mir
Wird immer voller, voller, ganz ihr gleich,
Das Herz und schwerer, immer schwerer mir.

Der Du's durch Sonnenblick und Thränen hast
Gezogen aus der armen harten Erden,
O laß, je müder sich entlaubt sein Ast,
Es desto süßer, Dir gefäll'ger werden.

Dann mach's, o Herr, vom letzten Halt hier los
Und laß es sinken sacht in Deinen Schoß.

Auch mit Mariens Lebensbild war Philipp in jenen Jahren sehr beschäftigt, er lebte all die Jahre des Glücks gleichsam wieder in der Erinnerung, er hatte sie wieder, wie er es einmal ausdrückt, und die Umgebungen wunderten sich dann wohl, wenn er bei den Mahlzeiten stumm da saß und doch mit einem Ausdruck innerlicher Freude. Nach und nach trug er zusammen, was er fand in Briefen und Notizbüchern, oder aus mündlichen Erinnerungen der Marien Nahestehenden. Und wie sich die Erinnerungen zum Buch gestalteten, und er nach einem Urtheil darüber verlangte, da zog es ihn zu einem, der eigentlich seiner Marie nicht nah gestanden, der auch in Vielem mit ihm verschieden dachte, und mit dem er doch von Jahr zu Jahr lieber verkehrte. Dies war sein Schwager Pabst, ein Theologe von entschieden positiver, ja lutherischer Überzeugung, der aber durch seinen Entwicklungsgang und sein jahrelanges Fernbleiben in Italien, die Phasen des geistigen und kirchlichen wie des politischen Lebens in der Heimath nicht mit durchgemacht hatte, und den manches, was er vorfand, fremd berührte. Im tiefsten Grunde verstanden sich die beiden Schwäger, aber auf die frei geäußerten Meinungsverschiedenheiten bezieht es sich, wenn Nathusius an Pabst schreibt:

„Mir ist in den letzten Jahren, wo ich so manche Gnade erfahren, unter anderm auch in dem Bewußtsein recht wohl geworden, daß wir nicht bloß unsere Sünden, sondern auch unsere Dummheiten ein für alle Mal und

tagtäglich wieder in die Hände der Gnade legen und uns weiter nicht drum kümmern dürfen. Das soll nun gar nicht anzüglich sein, sondern an Dir liebem, überlegsamem Schwager würde es mir ordentlich erquicklich, weil um so sympathischer sein, wenn ich Dich einmal eine rechtschaffene Dummheit sagen oder thun sähe. Nur das wollte ich sagen, daß Du gar nicht zu fürchten brauchst, die Liebe durch etwas frei Heraussagen zu verletzen. Das wäre ja eine Liebe, die zu pflegen und zu halten nicht sehr der Mühe werth wäre." —

Pabst schreibt in Bezug auf sein Verhältniß zu Marie, wie auch zu Philipps kirchlicher und politischer Stellung:

„Es haben sich für mich niemals auch nur Minuten gefunden, in denen es zu näherem Verkehr und eigentlichem Gespräch zwischen mir und Marie hätte kommen können. Deshalb habe ich mich nie darüber, daß mir Marie fremd geblieben, sondern wohl manchmal darüber verwundert, daß ich bei aller Verschiedenheit in dem, was durch Erziehung und Reflection sich dem Menschen anbildet, ein so entschiedenes Gefühl natürlicher Zugehörigkeit zu Marie hatte. Trotzdem liegt in Deiner Äußerung: „ihr Wesen hätte mir immer etwas ziemlich Fremdes gehabt" etwas Wahres. Fremd war mir wie an Dir selbst, so auch an Marie, alles das, was die damalige Strömung der Zeit an Anschauungen und geistigen façons angesetzt hatte."

„Zunächst habe ich Dir nie einen Hehl daraus gemacht, daß ich die politische und kirchliche Richtung, welche ich der Kürze halber hier als die der Kreuzzeitungspartei bezeichnen darf, ihrem innersten Kern und eigenthümlichen Ziele nach schlechthin unverträglich halte mit dem Bekenntniß, der Lebensrichtung und Aufgabe der protestantischen Kirche. Was immer für eine Kirche diese Partei träumen oder bauen mag; die Kirche, welche durch die Reformation geworden, ist das nicht. Da ich nun aber mit allen Wurzeln

und Fasern meines Glaubens (soweit ich denn durch Gottes Erbarmen Glauben habe) mich in die Kirche deutscher Reformation eingeflochten fühle, so muß Alles, was derselben bewußt oder unbewußt widerstrebt, für mich etwas Fremdes haben."

„Dieses Fremde aber war mir zweitens auch um deswillen fremd, weil es so wenig zu dem Bilde von Euch paßte, welches ich durch Lullus Mittheilungen überkommen hatte. Habe ich sie damals nicht ganz falsch verstanden, so muß sich in den circa zehn Jahren, die zwischen ihrem Abschiede von Euch und der Zeit, wo sie mich zu Euch brachte, lag, vieles an Euch verändert haben. Statt des Dichters, den ich zu finden erwartet hatte, fand ich einen Politiker und Volksblattschreiber; statt eines Humanisten einen Streiter für Dogma, Kirche und das, was man göttliche Ordnung nannte, — statt eines Weltbürgers einen Kämpfer für die schwarz-weiße Fahne, und statt der Lindigkeit und Milde, in welcher Du mir immer vor Augen gestanden hattest, ein schroffes Herauskehren von immer (wie es mir erscheinen mußte) nur einer Seite. . ."

Philipp schreibt an Pabst im Januar 1862:

„Sonderbar ists, daß während wir Beide in allen konkreten Fällen, soviel ich bemerkt habe, auch im Kirchlichen und Politischen, sehr wohl zusammen stimmen, gewisse allgemeine Anschauungen zwischen uns zu stehen scheinen, die uns darin nicht zusammen kommen lassen. Und ists einerseits ein natürlicher, lebhafter, ja ich muß sagen, manchmal schmerzlicher Wunsch, sie hinweg zu räumen, so ist es uns andererseits vielleicht zum Guten geordnet — einmal, daß es einen gewissen Reiz lebendig erhält, dann auch, so suche ichs für mich wenigstens zu nehmen, daß wir einander darin auch korrigierend etwas sein sollen.... Daß wir Beide, Marie und ich, in 10 Jahren sehr viel

anders geworden waren, hielt ich für sich von selbst verstehend. Das können ja doch Leute, die für Gottes gnädige Winke und Weisungen in Allem, was von innen und außen an uns kommt, sich nicht geradezu verschließen, in 10 Jahren nicht anders, am wenigsten so jugendliche, in der Entwickelung Begriffene. Denke doch, daß wir, wie ich durch Briefe jetzt wieder erinnert wurde, als Brautleute in allem Ernst Pläne schmiedeten, incognito auf der Bühne aufzutreten. Daneben finde ich in dem Brautbriefwechsel, daß ich schon damals Marien auch den Gedanken zu einem „Rettungshaus für verwahrloste Kinder" vorlege. Dennoch finden sich immer, wie auch das eben genannte Beispiel in seltsamer Art bestätigt, auch Continuitäten. . . . . Mir ist's eine recht wundersame Führung Gottes, daß Er mich zum „Volksblattschreiber" gemacht hat. Wenn mir Jemand den allem Anschein nach so völlig sinn- und zwecklosen Bildungsgang vorlegte, den ich durchzumachen gehabt habe: von allem etwas lernen, und nichts recht — Schiffsbaukunst, Kalenderlehre, analytische Chemie, Ästhetik, Ökonomie, Meteorologie, Generalbaß, vergleichende Physiognomik — ich nenne nur von den diversesten Etwas — und zugleich von früh auf zum praktischen Geschäftsgang, Buchführung, Correspondenz, 2c. 2c. angehalten; — und bei dem Allen ein steter Drang zum Schriftstellern und Produciren, und doch nicht Spannkraft, etwas Zusammenhängendes von einigem Umfang zu Stande zu bringen, überhaupt etwas fertig zu machen, außer wenn es gerade zu dem Tag und der Stunde sein muß; — und hätte mich gefragt: was soll nun aus dem Menschen werden? so hätte ich in der That keine Antwort gewußt. Der treue und wunderliche Gott hat sie gewußt. — Dabei ist's mir immer ein großer Trost gewesen in den Gewissensbedenken, die ich doch noch viele Jahre lang, eigentlich bis 57, dabei hatte, ein Blatt so schlecht, wie ichs kann, zu redigiren, —

daß es mir recht geschickt und eigentlich aufgedrungen war."

„Daß ich mit der Uebernahme des Blattes zugleich in eine bestimmte Tradition eintrat, halte ich für einen der guten Wege Gottes, die Er uns führt. Ich wenigstens bin so ein schwaches Subject, daß ich immer froh bin Objecte zu finden, die stärker sind als ich. Ich habe das Blatt nicht zu dem gemacht, was es ist, sondern wesentlich ist es dasselbe gewesen; nur das fanden die Leute, in einer freieren, menschlich-gemeingültigeren Weise führte ich's fort. Und dann haben sie später gefunden, es sei lutherischer geworden. Daß ich mich in die Tradition des Blattes einleben konnte, setzte voraus, daß die Veränderung, von der ich zum Anfang sprach, zum großen Theil schon mit mir geschehen war, die Veränderung — mit dem einen kürzesten Worte gesagt: aus einem Idealisten, der auch die Welt in einem äußerlichen Fortschritt begriffen sah, zu einem armen Sünder, der weiß, daß sammt ihm die ganze Welt im Argen liegt und einer künftigen herrlichen Freiheit harrt, die aber erst noch durch ein ernstes Gericht von dieser Zeit getrennt ist."

„Man zieht aber den alten Menschen nicht wie einen Rock aus; ich habe von Kindesbeinen an zu nichts so große Anlage gehabt, als zur Rechthaberei, zur Einseitigkeit, zum Parteinehmen, zu den Extremen. Auch eine Schwachheit für politische Theilnahme, (obwohl das politische Treiben mir noch jetzt, und jetzt mehr als je, auch wieder tief antipathisch ist) hatte mich schon vom 15. Jahr an sämmtliche darin etwa mögliche Phasen durchmachen lassen."

„Das Jahr 1848 hast Du nicht mit durchgemacht; sonst würdest Du vielleicht die Parteibildung erklärlicher finden. Sie ist etwas historisch Gewordenes. Mir ist übrigens das Jahr 1848 hauptsächlich dadurch (innerlich) zum entscheidenden geworden, daß ich meiner Schwäche

daran recht inne wurde. Manchen Morgen bin ich in meiner Stube auf und ab gegangen und habe nach Fassung gerungen; nicht, über mich ergehen zu lassen, was da kommen möge — das schien mir schließlich so schwer nicht — aber zu thun was recht wäre. Du mußt denken, daß ich Polizei-Obrigkeit von 3 Dörfern war und daß ich für diese meine Stellung eine große Empfindlichkeit hatte; ich glaube, ich hätte — bei der äußerst geringen Dosis von persönlichem Muth, über deren Besitz ich mich nicht täusche — mein Leben dafür lassen können, Dinge mir und in meinem Bereich nicht geschehen zu lassen, die andere sich haben gefallen lassen müssen. Und Du mußt ferner denken, daß es doch Monate lang so stand, daß wenn wir von einem Spaziergang aus dem Garten kamen und irgend ein ungewöhnliches Geräusch hörten, der Gedanke entstand: jetzt geht es vielleicht auf Tod und Leben. Genug, ich wurde bei mir selbst gründlich inne, daß der Mensch auf eigenen Füßen nicht stehn kann, daß ich mich umsehen müßte nach einem lebendigen, mächtigen Helfer, was ich bis dahin eigentlich nie gethan hatte. Und das ist dann eine Sache von unendlichen Konsequenzen. — Auch der Fortgang von Althaldensleben wurde doch wesentlich mit bestimmt dadurch, daß ich mich zu schwach fühlte, in den alten Umgebungen und Traditionen ein neues Leben anzufangen."

„Eine weitere Erfahrung war mir der Eintritt in einen Kreis von ‚christlichen Leuten', was ich definiren möchte: solchen, die nach Gottes Wort zu leben ernstlich streben; denn wie weit der eine oder andere für seine Person ‚gläubig' ist, ist wohl schwer zu beurtheilen. Ich für meine Person habe mich auch immer gehütet, mich, der ich auf einer ziemlich tiefen Stufe stand, dafür auszugeben; ich hätte nie per ‚wir Gläubigen' sprechen mögen; aber ich bin natürlich vielfach für das genommen worden, was

unter meiner Redaktion ausging. Ich muß sagen, daß ich mich wunderte über die Haltung dieser Leute und wie leicht mit ihnen zu leben und in allen Fällen auszukommen war. Dafür finde ich den einen Grund, daß sie es wissen, daß sie allesammt nichts taugen. Dies waren und sind meine Volksblattleute. Soviel ich persönlich und brieflich mit ihnen in Berührung gekommen bin, muß ich gestehn, daß ich mich immer unter meinem Publikum gefühlt habe."

„Dagegen muß ich es aber ernstlich verwahren, daß Du es mit dem der Kreuzzeitung zusammen zu werfen scheinst. Es selbst ist sich des Unterschiedes aufs deutlichste bewußt. Indessen lasse ich auch darum die Kreuzzeitung nicht etwa fallen. Was Du für eine besondere kirchliche Stellung in derselben findest, weiß ich eigentlich nicht. Ich finde gar keine darin. Indessen halte ich auch das für ein Großes, daß — auch nur in dieser farblosen Allgemeinheit — eben doch der Herr Christus ganz entschieden auch auf offnem Markte wieder bekannt wird und daß ein Blatt, das dies Bekenntniß trägt, täglich in so viel tausend Hände der Vornehmsten unter dem Volke kommt. Das Reich Gottes muß als ein Sauerteig Alles durchdringen, auch die politischen Institutionen; warum sollten sie allein davon ausgeschlossen sein? Und die politischen Kämpfe sind — in dieser unsrer Zeit wenigstens — ganz sichtlich von den höchsten und tiefsten Fragen tingirt. Wäre dies nicht der Fall, so hielte man viel besser die Hände ganz von der Politik fern. Darum kann ich nicht anders als dabei beharren, ein entschiedenes Rechts und Links auch in der politischen Haltung zu betonen, was mit dem am jüngsten Gericht zwar nicht in den Personen congruent ist, aber im Wesen doch damit zusammenhängt und dahin zielt. Die Leute, wie gesagt, die „Herr, Herr" sagen, kanonisire ich damit so wenig, als ich die andern verdamme. Sind sie, indem sie sich auf die rechte Seite stellen, nicht

die rechten Leute, so wird auch das offenbar werden, (daß sie alle sündige Menschen sind, versteht sich von selbst, mit den rechten Leuten meine ich nur bußfertige Sünder). Aber die Leute kann man doch nicht mit dem Princip verwechseln. Ich erkenne vollkommen an, daß ein Christ ebenso gut Republikaner sein kann als Royalist; aber die Form macht es nicht aus, sondern die Behandlung der Dinge."

„Du bist, lieber Freund, — wie sie in der Kammer zu sagen pflegen — ein Wilder. Du bist selbständig genug um über den Parteien zu stehen; ich bin, wie schon gesagt, zu schwach dazu, ich brauche eine Anlehnung. Und Du würdest es doch auch nicht durchführen können, wenn Du ein Blatt zu redigiren hättest."

„Ich komme nun aufs Kirchliche. Du fandest schon, als Du nach Deutschland kamst, in mir einen Eiferer für Dogma. Das überrascht mich, weil ich eigentlich meine, ich hätte damals sehr wacklig in dieser Beziehung gestanden. Und von solch lutherischer Seite, wie sie Dir, glaube ich, am nächsten steht, ist mir auf Äußerungen von vor Jahren hin, noch jetzt vorgeworfen, daß ich auf die Lehre nicht das nöthige Gewicht lege. Habe ich seitdem wenigstens unsere Bekenntnißschriften kennen gelernt (darüber hinaus von Dogmatiken sind mir, außer Schleiermachers, die ich als Schüler Elsters zu $^3/_4$ gelesen, nur ein paar Stellen aus Martensen bekannt) und stimme ich ihnen von Herzen bei, so ist es um der psychologischen Wahrheit willen, die mir darin begegnet."

„Wobei Du mich mehr als „Eiferer" vielleicht ertappt hast, das ist — wenn ichs in das weitste Wort zusammenfasse — das Darstellende in der Kirche und das mag mit meiner ästhetischen, Gestalt suchenden Richtung von Jugend auf zusammenhängen."

„Zunächst im Kultus. Dann in den Ordnungen der Kirche, also etwa zunächst was man „Kirchenzucht" nennt. Als Du nach Deutschland kamst, kämpfte ich im Volksblatt noch gegen Kirchenzucht; ich habe mich auch darin erst zum Besseren gewandt durch Belehrung. Ich kämpfte, wie wohl die meisten, die dagegen kämpften, gegen ein Phantom, das ich mir davon gemacht. Sobald es mir in concreten Fällen entgegentrat, war ich natürlich dafür."

„Bei dem allen — denn ich habe Dir eben nur meine Erfahrungen und meine Anschauungen hierin klar machen wollen — bin ich ja gern überzeugt, daß Du weisere Einsichten hast als ich. Ich möchte Dich nur bitten, mich gewissermaßen in flagranti zu fassen und mir in diesem oder jenem concreten Worte, das ich im Volksblatt schreibe, klar zu machen, worin mein Irrthum besteht. Dieses würde mir viel lehrreicher und förderlicher sein, als wenn Du dem Volksblatt summarisch eine gewisse Scheidelinie entgegen hältst, wobei ich immer mit dem Wunsche, mich zu reformiren, nicht weiß, wie und worin ichs anzufangen habe. Und schließlich — um der Sache noch näher zu treten und nicht zu ernsthaft zu werden — schreib mir doch noch besser gleich solche Briefe, die ich zum Nutzen aller meiner Mitschuldigen ins Volksblatt setzen und worauf ich Dir ebenfalls auch gleich dort antworten kann. Denn ich merke doch, daß ich solche Briefe wie diesen nicht viel nebenbei fertig kriegen werde. Und so mache ich Dich denn durch dieses Dir einzig und allein hiermit ertheilte General-Privilegium der Mit-Arbeiterschaft, nämlich unbesehens Deine Einsendungen aufzunehmen — sogar verantwortlich für das Gute, was im Volksblatt nicht steht und für das Unrechte, was darin steht und ungerügt bleibt . . . ."

Ein Mitarbeiter des Volksblatts ist nun Pabst nicht geworden, aber ein treuer Freund Philipps geblieben.

Ihm hat er auch, zusammen mit Karl Scheele den ersten Band des Lebensbildes seiner Marie zugeeignet. Vorläufig kam er mit allen Kindern nach Althaldensleben zu Ostern, und es machte ihm große Freude, die ersten Kapitel den beiden Schwestern und dem Schwager Pabst vorzulesen.

Die beiden ältesten Söhne hatten ihr Abiturienten-Examen vorher glücklich bestanden und im Mai zogen die jungen Studenten fort nach Heidelberg, später nach Halle. „Auf den Briefwechsel mit ihnen habe ich mich eigentlich gefreut," schreibt der Vater, „es wird aber wohl so wie meist im Menschenleben werden, daß eben der Gedanke das Schöne ist und es denn doch nicht viel dazu kommt." In der Folge kam es aber mit dem Theologen Martin zu einem recht eifrigen Briefwechsel, worin des Vaters rührende Fürsorge auch für kleine Dinge sich ausspricht: Mahnungen zur Vorsicht, zum Denken an manche Dinge, zu Besuchen bei Familien, die irgend welche Beziehungen zu Philipp oder Marie gehabt hatten. „Sie würden sich doch freuen, von uns zu hören." So in Halle der Oberprediger Bracker, Philipps Jugendgespiele, „Stelle Dich nicht fremd zu ihm." — „Desgleichen Professor Schaller, der Deine Mama als Mädchen so gut gekannt hat." Dann wiederholte Ermahnungen, daß diese oder jene kleine Auslage, die ihm berechnet sei, noch nicht stimmt. Dazwischen häufige Ausdrücke der Sehnsucht und der Freude auf das Wiedersehen.

Die Ferienzeiten der Studenten waren dann ein Fest für das ganze Haus. Der Vater — trotz dem Hintergrund von tiefer Wehmuth — beförderte das fröhliche Treiben in Haus und Garten, Berg und Thal. Jedes Jahr wurde eine Harzreise gemacht; in diesem Sommer 1862 nahmen einige Neffen aus Althaldensleben Theil daran. Im nächsten Jahre wanderte Philipp nur mit den beiden ältesten Töchtern und dem kleinen Heinrich, der den alten Rothschimmel-Pony am Zügel führte.' „Die Harzreise" schreibt

Nathusius, „war wunderschön, obgleich etwas kalt und täglich ein bischen Regen. Der Pony mußte meist ledig gehen, bis den letzten Tag, wo ich die Mädchen nöthigte, abwechselnd zu reiten, der starken Tour wegen. Heinemann hatte sein Vergnügen, ihn zu führen und besorgte ihn immer sehr ordentlich in den Wirthshäusern. Ohne den Pony wäre es gar nichts gewesen."

Aus Briefen an Hannchen: „November 62. Daß es nach oben geht, immer ein Stück weiter, das ist ja das beste an jedem Geburtstag. Aber auch hier, auf der Reise und in der Nachtherberge soll es Dir noch viel Freude geben und muß es viel Freude geben. Jemehr man für alles danken lernt und weiß, daß uns kein Übel treffen kann". . . .

„Ich habe mich heute zum lieben Sonntag zuerst wieder in Mariechens Lebensbild vertieft, gebe Gott, daß ich bis Weihnachten nun in einem Zuge dabei bleibe. Es wird mir wieder ein schöner Winter werden. . . ."

„26. Februar 63. Ich habe in dieser Woche endlich seit meinem Kranksein [einer Grippe] die 100 Kleinigkeiten, an deren Ufer man wartet, wie der Narr am Bache, bis er abgelaufen sei, beiseite lassend an Mariechens Leben mich wieder gemacht, weil mir bange ward, daß es dies Jahr wieder nicht fertig würde."

An Besuchen in Neinstedt fehlte es nie: „Wenn schön Wetter ist, kommt jetzt fast alle Tage irgend was." Im Sommer 1862 wird u. a. ein Slovaken-Pastor erwähnt. Auch Treviranus kam als gern gesehener Gast, und die Gespräche über Lutherthum, Union u. dgl. scheinen sehr freundschaftlicher Art gewesen zu sein. Nathusius schreibt ihm: „6. November 62. Wir waren gestern über 100 Personen im Betsaal des Rettungshauses beisammen bei Chokolade, Kaffee und Kuchen, und haben viele Lieder gesungen. Darunter auch meine jüngste Schwester, zwei

meiner Brüder mit allerlei heranwachsenden und herangewachsenen Töchtern, meine Studenten von Halle u. s. w. Als ich wieder herüber in mein Zimmer kam, fand ich Ihren treuen Brief, lieber Freund, der mich allemal um so mehr rührt, je mehr ich mich daran meines eigenen unordentlichen Wesens bewußt werde ..... Wenn Sie nächsten Sommer in Suderode sind, hoffe ich, werden Sie auch mit Neinstedt gute Nachbarschaft machen, da Sie gesehen haben, daß wir nicht ganz so schlimm sind, wie unser Ruf ..... Die Zahl der Pastoren unserer Gegend hat sich um einen vermehrt, dadurch, daß neulich unser früherer Oberhelfer Tschanter in Friedrichsbrunnen, bisher einem Filial von Suderode, oben auf dem Harz, eingeführt worden ist; er muß Pastor und Kantor zugleich machen, und hat zwar sehr wenig zu beißen und zu brechen, dafür aber eine wunderschöne Aussicht auf das ganze Brockengebirge ..... Der Herr sei auch ferner mit Ihnen, er erhalte Ihnen bis ans Ende die geistige Jugend und Frische, deren wir alle uns an Ihnen erfreut haben — wenn die Füße auch nicht mehr mit wollen. Dies Mißverhältniß zwischen Seele und Leib, das bei denen, die im Leben leben, je länger je mehr eintritt, ist mir immer ein recht bedeutungsvoller Fingerzeig von den verschiedenen Wegen beider: die Hülle wird immer älter und der Geist immer jünger, so muß sie ja von ihm abfallen". —

Kapitel VIII.

Die Krankheitsjahre.



Im Sommer 1863 bekamen Philipps Töchter die Masern. Nach ihnen erkrankte auch der Vater. Kurz vor dem Ausbruch der Krankheit, schon fiebernd und mit benommenem Kopf, schreibt er an Martin vom 7. August: „In diesen drei Tagen, wo ich absolut nichts anfangen konnte, habe ich Niebuhrs drei Bände römischer Geschichte durchstudirt, mit dem dazu gehörigen aus Leos Universalgeschichte und Mariens Reisetagebuch, und mich so in die Vergangenheit geflüchtet." Und das nannte er nichts anfangen können! Er wurde recht krank und konnte sich nur sehr langsam erholen. Damals schrieb er: „Wenn man nach durchgemachter Seekrankheit auf einer Insel landet, ist es ein höchst widerwärtiges Gefühl zu wissen, du kannst nun nicht fort ohne dem noch einmal ausgesetzt zu sein. Umgekehrt ist es mir ein sehr angenehmes Gefühl, doch höchst wahrscheinlicher Weise die Masern in diesem übrigen Leben nun nicht noch einmal vor mir zu haben."

Seit dieser Zeit ist Philipp Nathusius nie wieder gesund gewesen. Im October nach einer Erkältung fing er wieder an zu fiebern, und der Arzt fand ein Lungen-Emphysem und verlangte große Schonung. „Das giebt allerlei ernste Gedanken," schreibt er im Tagebuch, „Gott sei Dank, keine quälenden, wenn ich gleich ja manches gern erst noch fertig ausgerichtet hätte." —

November. „Der schrecklichste Feind der Menschen ist die Perspektive, vermöge derer das edelste Gut oder Übel in der unmittelbaren Nähe ihnen größer erscheint als die größte Aussicht in die Ewigkeit. Sie ist es, die Tausende

und Abertausende berückt und mit der man immer wieder im Glauben zu kämpfen hat. Schmerz macht golden Herz, sagt Abraham a Santa Clara. Und so will es Gott wohl. Als ich noch im tiefen Leid war, dachte ich oft: warum schickt Gott nur nicht allen Predigern mehr Kreuz! Das ist doch unbegreiflich! Aber ich habe an mir selbst leider erfahren, daß die bloße Heimsuchung es auch nicht thut."

Anfang Dezember hatte er nach einer neuen Erkältung eine Brustfellentzündung — es war dieselbe Krankheit, die seiner Marie Leben endete, und dieselben Tage der Erkrankung. Das bewegte ihn sehr: „Ich dachte ernstlich daran, wenn es auch meine letzte Niederlage wäre." — So ging es mit öfteren Rückfällen durch den Winter. „Ich komme nun doch ins Invaliden-Corps," schreibt er im Januar 1864. „Ich hätte mir, nach meinen Gedanken, wohl gewünscht, bis vors Ende rechte leibliche Rüstigkeit. Gott der Herr aber weiß am Besten, was uns gut. Wenn Er's will, kann Er ja machen, daß ich auch noch wieder rüstig werde."

In dieser Zeit beschäftigte sich Nathusius damit, aus Mariens Lieder-Compositionen 100 zum Druck auszusuchen, mit Martins Hülfe. Das war ihm eine sehr liebe Arbeit, und ebenso ihr Lebensbild, an dem er fleißig schrieb. „Es ist mir doch ein täglicher Lebensgenuß," schreibt er, „und wenn ich einmal 4 Wochen die ganze übrige Welt zuschließen könnte mit Volksblatt und Schleswig-Holstein, Postsachen und Rettungshaus und Besuchen — was müßte das für eine Wonne sein!" — An Martin schreibt er am 25. Januar: „Draußen ist es, als ob Schleswig-Holstein zum Trotz Frühling werden wollte, was Du vielleicht auch schon gemerkt hast. Ich trinke Mittags Bier, und Abends und Morgens Milch mit Selterwasser und gehe täglich, wenn kein Grund dagegen, etwas heraus, sitze außerdem im Kriege zwischen Deiner Mama Lebensbild und den Tagesanforderungen, wobei das Erstere aber immer weiter fortrückt."

8. Febr. Aus dem Tagebuch: „Die Kinder nehmen jetzt so lebhaft Theil an unseren Truppen in Schleswig, zupfen allesammt Charpie und machen Binden und wickeln Garn zu Strümpfen, da dachte ich wie du liebe Marie sie dabei fröhlich leiten würdest. Sie waren gestern bei Kügelgens (in Ballenstedt) und haben mit der Prinzeß Luise (v. Holstein) Schimmel gespielt, die bestellt hatte, es ihr doch sagen zu lassen, wenn die Reinstedter Kinder mal kämen. Auch das kann mir manchmal so weh sein, wenn Andere sich über deine Kinder freuen und du bist nicht da. Es ist mir wie ein Raub an dir. — Der Glaube, die gewisse Zuversicht dessen was man nicht sieht, bleibt doch immer ein schweres Ding."

Im März kam eine erneute Niederlage, schwerer und länger als die Vorigen. Die Ärzte schickten ihn im Juni in die Schweiz. Zunächst ging er mit 2 Töchtern auf 4 Wochen nach Clarens, dann nach Interlaken. Er schrieb von dort ausführliche Reisebriefe fürs Volksblatt, worin er hübsche Schilderungen giebt, über Land und Leute berichtet und manche Betrachtungen daran knüpft. Aus einem Brief an seine Schwägerin Marie: „Du liest, wie ich sehe, die gedruckten Reisebriefe . . . Es geht mir mit diesen Briefen wie mit meinen meisten Schreibereien, daß ich bald nach dem Schreiben denke, es ist nichts, es ist namentlich zu subjectiv, wenigstens nichts für die Öffentlichkeit. Du wolltest einmal ab und zu Gedichte von mir haben und da will es eine seltsame Fügung, daß ich heute Morgen beim Molken-Promeniren, das erste wieder seit Jahr und Tag aufgeschrieben habe. Um der seltsamen Fügung willen schicke ich es Dir."

Traum.

Mir träumt', Du wärst von mir gegangen,
Ich wär' allein, so ganz allein,
Und mich erfaßt solch großes Bangen
Und brennt mir so ins Herz hinein.

Mir träumt, bald hätt' ich sieben Jahre
Zuletzt die liebe Hand gedrückt,
So lange Jahre nicht ins klare
Tröstliche Antlitz Dir geblickt.

So lang der öde Traum schon dauert,
Bald dächt ich, es wär' wahr. So kalt
Wird es mir um das Herz. Mich schauert.
Mein Vater! wecke mich doch bald!

Von Interlaken ging Nathusius mit seinen Töchtern nach Heiden in Appenzell, wo er Molken trank. Der Aufenthalt war ihm sehr angenehm und er sprach besonders gern davon, hatte auch anziehende Bekanntschaften gemacht. „Ganz treffliche Leute," schreibt er im folgenden Jahr an seinen Sohn Martin, „sind die beiden Gebrüder Züst, Fabrikanten, doch Schweizer ganz sans façon . . . . Es sind Reformirte mit einer entschieden lutherischen Ader, daher auch seltener Weise Volksblattleser . . . . Die Züsts, die viel deutsche Professoren gut persönlich kennen, können Dir auch Notizen zur Gebirgsreise geben. Der ältere erzählte mir, wie er mit Löhe in einem Tage von Heiden bis aufs Hochgebirge gegangen, und hatte nicht übel Lust, es mit mir zu wiederholen; ich konnte mirs aber natürlich nicht zumuthen. Ich habe die Gegend bloß in Gedanken und mit dem Auge aus der Ferne bereist."

Nach seiner Rückkehr aus der Schweiz fühlte sich Nathusius in neu erlangter Gesundheit vielleicht zu sicher, er fing an sich als Genesender zu betrachten, wollte sich abhärten und holte sich wieder neue Erkältungen. Mit seiner Schwester Hannchen und den Königsborner Geschwistern machte er noch einige Harzpartien, mußte sich aber darauf wieder legen mit Frost und heftigen Brustschmerzen. Er fühlte sich sehr elend und tief niedergeschlagen. „Übermorgen," schreibt er im Oktober, „kommt Schwester Hannchen wieder, mir ein großer Trost. Wenn ich sie überhaupt

hätte, einen hätte, der Trost, Rath, Halt sein könnte. Wie Du willst! Du bist doch viel gütiger, als ich verdiene."

„Was weiter, weiß der Herr. Er weiß wohl auch, was mir noth thut, daß er mich von Tag zu Tag am Bande hält und indem ich mich so täglich ganz in seine Hand gebe, täglich harre und bitte, täglich ihm alles anheimstellen mußte, ist mir eigentlich geistig diese letzte Zeit wohler gewesen, als seit lange."

„Durch alle diese Tage, die uns nicht gefallen, hindurch klangen Deine Lieder, du liebe Marie. Vorigen Weihnachten mit Martin das Durchsingen, Durchspielen und Aussuchen. In der Genesungszeit das letzte Zubereiten zum Druck. In Interlaken die ersten Korrekturbogen und jetzt im Bette noch das Korrigiren der letzten, und in den Zwischenräumen noch das Register und das Vorwort."

Zu einem Aufenthalt in Nizza, den der Arzt wünschte, konnte sich Nathusius nicht verstehen und verlebte den Winter zwischen Fallen und Aufstehen. Er schreibt im März 1865:

„Seit Weihnachten habe ich nun fest in der Stube gesessen, das erste Mal in meinem Leben; die Kinder alle mit mir (waren krank am Stickhusten). Es war kein leichter Winter. Seit Mitte Januar habe ich die Kinder immer auf die Lerchen, die nun bald singen würden, vertröstet, aber der Winter war sehr hartnäckig und heute liegt noch einmal die Welt in weißer Schneedecke." Um Pfingsten war die Mutter Nathusius schwer krank, Philipp fuhr nach Althaldensleben. „Ich wußte nicht, ob zum Sterbebett oder Begräbniß der Mutter." Doch erholte sie sich, wider alles Erwarten. Das Zusammensein der sieben Geschwister in der alten Heimath war ihm besonders lieb.

Vom 1. Mai ab bestieg er täglich eine Höhe, um zu sehen, ob sich der Brustkasten wirklich noch einmal ausweiten ließe. Nach dem Jahresfest im Sommer ging er zur Traubenkur nach Meran, in Begleitung seines Sohnes

Martin, der von Tübingen aus mit ihm in München zusammentraf. Sie gingen über Insbruck, den Brenner und Bozen, wohnten drei Wochen in Obermais. Tägliche Wanderungen wurden unternommen, oft hoch hinauf in die Berge, in das Passeyer zum Sand-Wirthshaus. Sein Sohn fand ihn im Ganzen recht wehmüthig, aber oft recht gesprächig. Zu ihrem Verkehr gehörte Professor Johannes Huber, der spätere Altkatholik, und die früher berühmte Schauspielerin Charlotte von Hagn, die Nathusius in ihrer Glanzzeit gekannt hatte, nun eine alte Dame.

Hier ein heiterer Brief an seinen kleinen Friedrich: „Obermais 12. Sept. 1865. Wenn Du mit hier wärest, würdest Du es Dir gewiß recht gut schmecken lassen, so viel schönes Obst giebt es hier; und dann brauchten wir auch nicht wie neulich, vergeblich nach Brombeeren zu suchen, hier wachsen sie an allen Hecken, sind so groß wie kleine Pflaumen, ganz süß und gewürzig, und so voll, daß man sich an einem Strauch fast satt essen kann. Außerdem giebt es in großer Masse die schönen rothen Berberitzen, die aber freilich sauer wie Zitronen, nur gegen den Durst gut sind und auch spitzige Stacheln haben. Man steckt sie überall hin, wo Niemand gehen soll, wie man bei uns Strohwische hinsteckt, denn es giebt hier hundert Wege, weil Alles ganz kleine Felder, Weinberge, Wiesen und einzelne Häuser sind, und nur auf wenigen Wegen darf eigentlich Jedermann, der da nichts zu suchen hat, gehen. Kommt man nun auf solche Berberitzten Wege, so kommt plötzlich aus den dichten Weinlaubengängen der Saltner heraus, das ist, was man bei uns den Pannemann nennt. Der sieht aber hier ganz gefährlich aus: auf dem Kopf hat er einen ungeheuren Hut von Fuchspelz mit soviel Hahnenfedern darauf, daß gewiß $^1/_2$ Dutzend Hähne dazu nöthig sind, und unter dem weit überstehendem Hut, von welchem 4 Fuchsschwänze herunter hängen, guckt das braune Gesicht mit den schwarzen Augen ganz unheimlich

heraus. Dazu auf der Brust ein Gehänge von weißen Eberzähnen. Ein Herr, der mit uns bei Tisch sitzt, hat sein Messer blank gezogen, als der Saltner plötzlich vor ihn trat, weil er ihn für einen Wahnsinnigen gehalten hat. Ein anderer Herr hat vorig Jahr ihm seine Uhr und Geldbörse rasch hingeworfen und ist davon gelaufen, weil er glaubte, es wäre ein Räuber, er ist dann gleich auf die Polizei gegangen und hat die schreckliche Geschichte erzählt; da ist aber der Saltner auch gleich darauf hingekommen und hat die Uhr und Geldbörse abgeliefert und da haben die sehr gelacht. Martin und ich nennen sie immer Irokesen, weil sie uns ganz wie Nordamerikaner Indianer-Krieger in ihrem schrecklichen Schmuck vorkamen. Sie sind aber so schlimm nicht, sondern strecken höchstens ihre Hellebarde über den Weg und bitten sich einen „Tobackkreuzer" aus und lassen einen dann ruhig weiter gehen, wenn sie sehen, daß man nicht auf Traubenstehlen ausgeht. Nun habe ich Dir genug für heute erzählt. Mehr als die Hälfte der Zeit ist schon um, bis ich Euch lieben Kinder wills Gott wiedersehe, worauf ich mich sehr freue. Sei nur in Althaldensleben und Blönsdorf recht artig; denke immer, lieber Friedrich, daß bei allem, was Du sagst und thust, des lieben Gottes Auge Dich sieht, ja bis in dein Herz hinein sieht und alle Deine Gedanken vor sich hat, und bitte ihn, daß er Dir ein frommes Herz giebt. Er behüte Dich an Leib und Seele. Dein Papa."

Zurück ging es unter dem Ortler durch, den schönen Weg nach Trafoy zu Fuß. Trotz einer Erkältung am andern Tage bei der Wagenfahrt, die etwas Fieber und Katarrh zur Folge hatte, überstand er die Rückfahrt recht gut und kehrte dankbar für den guten Erfolg der Kur Ende September nach Neinstedt zurück. „Es war eine schöne Reise" schreibt er, „ein schöner Aufenthalt dort mit Martin zusammen." „Ich bin sehr dankbar, daß ich mich so wohl

befinde", heißt es in einem Brief an Martin vom November, „und habe in Versen und Prosa so viel in Kopf und Händen, daß ich nur dies Blättchen nehme." Überhaupt verwendete er zu seiner Korrespondenz in diesen Jahren meist kleine Blättchen, wohl von erhaltenen Briefen abgeschnitten. Sparsamkeit in kleinen Dingen, Freigebigkeit in großen zeichnete ihn aus. Er verbrauchte wenig für sich und jeder Luxus war ihm verhaßt. Meistens trug er Röcke von rauhem, starkfädigem Stoff, den er mit einem Freund zusammen aus einer Strafanstalt kommen ließ, dabei pflegte er dann den Vers aus Gülls Kinderheimath zu citiren: „Da sprach der Bock: mein Zottelrock, der ist mir zehnmal lieber, als ein Gewand von allerhand: Sammt, Seide oder Biber. Er reißt mir nicht, er schleißt mir nicht, und kommt nicht aus der Mode." — Als er sah, wie seine Schwester Lullu zu einer Taufe in verwandtem Hause Handschuh anzog, fragte er verwundert: „Frierst Du, Lullu?"

Den heranwachsenden Kindern war dieser völlige Gegensatz zu jeder Eleganz in Kleidung und Lebensgewohnheit nicht immer ganz angenehm. Aber bei der Art des Lebens im Hause, das doch überwiegend ein fröhliches war, gaben auch diese Eigenheiten des Vaters Anlaß zu manchem Scherz zwischen ihm und den Kindern. Gern nahmen auch deren Freunde, wie die verschiedenen Nichten und Neffen Theil an diesem Leben. Auch zu diesem, seinem 50jährigen Geburtstag (1865) fanden sich wieder viel Verwandte und Freunde ein, alt und jung. Bei schönen Herbsttagen und leisem Frost wurden Harzwanderungen unternommen. An Martin schrieb er im November: „Gedichte habe ich seit Pastor Johns Silberhochzeit, zu der ich doch auch etwas liefern mußte, unaufhörlich gemacht, ich weiß mir gar nicht zu helfen, wie ich wieder heraus komme. Unter anderem habe ich, wie Du auch schon aus dem Volksblatt erfahren haben wirst, das ganze alte Testament durchzudichten — also Stoffs genug!"

Er redet hier von den „Alttestamentlichen Symbolen", die das Volksblatt brachte. Sehr bescheiden dachte er übrigens von seinen Gedichten. Martin äußerte einmal: er hielte seine Umdichtung des 90. Psalms für die schönste poetische Übertragung einer Bibelstelle. Da erwiderte er, etwas verlegen lächelnd: „Ach, das thut mir ja leid für Deinen Geschmack." — Als Tadel über andere Dichtungen sagte er: „Sie erinnern mich so etwas an meine."

Zu Weihnachten freute sich Nathusius einmal wieder alle sieben Kinder um sich versammelt zu haben. „Mich beschäftigte so lebhaft der Gedanke," schreibt er im Tagebuch, seine Marie anredend: „wenn Du so unter ihnen ständest, und es war mir sehr wehmüthig. Du wirst Dich ja freilich auch so an ihnen freuen, aber unsere armen Menschengedanken wissen keine andere Form dafür, als wie sie's hier vor Augen erleben."

Mit seiner Gesundheit ging es den Winter auf und ab. Er konnte aber wieder an das Lebensbild seiner Marie gehen, was ihn froh und glücklich machte. Hatte er einige Kapitel fertig, so wurden sie an Karl Scheele geschickt und dessen Urtheil eingeholt. Dann gingen sie an Hannchen, mit der er schriftlich und mündlich viel darüber verhandelte. Überhaupt war Hannchen in diesen Jahren wohl seine Nächste, Vertrauteste. Jedes Anliegen, jede Sorge wurde ihr vorgelegt, sie wurde über den Anzug der Töchter befragt, sie mußte in häuslichen Angelegenheiten Rath geben, mußte Dienstmädchen verschaffen für Haus und Anstalt, sie besorgte Geschenke zu Weihnachten und andern festlichen Gelegenheiten. Über der Kinder Fehler und Vorzüge berichtet er ihr, der innigsten Theilnahme und Liebe gewiß; zu jedem Plan holt er sich ihre Ansicht, ehe er zur Ausführung kommt. Und wie eingehend berichtet er über ihre Blödenanstalt, die ihnen Beiden ja am Herzen lag. Es ist ein wunderschönes, tief bewegliches Verhältniß zwischen Bruder und Schwester,

beweglich ;besonders, weil der weit ältere Bruder der oft rath- und hülflose ist und die Schwester beinah mütterlich für ihn sorgt.

Ein lebhaftes Interesse nahm Nathusius an dem theologischen Studium seines Sohnes Martin. „Ich bedaure" schreibt er ihm im Frühjahr 1865, „daß ich selbst so wenig Begriff vom Studium der Theologie im Einzelnen habe, daß ich Dir dabei nicht mit bestimmtem Rath an die Hand gehen kann."

Nach der Übersiedlung von Halle nach Tübingen schreibt er dem Sohn: „An Deinen Tübinger Berichten haben wir uns sehr amüsiert. Den Unterschied, den Du zwischen der subjektiv-wissenschaftlichen Theologie, die Du (mit etwa alleiniger Ausnahme Tholucks) bisher kennen gelernt hattest, und der biblisch-gläubigen Professor Becks findest, begreife ich wohl. Nun wirst Du, wills Gott, auch noch das objektiv-historische Moment hinzufügen, das ihm zu fehlen scheint, oder dessen er sich wenigstens nicht bewußt ist. Denn in der That, würde es auch ihm schwer gewesen sein, seine Theologie wirklich aus der Bibel allein selbst abzuleiten."

Aus einem sehr eingehenden Brief vom 21. April 1863: „Schul- und Fremdwörter, wie objektiv und subjektiv, sind todte Stereotypen und mehr geeignet, die Gedanken zu bedecken als auszudrücken. Wenn ich daher mit einem derselben anfange, ist es nur, um an das Bisherige anzuknüpfen und meine flüchtig angedeutete Meinung zu explicieren. Ich nenne es subjektive Theologie: aus der Bibel als einzelner Mensch sich oder anderen das Christenthum ableiten zu wollen. Beck thut das im Glauben, den er (aus lebendiger Tradition) überkommen und der ihn als ganzen Menschen ergriffen hat — denn das ist eben Glaube"...

(Andere thun es im Halbglauben) . . „Der Glaube macht allerdings aus den Theilmenschen, die wir sind, in gewissem Sinn und Grade den ganzen Menschen (welcher ist Christus). Allein er bleibt immer, so lange wir in diesem Leibe des Todes sind, die Grundlage des Partikularismus, und es wird eine Seite der Menschen mehr ergriffen als die andere. Deshalb wird auch selbst die Schriftauslegung im Glauben, dem Einzelnen überlassen, zur Einseitigkeit, und wenn es so weiter geht, zur Entstellung führen, wenn sie auch gewisse Grundstücke beibehält und in ihnen übereinstimmt, weil diese der Glaube eben (aus der Tradition) mithinzubringt."

„Die Vorstellung von dem Ursprung des Christenthums aus der hl. Schrift, ist lediglich eine Täuschung von dem beschränkten Horizont der Gegenwart aus, sie entspricht nicht der Geschichte. Der lebendige Charakter des Christenthums steht eben darin, daß es kein literarisches Product (wie Muhameds Koran) zu seinem Fundamente hat, sondern die lebendige Wahrheit in der Person des Herrn . . . Die hl. Schrift ist uns daher mit Recht Norm und Richtschnur des Glaubens, aber nicht Quelle des Glaubens. Sondern dies ist die lebendige Quelle, die von dem Leibe des Herrn und von dem Leibe aller von Ihm ergriffenen (und so auch von dem der Schriftsteller der hl. Bücher)geflossen ist."

„Der Herr hat nicht gesagt: verbreitet Bücher, — sondern: taufet und lehret oder prediget, obwohl die lutherische Schulformel: Wort und Sacrament — um treffend zu sein, jedenfalls ein sehr lebendiges Verständniß erfordert, insofern eben das Wort fort und fort in Personen sich verkörpern soll, und Predigt oft am nachdrücklichsten schweigend geschehen kann. Werdet Vorbilder der Herde, — verkündigt durch euren Wandel die Tugenden des, der euch berufen hat. Selbst die Frauen sollen ohne Wort zum Glauben gewinnen und fast die wesentlichste Fortpflanzung des Christenthums ist, wie mir scheint, die im Hause."

„Ich habe die lutherische Lehre von der Suffizienz der hl. Schrift (Genugsamkeit) nicht genug studiert, um über dieselbe urtheilen zu können. Sollte sie das heißen, daß die hl. Schrift allein dazu genügt, daß jedes Individuum sich daraus das ganze Christenthum unfehlbar entwickeln könne, so würde ich sie für eine Täuschung halten. . . . Das auffallendste Beispiel von derjenigen Insuffizienz der Schrift, die ich meine, ist Luther. Er hatte mit heißem Bemühen in der Schrift geforscht, und das Grundprinzip der Reformation, das punctum saliens der Rechtfertigung nicht darin gefunden (wie die ganze mittelalterliche Kirche, obwohl sie die Schrift hatte und in so hoher Verehrung hielt, dies Prinzip zwar nicht ganz verloren, aber doch äußerst verdunkelt hatte werden lassen.) Erst die lebendige Tradition, die ihm in jenem unbekannten alten Mönch und dann in Staupitz entgegentrat, brachte Luther auf das, was doch scheinbar so offen dastand. . . ."

„Gewiß hat auch der Confessionalismus seine Gefahren. In der Natur des unwiedergeborenen Menschen liegt es einmal, eine mechanische Gewißheit haben zu wollen (wovon der Glaube eben das Gegentheil ist). So hängt er sich hier an die lokale Unfehlbarkeit eines bischöflichen Stuhles — dort an den papiernen Pabst einer Concordia — dort an die ‚Schrift allein‘ als mechanisch gefaßtes ‚Wort Gottes‘. . . ."

„Die Bibel ist uns als die Norm des Glaubens gegeben, sagte ich; aber dies auch nicht dem Einzelnen, sondern dem Ganzen; ebenso wie die Verheißung des Herrn, durch seinen hl. Geist in alle Wahrheit geleitet zu werden, nicht dem Einzelnen sondern dem Ganzen gegeben ist. Nur in dem Grade, als er an der Gemeinschaft und an ihr nach allen Seiten Fühlung behält, trifft sie auch den Einzelnen. . . Es ist namentlich zweierlei was den Theologen macht: Erstlich natürlich der lebendige Glaube, welcher

eben eine Kraft Gottes ist, den Menschen zu ergreifen, und von der es bei uns steht, uns ergreifen zu lassen, in jedem Moment jedes kleinste Ding, jedes Thun, jede Erkenntniß, jede Bewegung der Seele entweder im Glauben zu fassen oder im Unglauben (welches der an das Sichtbare sich haltende Verstand ist, der auch die sichtbare Bibel nicht anders faßt wie alles andere). Und dies macht den Christen überhaupt. Sodann aber — was speziell den Theologen macht: in den vollen Zusammenhang der einen, rechten Tradition der Gesammtkirche aller Zeiten, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, zu treten und in ihm zu stehen und in ihn andre einführen zu können und darin zu erhalten. Dies ist meiner Auffassung nach der Gegenstand und Werth alles theologischen Studiums, und darin seine Nothwendigkeit — die Nothwendigkeit eines studierten Lehr- und Hirtenstandes, und das was derselbe von den allgemeinen Christen voraushat, begründet. . . ."

„Es würde mich freuen, wenn es mir gegeben wäre, Dir wenigstens einigermaßen meine Meinung deutlich zu machen. Daß Du ihr zustimmst, verlange ich nicht, Du stehst eben in Deinen Entwicklungs- und Erfahrungsstadien. Ich habe Dich auch von Deinem verehrten Professor Beck, wie Du weißt, in keiner Weise zurückgehalten und hoffe, Du wirst von ihm ein gutes Stück lebendiger Tradition empfangen, wirst dann aber auch mit Gottes Hilfe weiter schreiten. Der HErr walte und segne es!" —

Zu dem Schlußsatz gehört noch eine Äußerung Tholucks, die er dem jungen Theologen Nathusius gegenüber that: „Ich bewundere an Ihnen die Erziehung Ihres Vaters, daß er Sie so unbefangen gelassen hat."

Über einen andern jungen Theologen aus ihm bekannter Familie schreibt er: „Ich habe es vorgezogen, dem jungen R. M. keinen Empfehlungsbrief an Tholuck zu schicken, was

mir doch für einen Examinandus keine rechte Art scheint, sondern an Tholuck, dem ich über Sommerwohnungen am Harz Auskunft zu geben hatte, vertraulich deshalb zu schreiben; das kann Herr M., den ich bestens grüße, seinem Sohne ja zur Beruhigung mittheilen. Zugleich soll er demselben schreiben: Pectus facit theologum. Was daher ein Theologe sein will, muß auch Mut haben, wissen, daß er in Gottes Hand steht, und daß es gar nicht bei den Examinatoren, sondern in jener höheren Hand steht, ob er durchkommt oder nicht, daß endlich denen, die Gott lieben, nach der gewissen Verheißung, die wir haben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, also auch, wenn er durchs Examen fiele, und daß er also, wenn er ein Vaterunser zu beten versteht, vollkommen getrost sein kann, weil ja nicht das „Sein" sondern das „Gottes Wille" sein Wunsch sein muß."

Im Frühjahr 1866 trat der Inspektor Flaischlen in ein Pfarramt und sein Nachfolger an den Neinstedter Anstalten wurde der frühere Missionssuperintendent Aug. Hardeland. Er hatte zuletzt in Hermannsburg gelebt und schon mehrfach mit Ph. Nathusius correspondirt, und sich schließlich als Hilfsarbeiter irgendwo angeboten. Obgleich älter als Nathusius, sah er mit großer Verehrung zu ihm auf, und auch dieser hatte die größte Hochachtung vor der Energie, der Originalität und der praktischen Begabung Hardelands. Beide lebten sich merkwürdig schnell in einander ein, wenigstens in allen Dingen, die Anstalt betreffend. Die Naturen waren sehr verschieden; Hardeland hatte keine der literarischen Interessen Philipps, sein Gemüthsleben trat wenig heraus. Er konnte prächtig mit den Knaben auf dem Anstaltshof spielen, dann wieder war seine Zucht von großer Härte. Bewunderungswürdig war seine Art mit den Blöden, äußerst praktisch seine Ansprachen. Der etwas langweiligen Art des Ortspastors wegen, und weil sich die

Gemeinde über den Kirchenbesuch der Blöden beschwerte, richtete er im Betsaal des Lindenhofs eigene Gottesdienste ein — der erste Keim der späteren kirchlichen Selbständigkeit der Anstalten. Für äußere Würde, auch in liturgischer Beziehung hatte Harbeland gar keinen Sinn. Weil er — des europäischen Klimas durch Borneo nnd Südafrika entwöhnt — an Kopfschmerzen litt, pflegte er sich einen großen schwarzen Shawl um den Kopf zu wickeln, und predigte aus dieser Hülle heraus, die nur das Gesicht frei ließ. Vorzüglich war er in der Verwaltung und hat nie ein Deficit aufkommen lassen. Nur mit dem Brüderhaus wußte er nichts anzufangen und hätte es am liebsten eingehen lassen, was aber durchaus nicht nach Philipps Sinn war. Überhaupt trat diesem mehr und mehr manches störend entgegen, wenn er auch vor Andern immer noch Hardelands Partei nahm, der immer lauter und ernster angegriffen wurde, wegen seiner Härte. Besonders der Pastor John und Domprediger Lange traten scharf gegen ihn auf. Zwei Jahre nach Philipps Tod trennte sich der Verhaltungsrath gern von dem bedeutenden Mann, der sich aber immer einseitiger entwickelt hatte.

Die vielen Besuche in Neinstedt sind schon erwähnt. Auch in diesen späteren Jahren, trotz Philipps Kränklichkeit, war es selten leer von solchen, wenigstens im Sommer, dabei war es auffallend, wie er jeden Ausdruck von Verehrung für seine Person leise abwehrte und doch für jeden freundlich und liebenswürdig war. Zu dem Freundeskreise in der Umgegend gehört in diesen sechziger Jahren Gustav Weber, Pastor an der Schloßkirche in Quedlinburg, der dem Neinstedter Hause sehr nah trat. Ph. Nathusius verstand sich mit ihm am besten, bezüglich der reicheren Ausgestaltungen der Gottesdienste, der volksthümlich kirchlichen Auffassung des Amtes, der Aufgabe der Predigt. Weber war ein hervorragender Kenner kirchlicher Kunst, besonders

der Baukunst und hat nach all diesen Seiten im Volksblatt mitgearbeitet.

Alle die Theologen, die ihm näher traten, waren nicht ausschließliche Vertreter des konfessionellen Parteiwesens. Es waren immer Männer, die sich durch weitere Interessen auszeichneten und deren kirchliche Stellung eine gewisse Katholizität ermöglichte. Zu den ausgesprochen lutherisch konfessionellen Freunden gehörte der Wernigeröder Superintendent Arndt. Doch weniger diese Stellung, als vielmehr seine Bestrebungen für volksthümliche Ausgestaltung des kirchlichen Lebens und seine mystische Ader zogen Nathusius an. — Erfreulich, auch für die heranwachsenden Kinder waren die Besuche von Pastor Schwartzkopff, der dann wohl seine Vorträge über Shakespeare vorlas, oder mit Nathusius die fürs Volksblatt eingegangenen Gedichte durchnahm und kritisirte. Auch an dem häufigen Zusammensein mit dem vielseitigen Domprediger Lange hatte Nathusius große Freude. Gewöhnlich kam dieser von Halberstadt herübergeritten, die Füße fast bis auf den Boden hängend, in langen, hellen Sommerbeinkleidern und hohem hellen Strohhut.

Ein sehr herzlicher Verkehr bestand mit dem liebenswürdigen Hause des Kammerherrn Wilhelm v. Kügelgen in Ballenstedt, dessen höchst anziehende „Erinnerungen eines alten Mannes" Nathusius später nach dem Tode des Verfassers heraus gab. Die Familien besuchten sich häufig, oder trafen sich auf dem in der Mitte gelegenen Stufenberg bei Gernrode. Der kluge und bescheidene Mann mit seinem trockenen Witz und feinen Urtheil war ihm sehr sympathisch. Eine engere Verbindung beider Häuser trat ein, als Kügelgens jüngster Sohn einige Jahre Hauslehrer der jüngeren Kinder in Neinstedt war.

Seit Mariens Tode lebte deren Mutter abwechselnd längere Zeit in Neinstedt und theilte die Sorgen und Freuden der Kinderstube und der verschiedenen Lebensabschnitte ihrer

heranwachsenden Enkel. Philipp schreibt an Hannchen vom 9. Juni 1866: „Heut erwarten wir Großmama Scheele. Vielleicht wird sie mit ihrem Sohn Carl, und jedenfalls mit einer morgenden Predigt von Martin überrascht.“ In demselben Brief macht er Pläne zu einem Besuch in Althaldensleben, erwähnt aber dabei den drohenden Krieg.

Aus einem Briefe an Heinrich von Nathusius: Mai 1866. „Über Krieg und Frieden sage ich gar nichts. Es thut mir leid, daß Gerlach, sehr unmotivierter Weise, mich in seine Gegnerschaft hineingezogen und mich dadurch zu einer Erwiderung veranlaßt hat, die in der Kreuzzeitung erscheint. Nach dem heutigen Extrablatt kommt zu allem übrigen Jammer nun auch noch der von neuen Landtagswahlen hinzu.“

Philipp Nathusius hatte im Jahre 1865 sein Vermögen in einer Herrschaft in Posen angelegt, die er gemeinsam mit seinem Bruder Hermann kaufte. Den größeren Theil mit dem Hauptgut Ludom bekam Philipps ältester Sohn. Aber dessen ausgedehnte und andersartige Interessen, verbunden mit dem theuren Ankauf und den damals noch wenig gesicherten landwirthschaftlichen Verhältnissen jener Provinz, ließ diese Vermögensanlage als keine glückliche erscheinen. Die ganze Sache machte Nathusius viel schwere Stunden, um so mehr, als er bei seinem leidenden Zustand nicht im Stande war, energische Schritte zu thun, die vielleicht noch zu einer glücklicheren Lösung hätten führen können. Der eigentliche Zusammenbruch mit dem Verlust des Vermögens erfolgte zwar erst nach seinem Tode, aber er sah die spätere Lage sich schon vorbereiten und war oft von schweren Sorgen gedrückt.

Im Juni 1866 besuchte Philipp seinen ältesten Sohn in Ludom, erkältete sich aber dort und war überhaupt verstimmt über den dortigen Aufenthalt. Aber die Reise

selbst, gerade in den Tagen der Entscheidung über Krieg und Frieden, mitten durch Truppenzüge, Siegesdepeschen und Flaggenschmuck, gab ihm unvergeßliche Eindrücke. „Mein Gesammteindruck war", schreibt er: „das Preußenland ist in ein großes Heerlager verwandelt." Er redet dann von der großartigen Organisation der Kriegslieferungen, der Pflege der Verwundeten, von den freiwilligen Gaben, die von allen Seiten freudig zusammenfließen, und von dem Umschwung in der Gesinnung so vieler Schreier und Schreiber. Endlich spricht er von dem trefflichen Geist der Armee. „Und wie sollte er nicht lebendig sein mit dem Könige selbst in ihrer Mitte . . . Und dürfen wir uns nicht freuen eines Königs, von dem wir wissen, daß er in der Mitte seines Landes und Heeres betend vor dem Angesicht Gottes steht?"

Auf dieser Reise hatte Nathusius noch einmal am 29. Juni den alten Freund Tippelskirch besucht, den Gründer des Volksblatts. Schon am 17. Juli war dieser dann ganz plötzlich von seinem Herrn, dem er so treu gedient, heimgerufen worden und Nathusius brachte im Volksblatt einen warmen Nachruf, später auch die Grabrede.

Im Sommer 1866 war natürlich in Neinstedt viel von Politik die Rede. Aber alle besuchenden Freunde wurden gewarnt, bei Tisch nicht darüber zu sprechen, aus Rücksicht auf die aus Hannover stammende Erzieherin. Es ging in Folge des Krieges von 1866 damals ein Riß durch manches Haus, durch manches Freundschaftsverhältniß. Auch Philipp Nathusius hat das schmerzlich empfunden. Eine Reihe naher Freunde, Gerlach, Ahrendts, Crola gingen in ihren politischen Anschauungen ganz andere Wege, und sie betrachteten Philipps Standpunkt nicht etwa nur als Meinungsverschiedenheit, über die man streiten kann und sich wieder vertragen, nein, sie hielten ihn für einen Abtrünnigen und trugen ihre Angriffe auf das ethische Gebiet

über. Ja, Ahrendts ersuchte Nathusius seinen Namen aus der Zahl der Verwaltungsräthe der Anstalt zu streichen. Darauf erwidert Nathusius:

„Ihre politische Stellung kann ich in ihrer Art verstehen. Für die persönliche Stellung aber, die Sie zu Ihren alten Freunden einnehmen, fehlt mir jegliches Verständniß und ich vermag sie aus diesem Mangel an Verständniß heraus meinerseits nur als einen psychischen Krankheitszustand anzusehen. — Weil ich Sie nicht verstehe, unternehme ich auch nicht, Ihren Vorsatz zu bekämpfen, aus unserm Lindenhöfer Verwaltungsrathe auszuscheiden. Ich erlaube mir aber folgenden Vorschlag, da Sie nichts gegen die Mitgliedschaft selbst haben, sondern nur um des persönlichen Verkehrs willen, den dieselbe mit sich brächte, ihr entsagen wollen. Für die Freitagssitzung sind Sie entschuldigt. Binnen Jahresfrist werden Sie doch wieder eine feste Stellung haben und ist diese mehr als 10 Meilen von Neinstedt, so scheiden Sie nach dem Statut von selbst aus. Wollen Sie nicht dies noch abwarten? Was sollen wir sonst im Bericht von Ihrem Ausscheiden sagen? Ärgerniß, soviel an uns ist zu vermeiden, haben wir ein Gebot."

Ein Brief an Crola spricht sich über seine eigene politische Stellung aus:

„Sie würden es als Unfreundlichkeit auffassen können, theurer alter Freund, wenn ich Ihren lieben Brief unbeantwortet ließe — obgleich Ausgleichung über verschiedene Anschauungen ja nicht zu erwarten ist und ich eben tief in andern Arbeiten (über die Frauenfrage) sitze. Ihr Brief hat mir wohlgethan dadurch, daß Sie nicht wie Freund Ahrendts mich sammt den Andern als Abtrünnige verurtheilen, sondern anerkennen, (ja mir im Einzelnen oft zu meiner Überraschung in die Erinnerung rufen), wie ich in dem betreffenden Punkte immer so gestanden habe."

„Das Schwerste ist mir in den neusten Entwicklungen, was Sie am Ende betonen: die unglückliche Stellung Oestreichs. Lieber wäre mir auch eine Entwicklung Hand in Hand mit Oestreich gewesen. Wenn Sie sich übrigens erinnern, wie es 1849 nur von Rußland restaurirt worden ist, auf Rußland gestützt dann auch in Deutschland die alte, traurige Wirthschaft restaurirte — wie es dann mit dem Fürstentage aufs hinterlistigste gegen Preußen intriguirte: müssen auch Sie sagen, daß das Hand in Hand gehen eine etwas sehr östreichischerseits erschwerte Sache war. Und wie hat es deutsche Interessen selbst in seinem eignen Innern verfochten! Um nur das Kleinste zu nennen: Deutsch redende Gemeinden in Tyrol zu wälsch redenden noch in den letzten Jahrzehnten werden lassen! — von den Czechen, deren Auflehnung gegen das Deutsche es pflegte und begünstigte (ob aus Dummheit oder absichtlicher Politik, ist mir noch nicht klar geworden) und all dem Größeren abgesehen. Wo ist da die Schutzkraft für Dentschland gegen die slavischen Gefahren? Es ist ein beklagenswerthes Verhängniß, aber es ist bei der Jämmerlichkeit östreichischer Politik (war doch Maria Theresia der einzige Mann seit einigen Jahrhunderten auf dem östreichischen Thron!) der unaufhaltsame Gang der Geschichte. Und diesem sich als Einzelner entgegenzustämmen oder nicht: das ist die Frage der Stellung zu den Dingen von 1866. Ein Blatt zu schreiben wenigstens müßte man aufgeben, wenn man es wollte — oder etwa in hoffnungslosen Welfischen Schatull-Sold gehen."

„Professor Leo ist doch auch ein konservativer Historiker, und ist kein geborener Preuße. Ich könnte Ihnen einen Brief von ihm, vom Frühjahr 1866 zeigen, wo er bersten wollte vor Ungeduld, daß Preußen immer noch nicht losschlüge. Auch darin haben Sie Recht: ‚die Feinde Preußens hatten 1815 erreicht, daß ein Blick auf die Karte genügte,

um das Unausbleibliche voraus zu sagen.' Ich für meine Person habe dies preußische Bewußtsein nicht gehabt, habe nie gedacht es zu erleben; aber daß Preußen, das einmal Deutschland gegen Rußland und Frankreich zugleich schützen soll, nicht in der Mitte ein Loch haben darf, war allerdings eine mit Händen zu greifende objective Wahrheit." ... „Dennoch — Sie unterstreichen den Italienischen Allianzvertrag von „äquivalenten Erwerbungen an den Grenzen meines Staates." Sie wissen, um was der Krieg ausbrach. Über Schleswig-Holstein war mit Oestreich vergeblich verhandelt worden; es wollte verlauten, daß man nicht bloß Geld, sondern auch die Grafschaft Glatz ihm anzubieten gedacht habe. Setzt man aber einmal die eigene Existenz ein, wie Preußen that: so will ich gar nicht behaupten, daß der Paragraph sich bloß auf Schleswig-Holstein bezogen hätte. Man kann an östr. Schlesien, man kann an Sachsen, das sich von vorn herein aufs äußerste feindlich gestellt hatte, gedacht haben; Hannover, Hessen, Nassau war es auch noch nach Ausbruch des Krieges in ihre Wahl gestellt, durch Neutralität und Versprechen des Eintritts in einen neuen Bund sich ihre Souveränität vollkommen zu sichern. Der ihnen also solche Bedingungen der freien Wahl stellte, konnte die Absicht nicht haben sie zu annectiren. Zufällig habe ich Kenntniß davon, wie ein preußischer Minister auch noch Wochen nach Königgrätz das Eintreten dieser Staaten in den Nordbund als wahrscheinliches Resultat, einem Bekannten meldete. Wenige Tage Zwischenraum dann und er schrieb wieder: Die Sache hat sich plötzlich ganz geändert — wir nehmen sie! — Und da jauchzte der, dem er es schrieb und setzte hinzu: Das wäre sonst doch auch mit dem Bunde nichts Ordentliches, nach den jetzigen Erfahrungen nur ein Dolch im Rücken Preußens für die Zeit der Gefahr geworden. — Daß unser König gesagt: er habe wider sein Gewissen handeln müssen, —

bestreite ich so lange, bis Sie mir es nicht höchst authentisch nachweisen. Wider seinen Charakter — daran hat er sehr wahr und gut geredet."

„Der Brief ist schon lang geworden, nur noch eins. Gerlach in seiner neusten Broschüre, die übrigens ja viel Schönes enthält, thut so, als ob aller „Fortschritt" im Innern von 1866 datire — wider bessres Wissen-können. Will man einen Abschnitt statuiren, so ist es der Regierungsantritt des jetzigen Königs. Ja der „Fortschritt" ging da gerade zu Anfang im beschleunigtsten Tempo. Nur Bismarck und der Conflikt kam dazwischen und brachte für einige Jahre einen Stillstand. Bismarck ist — zugegeben — kein Prinzipien-Mann. Aber wir können uns immer noch, selbst für die innere Politik, gratuliren, ihn zu haben, der noch ein Mann ist und einen gewissen conservativen Instinct hat; so sehr auf der andern Seite die deutsche und äußere Politik ihm augenscheinlich die Hauptsache ist und er dahinter anderes, mehr als zu wünschen ist, zurückstehen läßt. Das Höchste was wir ohne ihn hätten, das Höchste was möglich wäre, wäre ein Ministerium von Freiconservativen à la Eulenburg, Ujest 2c. Ich brauche nichts weiter hinzuzusetzen."

„Eins bleibt mir in Ihrem Briefe unklar, nämlich das Verhältniß zwischen Politik und Religion, wo Sie einmal Trennung und das andere mal wieder Verbindung beider als das Richtige hinzustellen scheinen. Dies wäre auch ein sehr weitreichendes Thema. Nur das Eine will ich noch berichtigen: daß Scheele nicht Anlegen der 10 Gebote [als Maßstab] an die Politik — sondern ein Verurtheilen von handelnden Staatsmännern, zu deren Beurtheilung einem jedes Material abgeht, nach den 10 Geboten — als gegen die 10 Gebote erachtet. . ."

Wir haben hier der Zeit vorausgegriffen, da jene Briefe, die sich an die Ereignisse von 1866 knüpfen, erst

vom Jahre 1870 sind. Damals — 1866 — war Philipp sehr beschäftigt, den 1. Band des Lebensbildes seiner Marie zum Druck fertig zu machen. Er sandte das erste fertige Exemplar an Hannchen zum Geburtstag. Noch im Oktober fuhr er während 14 Tagen täglich zum Schwurgericht nach Halberstadt und unverrichteter Sache wieder zu Haus. Er hatte dort sein Hauptquartier bei Freund Lange, wo er die Druckbogen des Buches zum Theil korrigirte. Einige schöne Gänge in der Herbstluft folgten, er erkältete sich, und der Katarrh mit Fieber und Brustschmerzen war wieder da. „Ich wollte gern den Winter die stillen Tage in der Stube hinleben", schreibt er. „Daß michs in Augenblicken stören will, daß mich auch dieser vierte Winter wieder so unterkriegt, ist der Gedanke, daß ein Zu-Ende-gehen dahinter liegt, ehe noch mein Tagewerk fertig. Aber es ist ja doch Thorheit und Gott weiß es am Besten und ist so groß in seinem Regiment, daß Er nach meinen paar Büchern nicht zu fragen braucht und schon ohne viel dergleichen fertig geworden ist." — Dies Tagewerk war die Vollendung des Lebensbildes und Gott hat es ihm geschenkt es zu vollenden. 1867 und 1868 lagen die 2 folgenden Bände auf vielen Weihnachtstischen.

Ein charakteristischer Brief an seinem Bruder Heinrich ist von diesem Winter: „Januar 1867. Betreffs des Johanniter-Ordens verstehe ich nicht recht, weshalb Ihr meine Theilnahme wünscht. Ich bin persönlich sehr wenig geneigt dazu, oder vielmehr ich kann mich, wenn es nicht bloß pro forma und dem Namen nach sein soll, mit gutem Gewissen nicht dazu melden. Ich bin durch Unwohlsein und Beschäftigungen so oft reiseunfähig, kann nicht einmal Theilnahme an Konventen, noch weniger anderweitige Thätigkeit versprechen. Ich sehe auch ferner nicht ab, wiefern Ihr mich für der Sache besonders nahestehend haltet. Der Johanniter-Orden ist doch kein Orden für innere Mission,

sondern speziell für Krankenpflege, einen besonderen Zweig der inneren Mission. Da ich nun anderen Zweigen bereits angehöre, so gehöre ich weniger hinein als ein anderer. — Für mich, wie gesagt, gehe ich aus aller Macht darauf aus, mich zu konzentriren und fange am wenigsten gern neue Dinge an, denen ich mich doch nicht mit Herz und Hand hingeben kann."

An Hannchen schreibt Philipp: „15. April 67. Es ist schade, daß Du nicht da bist. Diese Konfirmationen im Elisabethstift sind doch das Erbaulichste, was ich von dergleichen kenne. Ich bin leider überhaupt nicht sehr leicht zu erbauen, sondern je älter ich werde, scheint es, desto trägerer Natur. Heut mit den sechs war es noch hübscher als vor zwei Jahren; fast alle waren sie offenbar viel bessere Konfirmanden als die Dorfjungen, sodaß mir der Spruch vor der Seele stand: „Die Letzten sollen die Ersten sein." Aber überhaupt hat es so was eigen rührendes, wohl dadurch, daß es bei ihnen so sehr natürlich herauskommt. An den Blödsinnigen steht, meine ich immer, so deutlich vor Augen, daß die Seele etwas Apartes ist, und daß es ein unsichtbares Reich giebt. Und das Bibelwort auch frappiert mich nie so als aus ihrem Munde. Alle Zuhörer teilten auch dies große Interesse; der allgemeine Liebling aber war der kleine verwachsene und schielende Emil, obwohl man ihn ja kaum verstehen und er sich kaum auf den Füßen halten konnte, auch nichts weniger als schön ist, — so hat er doch aller Herzen durch sein kindlich eifriges und von ganzer Seele andächtiges Wesen gewonnen. Jedes Wort, was die andern sagten, sprach er mit den Lippen unhörbar mit. Der Gnadauer und der Berliner konnten alles bei weitem am besten, machten mir aber den wenigsten Eindruck; von beiden waren ihre geputzten Verwandten da." — Im Tagebuch schreibt er von der schönen Abendmahlsfeier am Gründonnerstag mit 4 eigenen Kindern und der

ganzen Lindenhofs- und Elisabethstifts-Kolonie, darunter auch „die rührenden sechs Konfirmanden vom Palmsonntag."

Im Sommer 1867 ging es diesmal nach Sylt mit den Töchtern. Philipp schreibt über die Hinreise und einen Aufenthalt in Lübeck an Hannchen: „Es ist ja bisher alles sehr schön gegangen . . . Geibel, den ich sogleich aufsuchte, war sehr gealtert, aber viel gemütlicher als er je gewesen. Wir holten gleich noch die Mädchen hin zum Abendbrot. Eine angenehme Tochter seines Bruders führt seinen Haushalt, während seine Tochter noch ein kleiner dicker Stoffel in Gretchens Alter ist. Den andern Nachmittag haben wir einen weiten schönen Spaziergang in die Umgegend gemacht, mit Wasser-Überfahrt. Vormittags auch nach den wunderschönen gothischen Kirchen und Gebäuden und der ganzen so gemüthlichen Stadt. . . . So waren diese fast 24 Stunden in Lübeck außerordentlich gelungen. Ein ganzer Tag in dem großen modernen Hamburg war dann mehr eine Art Strapaze. Der wunderschöne Zoologische Garten . . . Frühstück im Alsterpavillon . . . die brausende lächerliche Börse . . . schöne windige Fahrt in kleinen Dampfböten auf der Alster, endlich noch ein Vorstadt-Theater . . . . Ziemlich eintönige Fahrt durch Schleswig Holstein meist unter Regen und schweren Wolken . . . Die Mädchen waren in ihrer tollsten Laune. Es reist sich mit ihnen im ganzen doch recht gut." . . .

Die Kur war für Philipp nicht günstig. „Von den Wirkungen habe ich freilich nichts gespürt," heißt es im Tagebuch. „Aber doch war es gar lieblich zwischendurch und ich sehr dankbar, daß ich dort so alles vertragen konnte."

Gleich nach der Rückkehr kam die Mutter zur Einweihung eines neuen Eßsaals, den sie ihrem Philipp schenkte. Dann kam das Jahresfest, und in dem Sicherheitsgefühl des Seebadeaufenthaltes unternahm er große Gänge, er-

kältete sich und war wieder sehr unwohl und dabei tief hypokonder.

Oft spricht er in dieser Zeit von „den Jahren, die uns nicht gefallen." Große und kleine Sorgen liegen schwer auf ihm, auch der Gedanke, die Redaktion des Volksblattes niederzulegen, tritt ihm nah. Aus solch schwerer Stimmung heraus findet sich das Gebet im Tagebuch: „O lieber Herr, Du hast ja so gütig erlaubt, alle Sorge auf dich zu werfen, und ich weiß auch, daß wenn ich die eine um mein eigen Elend los wäre, alles andere gut sein würde. Ich weiß so viel und thue so wenig."

Am 22. Dezember 67, Mariens Todestag, schreibt Philipp: „Zehn Jahre ohne dich auf Erden — wer mir das gesagt hätte! Was ist es doch für ein großes Räthsel um unser ganzes Leben, unser ganzes Dasein. Und in solchen Stimmungen wie diese Tage wills einem immer dunkler werden, statt heller."

Schon in seiner Jugend hatte sich Philipp viel mit dem Traumleben beschäftigt, sich Träume gemerkt und nach dem Grund dieses oder jenes Traumes geforscht. In den Jahren nach Mariens Tod träumte er häufig von ihr und nahm dies Traumleben mit der Geliebten als ein Geschenk Gottes dankbar hin. Dies scheint auch nicht abgenommen zu haben mit der Zeit, gerade in diesen Jahren der Schwäche und Krankheit verzeichnet er in seinem Tagebuch häufig solche Träume. Hier ein rührendes Beispiel:

„Diesen Morgen wachte ich auf, wie ich gerade vor dir kniete und deine Hände küßte — du wolltest eben auf ein paar Tage verreisen, und es war mir wie einem Kinde zur Mutter zu dir — und dir versprach, ich wollte während deiner Abwesenheit auch recht artig sein, und dir entgegen kommen. — Ja, mit Gottes Hilfe, du liebe Marie, will ich beides, und sollen es symbolische Worte sein."

Im Frühjahr und Sommer 1868 ging es etwas besser. Philipp konnte mit den Kindern Gänge machen, und im August sogar eine viertägige Harzreise, die ihn sichtlich erfrischte. Auch im Herbst machte er noch Gänge bei schönem Frostwetter. Mit abwechselnden Erkältungen und vielem Katarrh verging auch der nächste Winter. Am 3. Mai 1869 schreibt Philipp: „Heut vor 19 Jahren kamen wir hier in Neinstedt an. Wie ist mir doch oft jetzt wieder so sehr sehnsüchtig nach Dir, meine Marie — neulich auch, als ich mit den Kindern auf der Georgshöhe war. Was muß es doch für ein wunderbares Glück sein, mit einander alt zu werden. Es wäre wohl zu groß. Trennung dünkt mich eigentlich das einzige Leid auf Erden, da alles andere im Zusammensein zur Freude wird. Es muß wohl sehr schön im Himmel sein, um schöner zu sein als Liebe und Treue auf Erden. Aber ohne sie so sehr, sehr einsam."

Im Sommer machte Philipp Reisen zu verschiedenen Gelegenheiten: zur silbernen Hochzeit seines Bruders Wilhelm nach Königsborn; zur Mutter nach Alt-Haldensleben; zum Begräbniß seines Schwagers Pabst, von dem er schreibt: „Ich habe ihn sehr lieb gehabt und es ist mir leid um ihn, daß ich ihn auch hienieden nicht wieder sehen soll." — Dann war er noch einmal in Ludom, was ihm nicht gut bekam. Wiederholte Krankheitsanfälle nach der Rückkehr bedrückten auch sein Gemüth und er tröstete sich damit, nie wieder zu reisen. Doch ging er Ende August für eine Woche nach Schierke — „ein Lichtpunkt" — wie er schreibt. Mit Martin (dem Wernigeröder Hülfsprediger) machte er große Wanderungen. In seiner Wohnung beschäftigte er sich mit dem dritten Hundert Gedichte seit Mariens Heimgang. Das Einleitungsgedicht dazu soll hier stehen:

Am frühen frischen Morgen ging ich aus,
Ich wollte wandern nach dem Vaterhaus
Und hatte Kunde kaum, wo es gelegen;

Ich wußte nur von stillen blauen Höhn
Die man zu heller Stunde fern gesehn;
Der Richtung schritt ich wohlgemuth entgegen.

Im Thau und Sonnenduft lag Flur und Wald;
Das Ziel war weit, so weilt' ich müßig bald
Am Wiesenrain zu spielen und zu säumen;
Bald lockte seitwärts ein verborgner Steg,
Weit schweift ich mich verlierend durchs Gehäg,
Und kam ins Abentheuern, Sinnen, Träumen.

Von Märchen sprach manch stiller Waldesort,
Manch Fenster blickte grüßend, winkend dort
So wechselt es in Bildern neuen, bunten.
War ich bergan gestiegen schon gemach,
Zog abwärts wieder tänzelnd mich ein Bach,
Als hätt' ich was zu suchen noch da unten.

Und sieh, im tiefen blüthumrankten Wald
Stand plötzlich da vor mir eine Gestalt,
So hold wie aus dem Heimathsland zu schauen;
Sie war mir wundersam, wie längst bekannt,
Im stillen Jubel reicht' ich ihr die Hand
Und so zusammen ging's durch Land und Auen.

O, so zu wandern, das war eine Lust!
Im Umsehn schwand der Weg und unbewußt
Stand ich mit ihr am Fuß der blauen Höhen.
Da plötzlich wie ein Nebel, der sich hebt
Im Sonnenlicht, war sie emporgeschwebt
Und ließ betroffen, starr mich unten stehen.

Da ging ein einsam Klimmen an vom Thal,
Der Tag ward heiß, der Weg ward steil und kahl,
Und spärlicher die Blumen an den Wegen;
Doch trug's mich, hob und zog mich wundersam,
Und frische Bergesluft, je höh'r ich kam,
Strömte der Brust wie Balsamhauch entgegen.

Und Abend wards allmählich über mir;
Nun steh in eines Felsens Schirm ich hier
Und schau' mich um in's weite Land hernieder;
Und horch — ein seltsam Wunder — aus dem Thal
Steigt's auf wie Geisterwehn, nachklingen all,
Die auf dem Weg ich sang, die kleinen Lieder.

Ein wunderlich Gemisch von Melodien
Hör' am Gemüth ich sie vorüberziehn,
So fremd ihm manche wohl darunter klingen,
Als hört' er sie noch nie. Was brachte, ach!
Dazwischen auch der lange, heiße Tag,
Seit sie mit mir durch's stille Waldthal gingen.

Ob sie ein andrer spätrer Wandersmann
Auf seinem Weg vielleicht noch brauchen kann?
Dran spüren, daß schon vor ihm wer gegangen?
Ob sie den Weg ihm kürzen? Ach, ob gar
Ihn zur Versäumniß lockend, als Gefahr
Sich zeigen? Soll ich hoffen, soll ich bangen?

Ich weiß nur, daß mir stiller nie um's Herz,
Als wenn in's Lied hin floßen Freud und Schmerz,
Auch wenn ich selbst nicht, was es war, verstanden;
Ich weiß nur, daß der eine stete Zug,
Der sie durchzog, mich endlich dahin trug,
Wo bald ich hoff' am Heimathsschwell zu landen.

Vielleicht, daß die auf sich'rer Höh' ihr steht,
Verächtlich oder wohl gar scheltend seht
Hernieder auf des Wandrers arme Lieder;
An dem euch ärgert, was von Jugendtraum
Drin weht und wallt; vielleicht kennt ihr es kaum;
Nun wohl, der Wandrer schilt euch drum nicht wieder.

Nicht schallt des Höchsten Preis in Psalmen nur:
Ihm tönt der Seufzer all der Kreatur,
Der Vöglein helle Stimmen all ihn loben,

Ob auch der Sehnsucht Urbild, die drin klingt,
Ihr selbst verhüllt, Ihm, dem Allmächt'gen, singt,
Lobt Alles mit dem Chor der Engel droben.

Ihn lobt was Odem hat! des Sturm's Gesaus
Um Fels und Bergeskluft, der Wipfel Braus,
Des Weltenmeeres machtvoll Heimweh-Rauschen,
Des Donners Hall in seiner Herrlichkeit,
Der Wiesenquelle silbernes Geläut,
Des jungen Lenzlaub's flüsternd Stimmen-Tauschen.

Die Hirtenflöt' am stillen Alpenhang,
Des Windes Hauch, der Uferwelle Sang,
Der Grille einsam Lied in Korn und Büschen
Und so mag auch der kleinen Stimmen Brut,
Die mir am Busen jugendlich geruht
In diesen einen großen Chor sich mischen.

Zu Anfang Dezember kam wieder eine Niederlage für Wochen. Aber Nathusius hatte doch „immer so viel Postsendungen und so viel kopffreie Stunden, um das Volksblatt weiter redigieren zu können." — „Geduld, Geduld, lieber Herr", schreibt er, „Geduld habe mit mir und schenke mir. Ich habe mich nun darauf eingerichtet, auch die dritte liebe Adventswoche noch durch zu liegen." Am 31. Dezember heißt es: „Von mir will ich nur sagen, daß ich heute zum ersten Mal nach fünf Wochen die etwas verspätete Morgenandacht habe halten können. Es ist merkwürdig, wie in den fünf Wochen meiner Krankheit alles verbummelt ist, und ich sehe daraus, daß ich, menschlich geredet, immer noch nöthig bin."

Im Februar 1870 kam eine plötzliche Bronchial-Blutung, wahrscheinlich die Folge eines etwas anstrengenden Ganges bei warmem Sonnenschein in aufgeweichtem Boden. „Damit ist denn die immer noch festgehaltene Hoffnung," schreibt Philipp, „aus der Invalidenschaft noch

einmal wieder herauszukommen, am Ende. Von der Nacht selbst, nachdem die ängstliche, den Odem nehmende Viertelstunde vorbei war, von den Tagen vorher kann ich nicht sagen, daß sie mir unlieb gewesen. O, gar keine Gedanken an mich jämmerliches, nichts werthes Geschöpf — nur von Dir, Du Ewiger, Allmächtiger, Herrlicher, nicht genug zu preisender! Das war in der einen Nacht mein Erwachen, wobei mir so wohl war. Ja, so recht beten zu können! — ich aber bin ein ohnmächtiger, zerstreuter Mensch. Immer unzulänglicher, räthselhafter sieht das ganze Leben mich an. Wohl uns, daß ein anderes darauf folgen wird."

Der Gedanke, die Redaktion des Volksblatts abzugeben beschäftigte Nathusius jetzt vielfach; er schreibt darüber:

„In solchen Zeiten, wie diesen Winter, weiter zu redigieren, von drei Tagen zu drei Tagen gepreßt zu sein, ohne Kopf, ohne Hand, ohne Fuß, das ist eine Last, die zu schwer wird." — „Mit der Volksblatt-Abgabe" schrieb er an seinen Sohn, „bringst Du mich ja mit einem mal in der Leute Mund . . . aber ich habe auch nichts dagegen, und daß Du dich so hinein denkst, freut mich. Glückliche Jugend, die zu allem Elastizität hat! Ich bin recht früh gealtert, scheue mich jetzt vor allem in der Welt; das habe ich zwar von Kindheit an gethan, so lange ich denken kann, aber die Phantasie in der Jugend war doch ein Gegengewicht und brach gelegentlich durch." —

Im Frühling ging es ihm wieder besser. Er schreibt ganz heiter, nach dem Abgang der letzten Erzieherin: „Wir genießen jetzt alle vier zusammen unsere neue Freiheit von Gouvernante und Großmama. Die drei Mädchen sind besonders eifrig im zusammen lesen, musizieren, schneidern." — Im Mai berichtet er von einer Partie ins Bodethal mit Besuchern, und für den Sommer war ein Aufenthalt in Reichenhall geplant. Hannchen sollte ein Stück mitreisen und Nürnberg kennen lernen. Philipp macht ihr Vorschläge,

sich zu treffen, erwähnt dabei „die Kriegsaussichten, in denen mir heute die Kreuzzeitung nachkommt, nachdem ich sie schon am Freitag gehegt und zu Papier gebracht habe." Und nun kam die Kriegserklärung und es war kein Gedanke mehr an Reisen. Heinrich, der dritte Sohn trat bei den schwarzen Husaren ein, kam auf einen ganz kurzen Besuch ins Vaterhaus, und dann wußte man lange nicht, wo er war. Doch ist er bewahrt geblieben.

Die Ereignisse folgten Schlag auf Schlag. Ein großes Kapitel der Weltgeschichte wurde geschrieben, und Nathusius folgte ihm mit begeisterter Feder in den Spalten des Volksblattes. Was er in der Jugend ersehnt, in späteren Jahren als das Rechte vertreten — nun kam es. „Elsaß und Lothringen, das darf der geringste Abschlag sein, falls Gott der gerechten Sache den Sieg giebt, auf die lange Abrechnung, die wir mit Frankreich haben." So schrieb er schon in der Nummer vom 27. Juli. Und am 13. August kam sein Gedicht: „Wacht am Rhein." „Nicht Wacht am Rhein! Hinüber, hinein!" — mit dem Schluß: „Und wer blasen kann, blas das neue Stück: Wacht an der Maaß!" —

Im August und September war Nathusius einige Wochen in Schierke, wo er sich wieder mit seinen Gedichten beschäftigte. Aber er kam krank zurück nach Neinstedt und war den ganzen Winter sehr leidend. „Von mir kann ich leider nicht viel Gutes sagen", schreibt er im Februar an Hannchen. „Ich bringe den Winter wie im bösen Traum zu. . . . Ich muß mich ja bescheiden, daß es überhaupt von Jahr zu Jahr abwärts mit mir geht."

Im März starb sein Schwager Karl Scheele. „Gestern Morgen kam die überraschende Nachricht," schreibt Philipp. „Er war seit Pabsts Tode wohl noch der nächste, so wenig wir uns seit länger sahen. O, ihm wird sehr wohl sein, aus dieser harten Schule entlassen, wo sein überreiches Herz und sein etwas überirdischer Sinn so viel gelitten.

Wie gern stände ich mit an Deinem Grabe, mein Bruder, und legte einen Kranz darauf. Es aus der Ferne erleben, ist so halbes Werk."

Es entwickelte sich eine neue Brustfellentzündung mit quälender Schwerathmigkeit. Er mußte sich mit großer Mattigkeit legen und schreibt von „einer geistigen Apathie, wie ich sie doch noch nicht gekannt. Zwei trotzdem so schöne Wochen war das gute, hülfreiche Hannchen hier und hat alles zur Sprache und Entscheidung gebracht." Professor Weber aus Halle kam zur Konsultation. „Der physische Mensch ist schwach. Das Bewußtsein: es steht ernsthaft bedenklich mit Dir! hat in den ersten Tagen doch etwas unmittelbar niederdrückendes; trotzdem die Welt mir wirklich so recht gleichgültig." — Auch sein Martin war gekommen und ihm übergab er die Redaktion des Volksblattes. „Damit ist mir ein rechter Stein vom Herzen," schreibt der Kranke, „nur leider ihm aufgeladen." Dann klagt er über sein völlig gleichförmiges, absolut nichtsthuendes Dasein, „in welchem ich seit 14 Tagen kaum auch nur gelesen habe. Eine Erquickung darin sind mir die lieben treuen drei Mädchen, jede in ihrer Art."

Im April konnte er wieder, auf den Arm einer Tochter gestützt, im Zimmer auf und abgehen und sowie er reisefähig war, Ende Mai, ging es nach Soden im Taunus mit den drei Töchtern. Auch Hannchen begleitete ihn für einige Tage. Im Juli folgte eine Kur in Lippspringe und am 9. September kehrte er für kurze Zeit nach Neinstedt zurück. „Wiedergekommen ungefähr wie abgereist," berichtet das Tagebuch und auf die Verordnung des Professors Weber, den Winter in Mentone zu verleben: „Zuweilen scheint es mir wunderlich, daß ein kranker Mensch, der nach nichts als Ruhe, Ruhe verlangt, so von einem Ort zum andern in der Welt herumreisen muß. — Er meint es wohl sehr treulich mit mir, daß Er mir noch

so eine lange Prüfungszeit giebt .... Geduld ist wohl noch immer zu lernen. — O wie glücklich ein kleines Kind, das um gar nichts gefragt wird. So liegt es jetzt vor der Abreise wieder wie Berge vor mir. Aber der treue Herr wird ja hinüber helfen, so Er will."

So ging es also wieder fort mit den drei Töchtern nach Mentone. Der Kranke hatte doch große Freude an der schönen Reise, die zunächst nach Gries führte, dann über Mailand, Genua und Savona, von dort zu Wagen nach Mentone, wo eine kleine Villa bezogen wurde, tief in einem blühenden Garten gelegen, in dem ihn jeder Strauch interessierte. Er ging, auf den Stock gestützt, am Arm einer Tochter langsam herum; meist aber wurde er im Rollstuhl geschoben und saß darin am Meeresufer an geschützter Stelle. Doch kamen öftere Anfälle von Schwäche und Athemnoth. Im Ganzen aber war ihm der Aufenthalt in Mentone lieb und er freute sich der Schönheit, die ihn umgab.

Mit Martin korrespondierte er über das Volksblatt, über die Angelegenheiten der Anstalten, über persönliche Verhältnisse. Im Dezember schreibt er: „Schreiben ist mir eine ganz besondere Anstrengung für Kopf und Rücken, daher beschränke ich es auf das nöthigste. An dem, was Du mir mittheilst, nehme ich warmen Antheil, freue mich überhaupt all Deines Thuns und Treibens, das Gott der Herr mit Seinem Segen begleiten wolle. Grüße auch alle Freunde dort. . . Ich möchte Euch lieben Vieren doch wenigstens einmal ein paar eigene Zeilen schicken. . Nun ein fröhliches Christfest, lieber Martin! „„In Dir ist Freude."" Mit den schönen Weihnachtsliedern umklingen mich ja die lieben Mädchen doch alle Tage, wenn ich sie auch nicht mitsingen kann." —

Anfang Mai gingen die Reisenden über Marseille, Lyon und Genf nach Vevey zu dreiwöchentlichem Aufenthalt.

„Unser hiesiger ‚Übergang‘ am Genfer See,“ schreibt er seinem Bruder Heinrich, „ist sehr mißglückt nach Menschen-Gedanken: unaufhörlich Wind und Regen. Wir empfinden nun erst dankbar, was wir in Mentone gehabt haben, wie es uns Menschenkindern ja immer so zu gehen pflegt. Doch genug. — Mit mir will es immer noch nicht recht vorwärts, d. h. vorwärts dem Ende zu, nach dem ich mich sehne. Nun, der liebe Herr wirds ja am besten versehen. Er sei mit uns allen!“ — An Martin schreibt er:

„Ich bin so sehr, sehr müde, aber der getreue Herr scheint ja mein Seufzen um Ablösung immer noch nicht so bald erhören zu wollen. Sein heiliger Wille geschehe!“

Nun kamen vierzehn Tage in Neinstedt, die letzten, die Philipp Nathusius dort verlebte, wo er so viel durchlebt von Glück und Leid. Es war eine schöne liebliche Zeit, in einer Atmosphäre von Liebe und Sonnenschein. Martin brachte ihm seine Braut, die ihn mit den drei eigenen Töchtern sorgend und pflegend umgab. Er hatte einmal in jener Zeit geäußert: „Es ist doch sonderbar, daß die Menschen immer wieder auf dieselben Sachen kommen, z. B. aufs Verloben.“ Er lag oft im Garten unter den Linden auf einer Chaiselongue; es kamen Freunde aus der Nachbarschaft. Oft war er ganz munter und vergnügt, auch arbeitete er wohl in seiner Stube.

Nun ging es mit Hanna und Gretchen wieder nach Lippspringe, wo er die Freude hatte, seinen 10 Monate alten Enkel zu sehen, den ihm sein ältester Sohn brachte. Anfang August sollte er nach Engelberg am Vierwaldstädter See. Hanna fuhr von Cassel aus nach Neinstedt. Elisabeth und Gretchen begleiteten den Vater, der vergnügt und gesprächig auf der Reise war. Doch kam er etwas unwohl am 4. August in Luzern im überfüllten Hotel National an, war aber noch einmal auf der Hotel-Terrasse am See und freute sich der schönen Berge, trotz etwas kühlem

Wetter. Weder in Engelberg noch Selisberg war Quartier zu bekommen, was ihn etwas verstimmte. Es wurde der Entschluß gefaßt, nach Wäggis überzusiedeln. Doch am 7. mußte er sich, recht unwohl, zu Bett legen, war aber sehr freundlich, gut und zärtlich mit seinen Kindern. Doktor Pfyffers wurde zu Rath gezogen, war zunächst nicht sehr besorgt.

Ein plötzliches Unwohlsein von Gretchen, das mit Schüttelfrost anfing, veranlaßte Elisabeth um das Kommen der treuen Lisette zu bitten. Sie fügte dem Telegramm an ihre Tante Hannchen die Worte bei: „Papa grüßt," um sie möglichst zu beruhigen, worauf dieser lächelnd sagte: „So erschreckerig ist doch Tante Hannchen gar nicht."

Am 10. war er etwas wohler, stand einige Stunden auf, fühlte sich aber dabei unbehaglich. Er schien sich mit dem Sterben zu beschäftigen, sagte am Abend: vorbereitet sei er immer auf den Tod gewesen, aber jetzt sei er doch noch viel ruhiger und getroster darauf. Immer matter und fieberiger wurde er, „beständig dasselbe Kopfweh". In der Nacht zum 12. phantasirte er viel laut und war durch große Unruhe gequält und der Doktor wurde sehr besorgt.

Den Morgen war er schon früh wach und erwartete mit lebhafter Ungeduld sein Frühstück und das Umbetten. Dann merkte er die frühe Stunde, nahm sich schnell zusammen und sagte sehr weich und geduldig: „Ich wußte ja nicht, daß es so früh war, ich kann gern noch warten." In den lauten, quälenden Phantasien rief er wiederholt: „Ich will ja alles, alles thun was ihr wollt, ach Kinderchen, laßt mich doch nur ein Bischen in Ruhe!" — Die geliebte Schwester Hannchen war telegraphisch herbeigerufen worden und kam am Mittwoch, den 14. Er war den Vormittag bei Bewußtsein und freute sich über ihr Kommen. Ganz lebhaft be-

schrieb und nannte er ihr alle Bergesspitzen, die sie vom Fenster der Krankenstube aus sehen konnten.

In der letzten Zeit hatte er sich von den Töchtern alte englische Romane vorlesen lassen und sich darüber amüsiert. An diesem Morgen sagte er zu Elisabeth: „Du könntest nun wohl lesen.“ Sie wollte das angefangene Buch nehmen; da sagte er etwas ungeduldig abweisend und doch halb bittend: „Ach nein, das brauche ich doch nicht mehr zu lesen, das kann ich wirklich nicht; ich meine den Bogatzky.“ Er hörte den Tages-Abschnitt und betete dann das Vaterunser. Einmal hörten ihn seine Umgebungen rufen: „Nun komme ich bald!“ Es kamen dann wieder schwere Stunden, ein Blasenleiden quälte ihn sehr. Er war fast immer unklar, nur durch freundliches Anreden kam für Augenblicke ein bewußter Blick, auch ein Wort der Liebe für die abwesenden Kinder. Der Arzt wollte wissen, ob er die Töchter noch erkannte, und auf eindringliches Fragen streichelte er freundlich lächelnd ihre Backen und stieß die Namen heraus.

Die Phantasien wurden stiller, die quälende Unruhe hörte auf, der Athem wurde schwerer. Er hatte im Leben nie weit offene Augen gehabt, immer etwas gedrücktes, jetzt schienen sie immer größer und schöner zu werden, wie zwei riesige Thautropfen lagen sie da, als wollten sie jeden Augenblick herausfallen. Gegen Abend, am Freitag den 16. August schlief er still ein.

Sein Gesicht war im Tode so schön wie das eines Jünglings, nur der Bart und die lockigen Haare ergraut. In der Nacht wurde die Leiche in die kleine Kapelle des evangelischen Friedhofes getragen, hinter den beiden schlanken Thürmen der alten Kirche am Berge, mit dem Blick über den See bis zum Pilatus. Dorthin kamen am andern Mittag die Kinder, die unmittelbar von seines Sohnes Martins Hochzeitsfeier abgerufen waren, sie sahen

die theuren Züge zum letzten Mal und geleiteten den Sarg nach Neinstedt. Dort war am Dienstag, den 20. August die Leichenfeier. Der Sarg stand im Betsaal der Anstalt, umgeben von Kindern, Geschwistern, vielen Freunden von nah und fern und der ganzen Anstaltsgemeinde. Wie am Sarge seiner Marie vor 15 Jahren wurde gesungen: „Unter Lilien jener Freuden sollst du weiden, Seele schwinge dich empor." Dann sprach Domprediger Lange aus Halberstadt über II. Tim. 2, 3. 4 „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi." Sein Sohn Martin hielt die Liturgie am Grabe, dort an dem stillen, durch viel Gebete und Thränen geheiligten Platz im Garten, der nun erst fertig war, da beide Gräber nebeneinander lagen, zu Füßen des Kreuzes, auf das Philipp Nathusius das Bekenntniß geschrieben hatte: (I. Kor. 15) Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen.

Den schönsten Schluß dieses Lebensbildes geben des so nah befreundeten Dompredigers Lange ergreifende und bezeichnende Worte.

„Sein Leben hinieden war offenbar vor unsern Augen, es brauchte sich auch nicht zu verbergen. Aber nun ist es geschlossen und Gott hat sein Siegel darunter gedrückt d. i. ein abgelaufnes Stundenglas, aber das umgekehrt werden kann und nun läuft golden der Sand in die Ewigkeit.

Dieser Entschlafene, er war ein Streiter Jesu Christi. Der Herr hatte ihn angenommen. Er war erst auch vor die Thüre der Welt gegangen, die eine Fürstin ist von großen Reichen, und hat ihr seine Dienste angeboten und die feinen Gaben seines Geistes, denn er konnte es wohl auf Saitenspiel. Aber der treue Herr, dessen Augen durch alle Lande gehen, hatte ihn wohl gesehen, wie einst den Nathanael unter dem Feigenbaume und hatte ihn mit seiner Stimme gerufen, der er schwer widerstehen konnte. Und er folgte seinem Herrn und ward ein guter Streiter

Jesu Christi in geistlichen Waffen der Ritterschaft und flocht seine Seele nicht in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hatte, und legte alles zu seinen Füßen was er hatte: Leib und Seele, Gaben und Kräfte, Zeit und Vermögen. . . . .

Nun schrieb er sein Volksblatt, und unter seinem flatternden Fähnlein sammelte sich eine fröhliche Schaar derer, die einherziehen wollten der Wahrheit zu gut und der Liebe zu Liebe; und aus seinem Saitenspiel lockte er nun einen Quell von Liedern, die es ehedem nimmer gekannt. Einen Vers nur will ich euch nennen aus seinem Hohenliede der Liebe von 1865:

Liebe, die mit neuen Feuerzungen
Flügelwort und Weissagungen spricht,
Und durch alle Töne — ausgesungen
Doch ihr hohes Lied noch immer nicht:
Liebe, die mit frommen Kinderaugen
Ahnungsvoll aus tausend Bildern schaut,
Himmelan, als könnt sie Stein durchhauchen
Ihrer Dome schlanke Flammen baut;
Die auf todesfeste Heldenherzen
Heftete das Kreuz, der Demuth Bild,
Und in so viel Wunden, so viel Schmerzen
Träufte Oel und Wein der Lindrung mild.

Und was ihm der Fleiß seines Vaters erworben, das legte er in die Bank Christi und kaufte gefangene Kinderseelen los und legte sie in die durchgrabenen Hände seines Herrn und Meisters. Und dem Kampfe mit der Welt wich er auch nicht aus, er führte auf dem Schilde das Zeichen des hl. Kreuzes mit der Umschrift: Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben. . . . .

Aber der Herr stäupet einen jeglichen Sohn, den er annimmt. Fünfzehn Jahre war er Wittwer, das Bild seiner Frau

erblich nicht in seinem Herzen. Zuletzt tastete die Hand des Herrn auch seinen Leib an und machte ihn schwach und müde vor Krankheit, sein Schritt ward immer matter, sein Gang immer stiller, und endlich am Freitag sprach der Herr zu ihm: Lege hin deinen Stab und deine Tasche und gehe ein zu deines Herrn Freude! Panzer und Schwert hatte er ihm schon früher abgegürtet. Und der Pilger sprach: Herr ich komme, ich warte auf dein Heil! So ist sein Leben mit Christo verborgen in Gott. Ach, auch sein irdisches war es schon, denn das Liebesleben im Hause — verborgen ist es vor der Welt, und das Leben des Gebetes mit Gott — verborgen ists selbst vor des Hauses Genossen. Dies aber ist das Leben.

So bestatten wir denn nun einen Schüler der Gnade, einen Lehrer der Gerechtigkeit, einen Sänger des Heiligthums, einen Pilger des Glaubens, einen Diener der Kirche, einen Ritter des Geistes, einen Haushalter der Pfunde, einen Herzog der Sanftmuth, einen Retter des Elends, einen Erben der Verheißung, einen Bürger des Himmelreichs, in Summa: ein Wunder, wie alle Erlösten, der Gnade und Barmherzigkeit."

Beim Tode von Philipp von Nathusius.

Wo willst Du hin, Du müder Wandersmann?
Du klimmst die steilen Berge nicht hinan.

„Ich will zum Engelberg, dort find' ich Ruh
Und frische Luft weht mir Genesung zu."

O ruhe aus, Du trugst so lange schon.
Dein Saitenspiel mit manchem süßem Ton.

„Ich trag' die Harfe, aber längst zersprang
Die eine Saite mit dem hellsten Klang."

Du schwangst in treuer Hand ein gutes Schwert
Und hast gekämpft für Altar, Thron und Herd.

„Die Klinge ruht, die Hand ist müd und matt,
Ich habe Kampf und Streit von Herzen satt.“

Du gabst mit freier Hand uns edles Gold,
Manch süße Frucht und manche Blume hold.

„Die Blumen welkten und die Hand ist leer,
Sie trägt am Pilgerstab schon gar so schwer.

Nichts hab' ich mehr, das ich euch geben kann,
Ich bin ein armer müder Wandersmann.“

Blieb nichts von allem, was das Leben gab?
Ein dürrer Baum — die Blätter fielen ab?

„Es bleibt mir noch als höchstes, bestes Gut
Der Glaube an des Herrn Versöhnungsblut.

Er bleibt mir, den ich hier bekannt, geliebt,
Der, was Er nahm, mir tausendfältig giebt.

Er bleibt! ich lege mein bestaubt Gewand
Und meinen Pilgerstab in Seine Hand.“

Er legt ihn hin, geendet war der Lauf,
Zum Engelberg flog seine Seele auf.

El.

Anlage I.

Was ist liberal?

Gedanken aus dem Jahre 1843. (Zu Seite 22).

Liberal ist die Gesinnung für freie Entwicklung des einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit.

Diese Gesinnung kann nur aus dem Herzen kommen (ist ein Zeichen der Bildung), kann nur auf dem Christenthum beruhen und nur in Theilnahme an der Gemeinde und am Vaterlande sich äußern.

Entgegen dem Liberalen ist u. a. der Materialismus und ebenso der falsche Idealismus. Materielle Grundlage gehört zwar zu einer freien Entwicklung. Aber der Communismus und Sozialismus ist antiliberal, — eine Vereinigung von Phantastischem und Materialistischem. Daß Entwicklung der Menschheit ihr Zweck sei, darin stimmen die christlichen Sittenlehrer mit den heidnischen Philosophen, sowie mit den Neuerern überein. Dies Eine wenigstens liegt unbestreitbar im Bewußtsein des Menschen.

Wie der einzelne Mensch, indem er sich immer feiner ausbildet, doch auch mit seinen Ansprüchen immer wächst, ein immer feineres Gewissen bekommt, und dennoch nie mit seinem Zustand zufrieden sein wird, so auch die Menschheit. Um vieles ist sie weiter als sonst, aber sie verlangt mehr als je, und mit Recht, und fühlt sich daher gedrückter als je.

Was wir aber verlangen ist sehr einfach. Vorerst nur: 1. Vor Allem Preßfreiheit; sie ist ein natürliches Recht und bestand zu Anfang der Erfindung des Druckes lange. 2. Volksvertretung (altes historisches Recht). 3. Öffent-

lichkeit und Mündlichkeit der Gerichte. 4. Einheit Deutschlands zu unser aller Sicherheit, damit uns nicht jeden Tag das Haus über dem Kopfe abgebrannt werden kann. Denn so stehts jetzt! —

Das Gefühl der Möglichkeit einer völligen Freiheit ist das Einzige, was den einzelnen Menschen bei aller Schwäche und Beschränkung, worin er steckt, aufrecht und kräftig thätig erhält und was ihn glücklich machen kann. Ebenso ist's für die Völker. — Und wenn für die Vergangenheit gewisse organische Entwicklungsideen (die man in unserer Zeit so viel deutlicher zu erkennen glaubte), eine halbe Wahrheit haben, so sind sie auf die Gegenwart völlig unanwendbar. Es ist wohl eine allgemeine Ahnung, die die Zeit treibt, aber grade von den wichtigsten Fragen, die unsere Zeit hat — Pauperismus und Kirche — wissen wir nicht im mindesten, worauf sie hinauslaufen werden. Jede directe Vergleichung mit der Vergangenheit ist schädlich. Der Mensch hat in der Gegenwart immer nichts als sein Gewissen (seine Freiheit), worauf er für sein Handeln angewiesen ist.

Auf den Erfolg kommt es beim Volk so wenig an wie beim einzelnen Menschen. Ein Staat, der der inneren Stimme nicht horcht, ist ein gewissenloser Staat, so gut wie der einzelne Mensch, der dem seinen nicht horcht.

Ja, in der That, soziale und religiöse Entwicklung sind zu jeder Zeit die Angelpunkte der Geschichte gewesen und sind es auch jetzt. Das Politische ist nur ein Hilfsmittel dazu, aber es muß eben jetzt durchgearbeitet werden und erscheint daher augenblicklich als Hauptsache. Um der Frage des Pauperismus freien Raum zu schaffen — nicht um uns Besitzer zu schützen, sondern den Andern zu helfen — müßten wir politisches Leben haben. Hätte denn das Christenthum so Eingang gefunden,

wenn es nicht in Zeiten und Länder traf, wo öffentliches Leben war?

Durch öffentliches Leben hört alle Munkelei und Heuchelei auf. Es giebt dem Menschen Charakter! —

Von einem Ideal des Staates kann keine Rede sein, weil er selbst etwas Unideales ist, nur ein zeitlich nothwendiges Übel. Den Alten war ihr Staat Repräsentant des Reiches Gottes, das sie nicht kannten, daher eine förmliche religio für sie. Er war bei ihnen der einzige Gegensatz zum Egoismus. So kann es bei uns nicht mehr sein, daß der Einzelne sich ganz auflösen soll in den Staat, vielmehr in das Reich Gottes, und der Staat hat ihm nur Werth als eine Gemeinschaft von Menschen, die er alle lieben soll.

Das kirchliche und gesellige Leben — beide stehen über dem Staat, beide sind für die Entwicklung der Menschheit ungleich wichtiger. . . Um so weniger darf aber der Staat diese beiden bevormunden wollen. Nur wenn die Kirche, wie die papistische, sich weltliche Macht anmaßen will und etwa dadurch ihren Beruf völlig verfehlt und der Menschenentwicklung entgegentritt, auch dem Staat selbst in sein Gebiet fällt, dann ist es Pflicht des Staates, sie zu bekämpfen. . . Katholisch ist jede Kirche eher als die römische. Es ist eine scheußliche Blasphemie, wenn sie sich so nennt. Sie ist nichts als eine habgierige Secte. Katholiken wollen wir alle Christen uns gern nennen. Gott sei Dank ist aber der Name Papist jetzt schon ein noch verächtlicheres Wort geworden als selbst Jude.

Weil der Staat ein durchaus Unideales ist, deshalb soll er nicht aufgehoben werden durch das Christenthum, sondern, wie Alles — erfüllt. Nur durch Individualisirung nähert man sich dem Ideal, (d. h. nicht durch Auf=

hebung, sondern durch möglichste Ausbildung des Staates) — dem Reich Gottes. Diese Ausbildung besteht aber freilich in immer Lebendigerwerden des Staates im Innern (Selbstregieren) uud immer Absterben des äußern Staates (Polizeistaates). Im Reich Gottes kann der Patriotismus wegfallen, aber der Weg des Menschen zum Ideal geht nur durch Individualisirung, also durchs Vaterland hindurch.

Daß liberale Gesinnung und damit liberale Zustände allgemein werden, daran ist nicht zu denken. Keine Schwärmerei! Aber fördern mit allen Kräften! Wie ist es zu erreichen? Nur durch sittliche Macht. Was der Mensch mit Liebe will, das kann er. Wir selbst sind schuld, wenn wir keinen Erfolg haben. Daher kann eigentlich keine Erbitterung stattfinden; sie ist immer noch ein Zeichen des nicht reinen Willens. Das einzige Mittel ist: Erzeugung und Verbreitung wahrhafter Überzeugung .... Preßfreiheit nicht zu wollen, überhaupt jedes der freien Entwicklung feindselige System ist eine Gottlosigkeit, denn es beruht auf dem Glauben, daß das Böse in der Welt mächtiger sei als das Gute, folglich Gott die Welt schlecht gemacht habe und sie nicht regiere. „Aber wir sollen ihm helfen" (wenden die Gegner ein). Ja, aber nur durch geistige Macht, nicht durch physische.

Der Gerechte kann darum nie in Zorn gerathen, weil er weiß, daß er den Sieg nothwendig in Händen hat und daß es nur an ihm liegt, wenn er ihn nicht erreicht. Jeder Zorn ist daher noch Sünde. So kann man sich Christus' Ruhe bei allen Angriffen denken.

Pauperismus. Seine Ursachen sind: 1. Zunahme der Bevölkerung überhaupt, wodurch die Klasse der Unselbständigen, Nichtbesitzenden immer vorwiegender werden muß; zugleich Sinken des Arbeitslohnes, Sinken der Kapital-

zinsen, Konkurrenz in allen Gewerben und diese befördern das Reichwerden Einzelner und zu Grundegehen der Andern. Gewerbefreiheit führt zu Pauperismus, aber sie ist bei zunehmender Bevölkerung unvermeidlich. — Mittel dagegen: Colonie und geordnete Auswanderungen, sowie Deportation.

2. Zunahme des Materialismus, der Richtung auf Erwerb und Lebensgenuß .... Mittel dagegen: religiöser Sinn.

3. Aufhören der ausgleichenden Organisationen. Eine solche war a. das Zunftwesen, b. das patriarchalische Verhältniß zwischen Adel und Bauern. — Mittel dagegen: freie Verfassung, Theilnahme aller Selbständigen an solchen allgemeinen Lebensfragen (aber ohne religiösen Sinn nichtig). Eine solche war c. die Kirche, die die Güter an sich zog und wieder an die Dürftigen ausfließen ließ. Eine weltliche Macht der Kirche ist nicht wieder herzustellen, aber — Mittel dagegen: die Kirche muß dasselbe auf geistigem Wege erreichen. Sie ists, die hauptsächlich das Gleichgewicht bei der immer zunehmenden Ungleichheit halten muß. Enger Zusammenhang der kirchlichen Fragen mit den sozialen!

Gegen die vorherrschend religiöse Meinung stellen sich die Pseudoliberalen (Freien, Radikalen) grade so wie die Absolutisten gegen die politische öffentliche Meinung, d. h. sie behandeln sie als dumm, unwürdig und unberechtigt.

Anlage II.
Gedanken zu Claudius.

(Zu S. 37.)

Claudius, der von der Geburt bis zum Grabe jedes Alter, jedes Geschlecht, alle menschlichen Zustände so lieblich verschönt hat, ist wohl der allgemeinen Theilnahme werth. Warum hat er das gekonnt? Weil er die Menschen im Herzen trug in all ihren Erscheinungen, weil er in allen

Erscheinungen ihr Wesen sah, weil er selbst Mensch im ganzen Sinne des Wortes war, durch- und mitempfand, was nur die wahrhafte Menschenbrust bewegen kann und muß. Und weil er das that, darum mußte er ein frommer Mensch sein, weil das unendliche Bedürfen der armen Menschheit ihm ans Herz schlug, weil er selbst ein bedürftiger Mensch war. Und wie geschrieben steht: „Selig sind die geistig Dürftigen“ — darum war er ein kindlich seliger Mensch sein Leben lang.

Den Freiheitlern, den Helden des Tags, ist er zu fromm, den Frommen vielleicht zu kernig und heiter. So ging er in der Mitte durch wie ein echter Mann.

Nur die Concentration giebt dem Menschen die gehörige Kraft zur Wirksamkeit. Nicht sowohl die äußere Concentration, als vielmehr die innere. Das Eine, was noth ist, im Auge zu haben, macht den tüchtigen Menschen, wie den tüchtigen Schriftsteller.

Orthodox ist er eigentlich nie gewesen. Nur die bodenlose Auflösung der späteren Jahre nöthigte ihn, sich immer fester an das Vorhandene anzuschließen. Es kam ihm nur auf Christentum überhaupt an, nur auf religiöses Bedürfniß und religiöse Durchdringung im Leben, nur auf Leben, Frucht, Geist, Positives.

Jene beispiellose Zerfahrenheit der Menschen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, die in allen möglichen Possen und Intriguen das Heil der Welt suchten, liegt wohl nur darin, daß man eben das Eine, worin das Heil der Welt wirklich liegt, aufgegeben hatte. Fehlt das Centrum der Religion, so entstehen solche Kometen.

Mit seiner sympathetischen Organisation für menschlich Leid und Freud' und mit eigener großer Sorglichkeit und

Ängstlichkeit, gegen die er stets die tiefe Frömmigkeit und die stoische Ruhe als Beistand erbitten muß, hängt sein Abscheu gegen Krieg zusammen. Und nun wird er mitten hineingeschleudert.

Sehnsucht nach Leidenschaftslosigkeit, innige Befreundung mit dem Tode, tiefmitleidiger Blick ins arme Menschenleben, stete nahe Hoffnung auf das Jenseits.

Aber bei alledem verläßt ihn doch nie die gute Laune. Man vergleiche damit die ähnlichen Stimmungen in Lessings und Jacobis letzten Jahren in ihren Briefen und man findet den großen, wichtigen Unterschied der christlichen Weltanschauung. Jene verlieren den Halt und jammern. Er kann noch lächeln und scherzen bei der tiefsten Sympathie mit Erdenleid. Sein Christenthum und seine derbe, gesunde Natur stützten sich gegenseitig.

Claudius, der unter dem schlichten Botenkleide das größte Herz und den edelsten Geist trug. So wandle er denn noch einmal als Bote über die veränderte Welt. Wie man in ihrer gewohnten Beschäftigung die Geister der Menschen noch umgehen sieht, so gehe auch sein Geist noch umher und wecke und mahne.

So heftig im Bürger- und Völkerkriege stets die religiösen Differenzen gewesen sind, ebenso heftig sind auch die Abstoßungen durch dieselben zwischen den Einzelnen. Das macht die Höhe und Würde der Sache, die das Innerste des Menschen ergreift, und als Hebel so den ganzen Menschen.

Julian Apostata ist dafür das ewige Vorbild. Selbst dem ruhigen Goethe war es nicht möglich, sich von Dissentirenden gelassen zu trennen, sondern es geschah immer mit einer Art Haß, wie namentlich gegen Lavater. Und bezeichnend ist es, daß Goethes sämmtliche Jugendfreunde fast — Lenz, Lavater, Stilling, die Klettenberg, Jacobi und

Herder doch auch halb und halb — der frommen Richtung angehörten und er mit allen brechen mußte.

Sehr bemerkenswerth ist die Äußerung eines Katholiken über Claudius. In der That gehörte Claudius zu jenen echt frommen Männern, mit Zinzendorf, Lavater und Jung Stilling, dem es weniger auf Confession als auf Christenthum ankommt und die dadurch eine sanftere aber auch eine höhere Stufe der Religiosität als die übrigen anzeigen.

Mit Recht war Claudius, wie es scheint, in seinen letzten Lebensjahren dazu gekommen, das Mangelhafte sowohl der Verfassung als des Kultus im Protestantismus einzusehen.

Dennoch war er selbst zu innerlich poetisch, zu niedersächsisch, wenn ich so sagen darf, um daß ihm das Symbolische in derjenigen Ausdehnung, wie es der Katholizismus enthält, hätte genehm sein können. Aber daß Kultus mehr sein sollte als Predigen, wozu er doch damals ziemlich einzig herabgesunken war, das einzusehen war Claudius wieder poetisch und menschlich genug.

Es ist in der That ein Segen bei der Beschäftigung mit einer so liebenswürdigen und in aller Einfältigkeit wahrhaft großen Menschennatur, und das selbsterfahrene Gefühl davon läßt mich hoffen, daß im Vaterlande oder wenigstens in manchen Kreisen desselben das erfrischte Bild des Biederen, wenn es mir mit Gottes Hilfe aufzustellen gelingt, nicht ohne Antheil und nicht ohne alles Frommen sein werde.

Nur ein Ideal der Literaturgeschichte kann es geben, sowie überhaupt nur ein Ideal aller Geschichte, nämlich sie so darzustellen, wie sie im Auge Gottes erscheint. Aller

Menschenwitz ist weder Gewinn noch Zierde daran, sondern nur Tod der wahren Geschichte, alle Systemmacherei nicht Erweckung, sondern Versteinerung des Geistes.

Wer nicht von ganzem Herzen Christ ist, der sollte nicht nur Claudius Leben nicht, sondern — wollte Gott — überhaupt keine Zeile in einer europäischen Sprache schreiben.

Anlage III.

Matthias Claudius.

(Zu S. 39.)

Heut vor dreißig Jahren schied aus dieser Welt ein Mann, der drei Viertel eines Jahrhunderts lang rüstig und bescheiden, fromm und fröhlich, dürftig oft, aber stets zufrieden, am Botenstabe durch sie hingewandert war. Die Besten seiner Zeit, Lessing, Klopstock, Herder, Hamann, Goethe, nannten ihn Bruder, als er blühte in der Fülle seiner Jugendkraft, und frisch schritt er mit ihnen jener Zeit voran. Die Zeit ging bald andere Wege, als der Jüngling gehofft, als worauf der reife Mann ihr folgen konnte; mit liebevoller Mahnung, mit lockendem Scherz, mit ernstem Widerspruch vermochte er nicht sie zu wenden; und fast vergessen, außer von seinen Freunden, schied der stille Greis, — wie alle edeln Geister nicht ein Bürger der Zeit sondern der Ewigkeit.

Viel und oft ist darüber geredet, wer unter den hohen Häuptern unsrer Literatur, die wie ein übervoller Fruchtbaum jetzt ihre Zweige senkt, der deutscheste Schriftsteller sei. Wer ihn wahrhaft kennt und liebt, wird schwerlich anstehn, wenigstens diesen Kranz — Andere haben ja der andern Kränze so viel — dem schlichten Wandsbecker Boten zu reichen.

Ein Ton geht durch all seine Schriften vom ersten bis zum letzten Zuge, den er schrieb; — ein schlagendes Herz für das wahre Glück der ganzen Menschheit. Und

dieses Herz war der einzige Trieb all seines Schriftstellens. Nicht Ein eitel Wort ist aus seinem Munde gekommen.

Als es zwischen der schwerfälligen Gelehrten-Sprache und der wässerigen „populairen" in der deutschen Prosa noch kaum einen Ausweg gab, war er der Erste, der zur volksthümlichen Quelle zurückkehrend aus ihrer Veredlung eine neue körnige Sprache sich schuf. In der Redeweise des Volks brachte er in seinem „Bothen" das Tiefsinnigste, was in den deutschen Geistern damals sich regte, in drolliger Laune und kühner Wahrheit zur Sprache. In schlichten Liedern, die im bündigsten, ungeschminktesten Naturlaut die Fülle der sprachlosen Poesie hegen, schlug er an, was des Menschen innerstes Gemüth von der Wiege bis zum Grabe bewegt; in dieser Unmittelbarkeit des Gesanges steht er unter den neueren Deutschen allein neben Goethe. Sein „Bekränzt mit Laub" und „Der Mond ist aufgegangen", fehlen schwerlich in einem deutschen Liederbuche, wenn auch manche stillere, doch nicht weniger schöne fehlen. Lebhaft nahm er Theil an dem Losringen deutschen Sinnes aus dem Schlaf des Philisterthums, aus gelehrtem Kastenwesen und aus französischem Einfluß; der junge vaterländische Dichterbund schaute als zu einem Leitstern zu ihm auf, und sein „Vaterlandslied" tönt noch heute von tausend begeisterten Lippen der Jugend. In unendlichem Humor zeigte er, allen gebräuchlichen Ton verlassend, in seinen Recensionen die Richtung an, die eine neue Bildung sich zu brechen bemüht war. Was wahre Bildung sein konnte, mußte ihm Sache des ganzen Volks sein.

Aber sein Volksthum und seine Vaterlandsliebe war Eins mit seiner Menschlichkeit, und seine Menschenliebe beruhte nicht auf hohem oder flachem Grübeln der Vernunft, sie entsprang aus einer tiefen Frömmigkeit, die den Kern seines ganzen Wesens ausmachte. Diese Frömmigkeit allein, die er treu von Jugend auf bewahrt, gab ihm den stillen Blick der Weisheit, gab ihm die Lebensfrische, die Heiterkeit,

mit der seine Jugend ganz Deutschland ergötzte und erbaute zugleich, und die bis an den Tod, nur in verklärten Zügen, ihm treu blieb.

Mit den hellsten Geistern des Jahrhunderts war er einst gleichstrebend befreundet; aber einer vorschnellen Aufklärung, die im geschichtlich Gewordenen nur die Irrthümer erkennt und die ewigen Wahrheiten der Menschenbrust durch willkürliche Erfindung des Verstandes zu ersetzen meint, wie sie bald herrschend ward, konnte er eben so wenig huldigen, als jener überfeinerten und dem einfachen Leben und tiefen Bedürfen entfremdeten Kunstrichtung der höheren Geister; er trat beiden offen, doch ohne Hader, entgegen und gerieth in einen unheilbaren Widerspruch mit seiner Zeit. Die Zeit beschuldigte ihn, daß er ein anderer geworden sei; er aber war derselbe, nur sie hatte sich verändert. Und als er verspottet und mißachtet ward, verleugnete er sein besseres Wissen nicht, sondern bekannte einfach und offen, wem er diene. Seitdem verlor er die Stimme auf dem Markt der Literatur; aber nie hat er abgelassen, als ein treuer Bote von Thür zu Thür anzuklopfen und das Beste anzubieten, was er wußte: — reines Christenthum, inneres Glück und heitern Frieden.

Und mit dieser stillen Mahnung ging er selbst durch den letzten großen Sturm der Zeit, der seinen Namen beinah völlig verschlang, und schloß seine Laufbahn mit der Neujahrs-Predigt eines Laienbruders 1814, nicht viele Monate vor seinem Tode, am Morgen des neuen Tages, der über Deutschland aufging.

Unscheinbar an Gestalt wie an Umfang sind seine Schriften: ein mäßiger Band könnte sie fassen, wie man heutzutage druckt. Jetzt erscheinen sie in der siebenten Originalauflage; in wenigstens ebenso vielen Nachdrucken sind sie verbreitet, in mehrere Nachbarsprachen übersetzt. Manchen freundlichen Trost, manche frische Erbauung, manche herzliche

Fröhlichkeit, manche Kraft der Begeisterung haben sie in der Stille verbreitet. Aber indeß er so im Herzen edler Jugend und im bürgerlichen Kreise fortlebt, ist er der vornehmern oder sich gebildeter dünkenden Welt fast unbekannt und wird von der gelehrten kaum beachtet. Nur vorübergehend brachte ihn der nach den großen Schicksalen Deutschlands wärmer erweckte Sinn wieder auch hier zu gerechterem Ansehen; unsere heutige Literaturgeschichte nennt ihn fast nur mit einem hochmüthigen Achselzucken, selbst Gervinus nicht anders in den fünf mächtigen Bänden, die leider ohne Zweifel unser bestes Buch dieser Art sind. Und auch wo seine Schriften noch gelten: sein Leben ist infolge jenes Widerspruchs, in den er mit der Zeit gerieth, und seiner eignen noch über das Grab hinausreichenden Bescheidenheit so gut wie unbekannt, — in unsrer nach den Schätzen der Vergangenheit über-emsigen Zeit gewiß eine eigenthümliche Auszeichnung.

Unter diesen Umständen hat, weil kein Besserer sich regte, der Unterzeichnete sich entschlossen, das Bild des Mannes in die Erinnerung zu rufen in einem Büchlein, betitelt:

Des biedern Asmus
Botengang durch diese Zeitlichkeit,
nebst einer ausführlichen Beschreibung der Gegenden, durch die er gekommen, und einem Päckchen, das er unterwegs liegen gelassen hat,
nachgetragen von einem Freunde des Verewigten.

Vor allem glaubt er dadurch den Freunden von Claudius' Schriften eine Freude zu machen; denn gewiß ist es eine Freude, die Schönheit der Schriften eines Mannes auch in der Wahrheit seines Lebens, auf der allein jene beruhen kann, wiederzufinden, und wenn irgend in Einem, so ist gewiß in Claudius im Schriftsteller auch der Mensch zu lieben und zu schätzen.

Fürs Andere denkt er, so gut es ihm gelingt, auch der deutschen Literaturgeschichte einen Dienst zu thun, zu deren Anschauung Claudius' Wirksamkeit und Verhältnisse zu seiner Zeit ein wesentlicher Beitrag und bis jetzt fast noch unbeleuchteter Theil sind.

Endlich möchte er aber gern — er möchte wenigstens — auch unsrer Zeit, die sich so mancher großen Vorzüge gewiß nicht mit Unrecht rühmt, wenn sie nur größere Vorzüge, die sie noch zu erwerben hätte, nicht verkennt, — einen Spiegel halten. Gewiß nicht ohne Heil auch für sie würde das schlicht und treu aufgestellte Bild eines Mannes sein, der mit der unübertroffensten Laune, der kraftvollsten Weisheit und freiesten Bildung die tiefste Frömmigkeit und kindlichste Einfalt verband; Frömmigkeit ohne Schein, ohne Weichlichkeit, ohne Grämlichkeit; Einfalt im vollsten und echtsten Sinne des Worts.

Denn ihn selbst, den Ehrenmann, zu Ehren bringen wollen, der sicher seine Ehre schon in andern Gegenden gefunden hat, — wäre wohl ein eitles Bemühen in einem andern Sinne, als in ihm seinen Meister zu ehren!

Sorgsam habe ich zu diesem Ende, wo ich Spuren wußte, gesammelt; reichlicher als gehofft ist bisher die Ausbeute. Doch ist auch der geringste Beitrag zur Darstellung einer so wunderbaren Sache, wie ein Menschenherz und ein Menschenleben ist, nicht zu übersehen für den, der sie gewissenhaft versuchen will. Daher ergeht hier noch meine öffentliche Bitte an alle Menschenfreunde: wer etwas zu sagen oder mitzutheilen hat von jenem Manne, sei es ein schriftliches oder ein mündliches Zeugniß, es an die unterzeichnete Aufschrift einzusenden. Mit Treue und Bescheidenheit (auf französisch: discrétion) wird ein jedes Scherflein, vom größten bis zum kleinsten, in seiner Art benutzt werden.

Sollte aber etwa Einer sich finden, der zu dem angedeuteten Werke einen näheren Beruf hätte als ich, und sich

ihm unterziehen wollte, so würde ich gern zurücktreten und ihm, so viel an mir ist, hülfreich zur Hand gehen.

Althaldensleben b. Magdeburg, d. 21. Januar 1845.

Philipp Nathusius.

Anlage IV.

Aus: Preußens Reichstag.

(Zu S. 66.)

Mir träumt' ein Traum, — es war ein wüster Traum. —
Das alte Chaos sah ich neu gebären
Auf dieses flimmernden Planeten Raum;
Kein Gottes Geist schwebt' ob dem wüsten, leeren.

Die wie den wundervollen Sphärentanz
Der Menschheit Leben bis hierher geleitet,
Der Gottes-Ordnung schöngeschlungner Kranz
Zerrissen war er, wirr und wild zerspreitet.

Und Menschenhände wollten fortan baun
Des großen Einklangs Bau in alle Weiten,
Und Menschenwitz er wollte keck sich traun,
Der Weltgeschicke Donnergang zu leiten.

In Worte ohne Herz, ohn heil'gen Geist
Wob sich die Hoffarth ihrer nicht'gen Kleinheit;
Und die sich mit den schönsten Namen heißt,
Sie thronte breit, die irdische Gemeinheit. . .

Und diesen Mächten einer Aufruhr-Welt,
Die glaubenslos an allen Besten rütteln,
Sah ich ein Heer zum Widerstand gestellt
—Selbst glaubenslos—von Schreibern und von Bütteln.

Den tobend rohen Trieb will's in die Bahn
Mit eines Radwerks todten Hebeln zwängen,
Ohnmächt'ge Menschensatzung will im Wahn
Dem Menschenwitz' als Herrin auf sich drängen.

Gewalt entgegen stemmt sich roh Gewalt,
Der Lüge sich entgegen fein're Lüge,
Dem Aberwitze Aberwitz; — was Halt
Gebeut, was stürmt, es trägt die gleichen Züge. . .

Willkür auf Willkür, — gleiche Leer' an Treu,
Gleiche Verachtung aller Recht' und Bräuche,
Göttlicher Würd' und aller frommen Scheu
In Menschendingen Mißachtung, die gleiche. . .

Der ruh'ge Bürger wankt auf Wegen mit,
Von denen ihm nicht ahnt, wohin sie leiten,
Von sichrer Einfalt nicht gelenkt den Schritt,
Und ohne Gott im Götzendienst der Zeiten. . .

Und mitten in der wilden trüben Fluth
Sah ich ein Land in Jugend-Grüne blühen,
Im Sonnenschein, der auf den Fluren ruht,
Und stillen Segen Gottes drüber ziehen.

Da waltet alter Glauben, alte Treu,
Und führten mit sich Lebenskraft und Frieden,
Da ward gepflegt, genährt mit heil'ger Scheu
Was Gott gefügt, von Menschen nicht geschieden.

Da keimt an frommem Heerd emporgepflegt
Ein stark Geschlecht der Zukunft froh entgegen;
In einiger Gemeinde wird erwägt,
Erweckt, dran nachbarliches Wohl gelegen.

Vom Herrscher bis herab zum Bauern fühlt
Sich jeder fromm und stolz von Gottes Gnaden,
Wo Gottes Erde pflügen heilig gilt,
Wie mit der Krone Wucht zu sein beladen. . .

Hier bricht die Fluth sich, die der Zeitsturm weht,
Ruht die Vernichtung, schallt ein neues: Werde!
Und eine neue edle Blüthe geht
Von hier aus lenzend über Gottes Erde.

So träumte mir, — es war ein schöner Traum, —
Als eine Red' ans Ohr schlug und mich weckte,
Wie nicht viel Reden gehn auf Erden. Kaum
Faßt' ich den Anblick, der sich mir entdeckte. . .

Ein Königswort! so frisch — so fromm — so frei,
So stark bewußt, so treu bescheiden wieder,
So sonder Hoffarth, sonder Schmeichelei.
So klar wie Gottes Sonne fiel's hernieder. . .

Er sprach von seines Volks und Gottes Bund,
Er sprach es aus mit Worten und mit Mienen
— Ein Königswort und käm's aus Bettler-Mund: —
Ich und mein Haus, wir woll'n dem Herrn dienen! —

Ihr habt's vernommen. — Der zuerst geweckt
Dies Land aus seines Schlummers Traum-Gefahren,
Nun hat er hoch das Banner aufgesteckt,
Drum, wer es redlich meint, sich müsse schaaren. —

O daß an dir sich nicht der Fluch erfüllt,
Daß Völker nicht als Mähr' im Mund dich führen!
Wähl, ob der Väter Gott du dienen willt,
Ob neue, fremde Götter dir erküren.

Ein Namen aber, Einer ists allein,
In jedem Kampfe, der die Geister zwinget:
In diesem Einen Namen steh' du ein,
Daß er mit seiner Heil'gung dich durchdringet.

Ohn den jedwede Weisheit wind'ger Tand,
In dem allein sich jede Thatkraft gründet,
Der jeglicher Gemeinschaft einzig Band,
Dem Himmel und der Erde ist verkündet.

Der in der Fülle aller Demuth sprach:
Ich bin der Weg, die Wahrheit. — In deß' Namen
Begonnen sei, geendet dieser Tag:
Und Gott der Herr leih' seinen Segen. Amen!



Anlage V.
Gedanken über innere Mission.
(zu S. 74.)

Die Mission der Kirche ist, Christus in der Menschheit Gestalt gewinnen zu lassen . . . In sich erbaute sich die Kirche, nach außen missionirte sie, solange sie nur wirklich Erweckte aufnahm. Mit dem Übertritt ganzer Völker, mit der Einführung als Landesreligion in ganze Reiche geht die innere Mission erst an.

Drei große Epochen, in denen dies besonders lebendig hervortritt: 1. Franz v. Assisi in der alten Kirche — die Mönchsorden, 2. Vincenz v. Paula in der Katholischen Kirche, die Congregationen, 3. in der neuesten Zeit freie Gesellschaften, evangelisch. Die Katholiken ahmen es bloß nach. Die Mission in ihrem eigenen Innern ist der Kirche um so mehr geboten, als sie die Sakramente verwaltet, Taufe und Abendmahl spendet, der Lutherischen nach ihrer Abendmahls-Lehre muß sie besonders Gewissenssache sein.

Wie die Sache factisch liegt, hat das geistliche Amt den doppelten Charakter, eines Hirten der Gläubigen und eines Missionars unter Getauften. In seiner jetzigen Lage kann es demselben nicht genügen.

Die Mission der Kirche in ihrem Inneren ist, die durch die Taufe zu Gliedern Christi gewordenen Völker und Menschenseelen zu bewußten und lebendigen Gliedern an ihm zu machen.

Als Mission wirkt sie eigentlich nur so lange, bis sie sie dem Wirken der geordneten Heilsmittel nahebringt. Sie bahnt dem Evangelium den Weg. Die besondere Erweckung ist Gottes Sache.

Die katholische Kirche wirkt auf die Massen, in der evangelischen, durch ihren subjektiven Charakter, nimmt die Mission einen um so inneren und spezielleren Charakter an.

Wie die Sittenlehre der Glaubenslehre bei jedem einzelnen nothwendig folgt, so hat auch die Mission nicht bloß das

kirchliche Leben zu wecken, sondern auch das gesellschaftliche Leben zu durchdringen.

Noch eine besondere Aufgabe erhält in unserer Zeit und in unserer evangelischen Kirche die Mission dadurch, daß die Ordnungen der Kirche selbst im Verfall sind. Hier ist sehr schlüpfriges Feld.

Sie ist Werk der Kirche, das nur im Bewußtsein und Sinne der Kirche geübt werden sollte, aber auch ohne das geübt im Namen und Bewußtsein Christi. Wie Christus die Menschen hat, auch die ihn nicht haben, so hat auch die Kirche die Gläubigen, die sie nicht haben. Wer wirklich im christlichen Bewußtsein wirkt, der wirkt auch kirchlich.

Gerade die Missionsämter, Apostel, Evangelisten, Propheten, sind ganz unter uns abhanden gekommen, ebenso die Diakonie. Die Kirche hat gethan, als ob sie aus lauter wahren Christen bestände.

Vom Pietismus ist es allerdings ausgegangen — Methodismus in England — Exerzitien der katholischen Kirche. Man eifert gegen das Prinzip der ecclesiolae in ecclesia, aber wenn nun keine ecclesia da ist?

Das Salz soll sich nicht absondern, sondern durchdringen, die Mission ist Pflicht und Beruf jedes Christen.

Die Thätigkeit würde also sein: Der einzelne an den einzelnen, die auch in einer wirklich christlichen Gemeinschaft verloren gehen können; die Massen an den Massen; Anschluß dabei soviel als möglich an die geordneten Ämter der Kirche. Gewissensfragen, wo der Geistliche sich nicht zum Mittelpunkt macht, — die Stelle offen lassen d. h. sich auch das kirchliche Bewußtsein stets erhalten, durch Anschauen der leeren Stelle. Auch die Organisation darf nur ein Baugerüst sein zum Abbrechen. — Wo die Säule zum Umranken des lebendigen Grüns sein sollte, da liegt es am Boden und verdorrt.

Die Gliederung läßt sich auch so auffassen: Mission am Hause — Mission an der Gemeinde — Mission an der Kirche. Abnormer Weise sind auch Haufen da, die keine Gemeinde bilden: Soldaten, Seeleute, Eisenbahnarbeiter, Handwerksgesellen, Auswanderer, Volksmenge in großen Städten.

Es ist factisch, daß die innere Mission der neusten Zeit von Laien ausgegangen ist. — In Wichern hat sie deshalb eine neue Epoche gewonnen, weil er diese außerkirchliche Thätigkeit zuerst als Mission der Kirche gefaßt hat. Grade da beginnt der Widerspruch kirchlicherseits, früher war man damit einverstanden. Man fühlt die ganze Bedeutung. Wicherns eigenthümliche Stellung: als Candidat gehört er der Kirche, als nichtordinirter der Gemeinde an. —

Die evangelischen Gesellschaften treiben sie noch pietistisch fort. Darin liegt ihr Gegensatz zu Wichern, der sie zur Sache der kirchlichen Ordnung macht.

(Aus einem Briefe.) .... Du meinst, ich müßte den Segen, den ein gläubiger Prediger z. B. in 10 Jahren in seiner Gemeinde stiftet, mehr in Anschlag bringen; ich schlage ihn so hoch an, wie nur möglich. Wenn Du hinzusetztest „als innerer Missionar" so sage ich: nein, als verordneter Seelsorger. Denn das ist mehr, das ist nicht bloß ein berufener, sondern auch bestallter Missionar. Er kann aber auch außerdem bloßer Missionar sein, wenn er über Land geht und kommt ihm ein Handwerksbursch aus der Pfalz oder ein Arbeitsmann aus dem nächsten Dorfe in den Weg. Du sagst, also vor allen Dingen gläubige Seelsorger thun uns noth .... Wo das eine Noth ist, ist es auch die innere Mission der Kirche, ihr abzuhelfen, und ohne die Erfüllung dieser Mission geht sie, wie ich gesagt habe, menschlich angesehen, unrettbar zu Grunde. Wenn also die katholische Kirche in Belgien sich ihre eigene Universität aus freien Beiträgen gegründet hat, weil auf den Staats-

universitäten ihr keine rechten Diener gezogen werden, so ist das eben ein Werk der innern Mission; wenn die katholische Kirche in Frankreich Laienverbindungen gründet und erhält zur Zucht christlicher Schulmeister; wenn die reformirte Kirche daselbst durch eine zusammengetretene Gesellschaft eine theologische Vorbereitungsschule stiftet; wenn man jetzt in Westfalen darüber aus ist, evangelisch-christliche Gymnasien zu gründen, wenn endlich freie Vereine ordinirte evangelische Prediger dahin stellen, wo bisher gar keine, weder gläubige noch ungläubige gewesen sind, so sind das alles vorzügliche Werke der innern Mission, und wir können, wie die Zeiten angethan sind und alle äußeren Garantien immer wackliger und brüchiger werden, leicht dahin kommen, daß es uns noch recht in die Augen fällt, wie ohne solche innere Mission die sichtbare Kirche zusammenstürzt.

Ich habe vorzügliche Werke der innern Mission genannt, aber nicht die einzigen. Daß man eben dem Anschein nach so verschiedenartige Dinge mit diesem einen Namen nennt und zwar mit Recht, weil sie wirklich innerlich einen großen Zusammenhang bilden, das macht viele Leute irre. Der eine versteht unter innerer Mission Kinderanstalten anlegen, der andere einen Verein für innere Mission stiften und dessen Statuten ausarbeiten, der dritte: in den Schenken predigen, der vierte: den Sonntag zu Ehren bringen helfen. Ja, das alles ist innere Mission, aber keins davon allein. Wie mit dem „Was“ so auch mit dem „Wie“. Du nennst den Prediger einen inneren Missionar, ein zweiter sagt: innere Mission ist Diakonie; wieder einer meint: jeder einzelne soll nur einzeln Hand anlegen bei seinem Nachbar. Nein bei sich selbst! ruft noch einer erinnernd dazwischen; jener aber will die Kirche allein soll innere Mission treiben und viele endlich wissen nicht anders, als daß das Wesen der innern Mission die freie Association sei. Allerdings ist die Form der Vereine bei der jetzigen Lage der Dinge die fast überall

nothwendig wiederkehrende, aber zum Wesen gehört sie nicht. Die rechte Form ist es nur dann, wenn jedes Mitglied sich im Beitritt zum Verein fühlt als ein Glied der Kirche und ebenso der Geistliche, der hinzutritt, als verordneter Diener der Kirche. Dann wird der Verein sein, was er durch die Gegenwart Christi sein muß, ein Abbild der Kirche im Kleinen. Dann wird auch der rechte Zusammenhang in die Sache der innern Mission kommen und der Blick für das Ganze. —

Ehe die innere Mission nöthig war, war die Kirche wirklich eine; wenn sie nicht mehr nöthig ist, wird die Kirche wieder eine sein. Es läßt sich auch nachweisen, wie sie unirt, wenn sie das Objective ganz mit Subjectivem durchdringt, das Subjective zum Objectiven macht. So einigt sie sogar evangelische und katholische Kirche.

Sie soll allerdings streben kirchenförmig zu werden, aber es ist nicht zu verlangen, daß sie schon kirchenförmig sei.

Anlage VI.
Brief an den Schulzen Gottlieb vom Alkohol.
(Zu S. 127.)

„Ja freilich ist es eine harte Rede, was Ihr da geredet habt, und ich bin froh, daß ihr selbst dabei gesagt habt: ich will einmal ein recht hartes Wort reden. Denn so sieht Jedermann, daß es Euch nicht so recht aus dem Herzen kommt. Wäre sie ernstlich geführt, sollte es denn auch wohl eine christliche Rede sein? und sollte sie Euch selber nicht leid sein, wenn Ihr sie mit ruhigem Blut wiederlest? Denn ihr habt ja selbst oft im Evangelio gelesen: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.

Wenn wir nun aber von Tausenden von Menschen auf einmal sagen und gar von einem einzelnen und so ganz äußerlichen Werke, woraus noch gar keine innerlichen Beweggründe erhellen, nämlich, ob einer seine Kartoffeln an

eine Brennerei verkauft oder nicht — wenn wir davon das Christenthum der Menschen abhängig machen — bedenkt doch, da kommen wir ja in das hageldicke Pabstthum hinein und kann Bruder Tetzel morgenden Tages getrost wieder seinen Ablaßkasten aufschlagen. Wenn Ihr sagt: Wer jahraus jahrein seine Kartoffeln an Brennereien verkauft, ohne daß er Futter dafür wiederbekommt, der zehrt seinen Acker aus und ist ein schlechter Wirth — da sage ich ja und Amen dazu; wenn Ihr aber sagt, der ist ein schlechter Christ, da mag ich nicht mitsprechen.

Hätte ich sonst nicht schon meine Meinung von der Sache, und hätte blos Euern Brief gelesen, so muß ich gestehen, hätte mir die Enthaltsamkeitssache dadurch recht können verleidet werden. . . und verstehe jetzt erst, was ich sonst schon von guten Freunden dieser Sache gehört habe, daß sie durch Uebertreiben nur verlieren, aber . . . es kann auch das Christenthum, das so damit zusammengebracht wird, in übeln Geruch kommen.

Ich habe sehr gelehrte und vernünftige Männer gekannt, die z. B. die Eisenbahnen geradeswegs für eine Erfindung des leidigen Gott-sei-bei-uns hielten und der Meinung waren, daß er in Gestalt der Lokomotiven leibhaftig durch das Land führe. Ich möchte auch wohl die ganze Industrie und das ganze moderne Wesen zum Henker wünschen und so mag es Euch auch wohl eben zu Muthe sein. Alte Einfalt und stille Abgeschiedenheit, eigene Sitte . . . das alles scheint mir mit jedem Jahre mehr zu schwinden. — Aber wenn ich es in ruhigeren Stunden überlege, dann muß ich freilich wieder denken: das ist keine Klage von heute und von gestern. Dieselbe Klage ist zu lesen in den Büchern, so vor 300 Jahren geschrieben, ist zu hören in den Liedern, die vor 600 Jahren gesungen sind und höher hinauf . . Seit Eva in den Apfel gebissen, der uns um die unschuldige Unwissenheit und ums Paradies

gebracht hat, seitdem scheint es, als ob auch kein Aufhaltens mehr sei und die schönen Träume der Kinderzeit nicht rückwärts mehr, sondern vorwärts zu suchen wären. Schwer wirds freilich, die schönen Träume aufzugeben, aber doch muß, wenn man zum männlichen Bewußtsein kommt, man immer deutlicher hören den Ruf: Vergiß was dahinter ist und strecke dich zu dem was da vorne ist. — Setze dich getrost auf den Dampfwagen und fahre äußerlich mit der Zeit, nutze getrost deinen Acker besser, als deine Väter gethan u. s. w. So du dabei nicht aus den Augen verlierst, was das A und O sein soll, das Himmelreich, so wird dir kein Schade daraus entstehen, und so wird auch alte gute Sitte und Einfalt . . . . . . nicht unter uns alle werden. Denn so mans im Großen und Ganzen ansieht, was auf Erden sich zuträgt, muß man doch am Ende die Hände falten und denken, daß Er es ist, der es so lenkt. Und darum habe ich — so bunt es oft und zumal jetzt auf Erden aussieht — auch immer noch die getroste Hoffnung, daß auch die äußeren Wege, die die Welt geführt wird, je mehr zum Besseren führen sollen, nicht zum Schlimmeren. Das helfe Gott!

So der Gewerbfleiß an und für sich nicht vom Übel ist, so sind am wenigsten vom Übel die Arten von Gewerbfleiß, welche in einem Lande und auf einem Grund und Boden sozusagen heimisch sind.

Das Proletariat kommt erstlich und in der größten Masse, wie man z. B. in England soviel davon hört, eben von solchem Gewerbfleiß, der keinen Grund und Boden unter den Füßen hat, und den ich keineswegs vertheidigen will. Zum andern wird das Proletariat durch die zunehmende Menschenzahl und den damit nothwendig zunehmenden Gewerbfleiß überhaupt allmählich mit sich geführt. Denn es ist natürlich, wo die Menschen sich dichter drängen und jeder sich mehr rühren muß, daß da, die sich weniger

rühren, immer mehr herunter kommen. Freilich sehen wirs täglich, daß alle Gewerbe immer mehr im Großen betrieben werden, wo z. B. 20 Tuchmacher waren, daß da einer ein Tuchfabrikant wird und die andern 19 bei ihm in Arbeit treten müssen. Kurz, daß alles aus dem Mittelstande, mit dem ichs halte, mehr auseinander geht, im Großen und Kleinen, dazu sage ich auch recht von Herzen: Leider!

. . Schon der Name Spiritus zeigt ein gar vornehm Ding an. Wenn ihr aber zum ersten Mal sähet diese helle klare Flüssigkeit von so köstlichem starken Geruch, und so wundersam flüchtig, daß er wie ein fremder Gast unter den schweren irdischen Dingen, die erste Gelegenheit zum Entkommen benutzt und auf in die Luft fliegt, und wie er aufflammt schon, wenn er das Feuer riecht, und mit wunderbarer blauer Flamme in großer Eile verflammt, ohne die kleinste Spur hinter sich zu lassen, wenn Ihr das alles zum ersten Mal sähet, sage ich, würdet Ihr wohl sprechen, welch eine wunderbare Gabe Gottes ist das, wenn sie auch nicht unmittelbar aus seiner Hand kommt, und Ihr würdet den Namen Spiritus oder „Geist“ gewiß passend dafür finden. Und wenn ihr nun ferner sähet, wie diese geistige Flüssigkeit alle Dinge reiniget, die sie berührt, wie sie die härtesten Sachen rasch auflöset und zu allerlei Anwendung brauchbar macht, wenn Ihr fühltet, wie einige Tropfen davon den menschlichen Leib mit einer wunderbaren schnellen Wärme und Stärkung durchdringen, die Seele selber für den Augenblick heller und entschlossener machen, — dann würdet Ihr wieder sprechen: welch eine wohlthätige Gabe ist doch dies! wie er denn auch zuerst vor vielen 100 Jahren von den arabischen Aerzten als Arznei erfunden sein soll.

Im Allgemeinen bin ich berichtet, daß es doch ein gut Theil sei, was auf allerlei Art nützlich verwerthet wird. Es kann aber auch noch ganz anders verwandt werden. So könnten wir ein viel billigeres Feuerungsmaterial haben

und wäre wohl möglich, daß es bald geschähe, daß wir sammt und sonders unsere Stuben mit Kartoffelspiritus heizten und unsere Kartoffeln mit Kartoffelspiritus kochten. Das ist nur ein Beispiel, aber soviel zeigt es, daß wir nicht ohne alles Besinnen in die Wege, die der Gewerbfleiß geht, eingreifen sollten. . . .

Nun ists aber nicht in Abrede zu stellen, daß freilich ein ungeheurer Mißbrauch mit dem Branntweintrinken getrieben wird und daß es ein ganz unsäglicher Quell auch des leiblichen Elends von vielen tausend Menschen ist. Und ich stehe auch keinen Augenblick an und sage: ich wünsche, daß auch nicht ein Tropfen Branntwein mehr über Menschenlippen käme, und ich sehe auch das einzige Mittel, solchem Unwesen, wo es eingerissen ist, zu steuern, nicht in der bloßen Mäßigkeit, sondern in der völligen Enthaltsamkeit. Auf den ersten Blick gleich sieht man nun zweierlei Wege, dem Mißbrauch der menschlichen Sünde mit dem Branntwein entgegenzutreten. Entweder man wirkt dem Branntweinbrennen oder aber der Sünde entgegen; das erste ist der auswendige, das andere der inwendige Weg. Der erstere scheint leichter, wie alles Äußerliche, deshalb verfällt man darauf leicht. Der andere ist sehr schwer aber sehr fruchtbar, wenn das Kleinste darauf erreicht wird. Solange bis Sein Reich kommt, wird beides auf Erden nicht ausgehen, weder das Branntweinbrennen noch die Sünde. Wenn wir aber erreichten, daß das Branntweinbrennen ganz aufhörte, so wäre damit etwas erreicht, aber wahrlich nicht viel, denn die menschliche Leidenschaft und das Bedürfniß derer, die sich selbst und ihr besseres Bewußtsein verloren geben oder geflissentlich zu betäuben wünschen, wird sich andere Wege genug zu bahnen wissen, um ins Verderben zu rennen. Wenn wir aber der Sünde Abbruch thun können, auch nur um ein Kleines, so wird das nicht nur dem Branntweintrinken Abbruch thun, sondern in allen Dingen einen Segen bringen, der menschlich nicht zu ermessen ist. . . .

Für den einzelnen Mann muß es heißen: ist es Sünde oder nicht? Ist es eine Sünde, dann müssen alle Einwände wegfallen. Wenn also dann einer sagt: daß ich allein zu brennen aufhöre, hilft zu nichts, dafür bauen andere wieder Brennereien — ist es Sünde, so ist das eine elende Entschuldigung. . . . Aber auch Ihr bedenkt bei der Gelegenheit: Wenns nicht ausgemacht ist, daß es schlechterdings Sünde sei, in welche Versuchung Ihr solch einen Mann führt, wenn Ihr ihm nur die Wahl zwischen seinem Lebensunterhalt und dem Christenthum laßt, und er Euch glaubt. Ihr führt ihn, so es nicht ganz nothwendig war, was Ihr sagtet, in die Versuchung, daß er das Christenthum als den Todfeind seines Lebens betrachte und spreche: So will ich nichts mehr davon wissen und will kein Christ sein! Wenn Ihr durchdrungen davon seid, daß eine Sache der Seligkeit schädlich sei, so wäre der rechte Weg, däucht mir, daß Ihr still und unabläßig für diese Eure Ueberzeugung würbet, so würde die Sache von selbst aufhören. . . .

Ihr geht noch weiter, Ihr stoßt jeden vom Christenthum aus, der nur Kartoffeln an eine Brennerei verkauft. Wenn Ihr aber folgerichtig sein wollt, müßt Ihr noch weiter gehen. Ihr müßt auch sagen: Jeder Gastwirth ist kein Christ, weil er gezwungen ist, Branntwein zu schänken; jeder Kaufmann, der mit Branntwein handelt; jeder Fuhrmann, der Branntwein fährt, jeder Arbeiter in einer Brennerei . . . jeder Steuerofficiant . . . ja, wenn Ihr bedenkt, daß der König in seinem Lande das Branntwein-Brennen duldet, die Steuer davon einstreicht — aber ich mags nicht ausreden. Seht Euch wohl vor vor den Abwegen der Sektirer und Neuerer, die statt auf den inwendigen Geist im Ganzen zu wirken und davon ein allmählig Umgestalten aller einzelnen Verhältnisse dieser Welt in Geduld zu erharren, einzelne Dinge aus einzelnen Gründen angreifen und zur Hauptsache machen . . . . . Darum bekennen gern wir uns alle ohne

Ausnahme als Sünder und ist keiner unter uns, der nicht vom guten Wege oftmals vorbeigetreten wäre. Darum nichts für ungut, ich habs wohl auch nicht besser gemacht, und Gott helfe, daß ichs heute nicht thue.

Anlage VII.
Antrittswort im Volksblatt für Stadt und Land.

(Zu S. 127.)

Indem ich von heute an die Redaktion des Volksblattes übernehme, ist es wohl schicklich, auch dessen Lesern und Helfern die Rechenschaft zu geben, die ich mir selbst gegeben habe, über die Grundsätze, die ich als die richtigen bei der Herausgabe erkenne, und denen ich wenigstens nachjagen möchte. Das Volksblatt soll erstlich, wills Gott, ein Volksblatt sein im vollsten Sinne des Wortes. Also ein Blatt für das Volk, zu dem wir alle gehören. Es soll also schlicht sein, daß es auch der Schlichteste genießen kann. Es soll aber eben, weil es ein Volksblatt ist, um so eigentlicher auch für die höheren Stände und die gebildeteren taugen. So hoch ist keiner gestellt und gebildet, daß ihm — nächst Gott, — irgend etwas anderes näher liegen könnte, als seine Mitbrüder. . . . Du kannst nichts schreiben für das Volk, was wirklich der Mühe werth ist geschrieben zu werden, das nicht gleichermaßen auch dich selbst und den Gelehrtesten anginge. . . . Ein Volksblatt soll die Sachen, die unser aller Sachen sind, in recht reiner menschlicher Weise zur Sprache bringen. Darum darf ihm das Höchste nicht zu hoch, das Tiefste nicht zu tief sein. Unvolksthümlich ist nichts, als das Flache und Schwache, als das Halbe und Falbe. Ein Volksblatt soll das von Gott geordnete Band um die verschiedenen Stände halten helfen, soll besonders auch den Ständen nahe treten, die durch Stellung und Bildung die rechten von Gott berufenen Demagogen (Volksführer) sind, soll sie mahnen, nicht mit Worten, sondern

mit Thatsachen, was des Volkes Bedürfniß und Schuldigkeit ist. Nur wenn sie jenes nicht verstehen und diese nicht thun, geschieht das Unnatürlichste, daß die zahlreichsten Klassen des Volks den Leuten in die Hände fallen, die ihm die fernsten und fremdesten sind, den falschen Demagogen.

Von allen menschlichen Angelegenheiten drängen sich jetzt gewaltsam in den Vordergrund die politischen. Ein Volksblatt kann und darf sich ihnen nicht entziehen. Seine Stellung dazu wird eine entschiedene sein. Unbeschränkte Souveränität — sei es eines einzelnen oder einer ganzen Menge — ist nicht nur ein Widerspruch gegen die menschliche Natur, die in jedem Punkte beschränkt ist, in jedem Punkte versucht von der Sünde, die aller Erbtheil ist, und getragen von Gottes Gnade, der allereinzigen Stärke; sie ist auch ein Raub an der Ehre dessen, der aller Ehre einzige Quelle ist, ein gotteslästerlicher Raub, der von Saul und Nero an bis auf unsre Hecker und Held, auch recht eigentlich der wissenschaftliche Kern solcher Souveränität, der aber noch nie ungestraft war.

Schwer und gefährlich, fast nicht auszudenken ist die Aufgabe, wie wiedereinzulenken aus unheilvollen Bahnen, in die uns seit mehr denn 100 Jahren — grade herausgesagt: hochfahrende Gottesvergessenheit der sogenannten Aufklärung in allen Ständen gebracht hat. Denn Gottesfurcht ist aller, auch der politischen Weisheit Anfang, und wo sie aufhört, da ist auch die politische Weisheit stracks am Ende. Schwer und gefährlich ists aus solchen Bahnen, die alle Rechtsverhältnisse aufs Spiel gesetzt haben, wieder in sichere und verbürgte Zustände einzulenken, und wir müssen Gott bitten, daß er uns dazu Staatsmänner gebe, ausgerüstet mit der Weisheit und Kraft, die von oben ist, willige und ungenirte Träger der Tageslasten und Nachtwachen und aller der Schmähungen der wankelmüthigen Menge, welchen der Segen der späteren Nachwelt folgt.

Wir wollen Gott bitten, daß er stärke in Ausdauer unsern König, von dem wir wissen, daß er ein Herz für sein Volk hat, und ihn mache zu einem Werkzeug, unser armes zersplittertes und zerrüttetes deutsches Vaterland endlich wieder auf Wege der Einigkeit und Festigkeit hinauszuführen. Für jeden einzelnen unter uns aber ist es nicht schwer und nicht gefährlich, zu jeder Stunde zu wissen, was er zu thun hat, wenn er, statt sich nach klügelndem Selbstgefallen Gewissen zu machen, wirklich Gewissen hat für das, was er je gelobt, was er je geschworen, was er je aus Gottes Wort und Dr. Luthers Katechismus gelernt hat, thut was seines Amtes ist, lieb hat die Brüder, ja wenn er auch nur den einen einfachen Spruch befolgen wollte: Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr (Luc. 6, 31). Daß alles Recht anerkannt werde als ein einzig untheilbar Recht, des Königs auf den Thron wie des müden Landmannes auf sein Altentheil, ist das ABC aller politischen Entwicklung. So lange wir dies ABC nicht wissen und nicht thun, ist alle unsere Weisheit vergebens. Nicht daß wir das Gesetz auflösen, sondern daß wir es erfüllen, ist der Weg auch zur politischen Freiheit, die das Volksblatt aus vollem Herzen willkommen heißen wird.

Aber nie vielleicht hat uns die weiter im Felde gelegen als jetzt. Daß sich die politischen Fragen in den Vordergrund drängen, darf uns über ihre wahre Wichtigkeit nicht täuschen. Hinter ihnen hervor blicken überall die noch tieferen Fragen der menschlichen Gesellschaft. . . . .

Des Volksblattes erster Grundsatz, indem es sich diesen Fragen mit vorzugsweiser Aufmerksamkeit zuwendet, ist: Daß die Grundlage jeder Gestaltung des gesellschaftlichen Zustandes eine sittliche Umkehr sein muß. Ohne sie werden alle Gedankenpläne, Schäume und Träume, alle Gesetzesmaßregeln todte Dekorationen sein. In einem sittlichen

Volke werden unerdacht und ungemacht gesellschaftliche Zustände edler Art sich gestalten. . . . .

Anlage VIII.

Neujahrswort im Volksblatt 1850.

(Zu S. 177).

Gott zum Gruß! und ein Fröhliches Neujahr, lieber Leser! So hast du etwas Fröhliches im neuen Jahre doch sicher. Im raschen Tanz, wie die Blätter vom Baume, wie der Wolken wechselnde flüchtige Gestalt — ein wallender Hauch — ziehen die Jahre vorüber. Aber der in ihnen rauscht und weht, ist der ernste Athem des lebendigen Gottes; Seine Wetter fahren unversehens herab aus der hinschwebenden dunklen Wolke, daß das Mark der Erde erbebt. Aber ob Wolken sich thürmen und ob Blätter verrauschen, Sein kräftiger Wille ist was bleibt, in ernster Stille ewig derselbe steht er da, und wie er die Gestalt Himmels und der Erde wandelt wie ein Kleid, führt Er auch das hohe milde Blau seines Himmels und frisches Lenzwehn wieder herauf, unter dem mit dem Wirbeln der Lerche und mit dem Rauchen der Höhen der warme Dank Seiner Kinder für gute und für böse Zeit zu Ihm aufsteigt. Wer weiß was das Jahr 1850, das jetzt — mit den Kindern der Welt zu reden: — wie ein Loos aus dem dunklen Schoße der Zeit gezogen wird, uns bringt? Wenn wir so auch an andern Neujahrs-Morgenden wohl reden, dies Jahr denken wir uns auch etwas dabei, und manches Herz klopft bang an die Brust wie es das denkt. Und tausend Herzen würden mehr an die Brust klopfen, wären nicht die Kinder der Welt auch mit einer — glücklichen? oder unglücklichen? — Blindheit geschlagen über die Dinge der Welt, die unter ihren Augen vor sich gehen. Denn es ist eine ernste Zeit, und wenn je ein Jahr wie eine schwere

unheimlich gefärbte Wolkenwand am Horizonte aufgestiegen ist, so ist es dies Jahr, das eben herauf zieht. Aber nicht „aus dem dunkeln Schoße der Zeit" sprechen wir, sondern aus dem lichten Schoße eines großen, liebevollen Vaters. Und das Klopfen des Herzens an die Brust ist nur das irre Suchen des verlornen Kindes, das das freudige „Herein" noch nicht hört. Und die Blitze, die die ahnungsvoll gefärbte Wolke trägt, sind nur die heißen Liebesschläge und Liebesflammen, und ihre rollenden Donner die lauten Rufe des Vaters, womit Er die Träumenden wecken, die Frevelnden schrecken, die Wankenden festmachen und den in Waldesnacht verirrten Kindern die Augen erhellen und ihnen heimleuchten will, — auf daß immer vollstimmiger im unsichtbaren Dom, ja auch unter rollenden Donnern — aufsteige der freudige Chor: „Dein Reich komme!" — — —

Sehen wir mit menschlichem Auge scharf umher auf das, was das Frühroth des Jahres 1850 beleuchtet, so ist es keine heitre Landschaft, was uns rings in Nähe und Ferne begegnet. — Auf den Gassen der großen Städte treibt sich die Ebbe und Fluth einander fremder, gleichgültiger Menschen mit unfruchtbarem Wellenschlag in einem wirren, wüsten Getön auf und ab und vorüber; das Elend und das Verbrechen, das — nur wenig über ein Jahr, — in seiner Nacktheit dort die Herrschaft aufgeschlagen hatte, hat sich in seine unbekannten Höhlen zurückgezogen; die rasselnden Räder der Industrie sind nach plötzlichem Stillstand wieder in vollerer Bewegung und werfen mit kalten, eisernen Armen immer neue Bevölkerung jenen Höhlen zu. Die Polizei drückt ihr festes, haltendes Siegel darauf, und die gewaffnete Macht wandelt ernst, zahlreicher als je, auf Wegen und Stegen. In den breiten Straßen macht sich die Genußsucht wieder noch breiter und stellt an den Schaufenstern Alles, was die Begier locken kann, zur Schau; in den Kaffee- und Weinhäusern drängt sich eine haltlose Jugend aller

Partheien über den tausend Blättern, die aus halb Lüge, halb schief gestellter Wahrheit die unermüdliche Presse täglich zusammenwebt zum schwirrenden Umschwung in den Köpfen. In den Klubs führt die sittliche Verworfenheit mit hohlen, klingenden Phrasen das Wort und schmeichelt mit seiner eigenen Entsittlichung dem zubrüllenden Volke. Auf den Richtstühlen sitzt der Zeitgeist, der für Abschaffung des Eides schwärmt, als Geschworener zu Gericht und spricht sich selbst frei von offenem Aufruhr und heimlicher Verschwörung; und den so Freigesprochenen trägt das „Volk" auf dem Schilde und krönt ihn mit Ehrenkronen und entweihtem Eichenlaub zu seinem Helden, und erwählt ihn zum würdigen Vertreter seiner Verwilderung und Gotteslästerung. Überall dieselben Erscheinungen: ja in Rheinhessen sitzt fast die ganze neugewählte Kammer in den Zuchthäusern oder als Flüchtlinge in der Schweiz. — Wenn es möglich wäre, noch schlimmer als in den großen Städten, ist es aber in den kleinen bestellt, wo der Genius dieser Zeit in der ganzen Herrlichkeit seiner halben Bildung durch die Gossen rinnt. Ihre Geistesaristokratie sind des Königs Beamte, die die Vortrefflichkeit der Republik, von der sie auf königlichen Schulen belehrt sind, weiter preisen, der Arzt, der seinen eklen Materialismus unter dem eitlen Schimmer von Wissenschaft in die Häuser trägt, der Rechts-Anwalt, der von Recht nichts als die wächserne Nase kennt und verehrt, die seinen Beutel füllt, vielleicht auch der Prediger, der Erwählte des weisen Magistrats, der sich gegen seine Ressourcen-Cumpane an Freisinnigkeit nichts vergeben darf. Der Bürgerstand hat von seinen Altvordern nichts als das Philisterthum geerbt, das er jetzt statt des Spießes mit dem Kuhfuß auszuschmücken lernte, aber nicht Ehrbarkeit und Verlaß; im Schwindel des 48ger Jahres hat er manches noch in die Schanze schlagen gelernt, und seit er der Furcht vor den Kleinen wieder ledig ist, macht er sich groß in

Mäkeln des Regiments, das ihn geschützt hat, und in der Verläugnung dessen, dessen noch leichter Spotten ist, weil Er keine Polizei hat — so meint er; aber irret euch nicht!

Als wir das letzte Neujahr feierten, war der Abgrund noch dicht hinter unsern Füßen, und noch aus abschüssigem Erdreich klommen wir in verzweifelter Ungewißheit empor. Aber es war doch ein frischer Zug in der Luft, es ging doch vorwärts! es war noch Stahl — und wäre es nur das Stahl der Angst gewesen — in den Herzen. Nach so vielen über Erwartung gewonnenen Siegen in Wahlen, in Kammern, im Felde, stehen wir heute rathloser, trüber als damals. Der erste frische Wind der Reaction — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — ist vorüber; auch die Gegenstöße werden nicht ausbleiben, ja sie sind zum Theil schon gekommen. Die compacte Masse der „Conservativen", die die Noth zusammengestoßen, die die ersten Siegesklänge noch zusammengehalten hatte, zerklüftete und zerbröckelte mehr und mehr und die „Democraten" erheben das Haupt wieder; — manche Zunge, die schwieg, hat Waldeck's Prozeß wieder gelöst — es winken nicht mehr leichte Siege, wo man nur im Troß mitgehen kann. Es gilt wieder den ausdauernden, jahrelang vielleicht erfolglosen Kampf, in dem die rechte Mannesstärke sich erprobt, auch wenn nichts als die Pflicht, und als die Lust des rechten Kampfes sie daran hielte. Aber wir kämpfen auch nicht hoffnungslos! mag die Oberfläche im Wehen des Windes, in Ebbe und Fluth hin und her gehen; in der Tiefe geht ein Strom seit mehr als einem Menschenalter unablässig vorwärts. Heimlich ist alles Wachsen und offenbar ist alles Vergehen. — Immer wird die große Menge trüb und schwer bleiben und unverständig; aber die Minorität hat von jeher die Weltgeschichte geführt und getragen und trotz Gervinus und seiner Mit-Propheten „mir träumt, — mir träumt" wird es alle Zeit so bleiben, bis einst alle „von Gott gelehrt sind." —

Von oben her muß das Volk wieder gereinigt werden und mit der Wahrheit wieder durchleuchtet werden, wie von oben herab es verderbt und in die Lüge versenkt worden ist. Wie es im Psalm heißt: „Verbirgst Du Dein Angesicht, so erschrecken sie; Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie, und werden wieder zu Staub. Du lässest aus Deinen Odem, so werden sie geschaffen und verneuerst die Gestalt der Erde:“ — so erscheinen in der That ganze Zeiträume der Geschichte wie von einer Gottvergessenheit geschlagen, und wieder andere, in denen der Geist eines frischen Lebens aus den Tiefen wieder hervorbricht. Eine Zeit der ersteren Art liegt mit dem vorigen Jahrhundert hinter uns. Wie es in der Kirche allmählich starrer und todter ward, wie eine staubtrockne Philosophie und eine heidnische Schulfuchserei der mit dem Munde bekennenden, aber auf die Kraft nicht trauenden Theologie sich erst zum Schutz und Führer anbot, dann die betrogene, abseits geführte räuberisch anfiel und auszog bis auf das Hemde, so ging ein Geist des knöchernen Rationalismus auch durch das ganze Leben, legte sich über die Moral, über Pädagogik, über Lebensphilosophie dahin; so gingen auch die klapperdürren Systeme der Politik hervor, ward jene mit Seelen rechnende, und die Stallfütterung der Menschheit als Ideal aufstellende Staatsökonomie erfunden, in der man den Stein der Weisen erfunden glaubte, und deren Lehren sich nun erst als die falschesten aller Exempel bewähren; so ging ein Zug der dürren Zweckmäßigkeit, deren Geistlosigkeit aber doch nur das Unbequemste hervorbrachte, ein Zug der Unschönheit und Unlebendigkeit bis durch die äußeren Gestalten unserer platten viereckigen Häuserkasten, unserer Hausgeräthe, unserer Kleidertrachten; so verlosch auch die Seele in allen Gliedern des Staatskörpers, ging der Corporationsgeist aus, wich der tiefere Sinn aus allen menschlichen Verhältnissen und brachte uns bis zu einer profanen Auflösung aller Orga=

nisationen der Gesellschaft. Mitten in diesem Verfall machten wohl einzelne Reactionsversuche schon sich auf, wie der echte alte „Pietismus“ zu Anfang jenes Jahrhunderts und wie der kurze Lebenszug, der durch die deutsche Literatur brauste in den 70ger Jahren. Mit gewaltigen Schlägen Gottes aber in der Revolution, mit dem Beginn dieses Jahrhunderts, begann auch der geschlossenere Phalanx der Reaction, und Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ stehen als ein bezeichnender Merkstein an dem Scheidewege der beiden Jahrhunderte. Da brach in der Romantik und der Naturphilosophie in phantastischen Gestalten die Reaction in Poesie und Wissenschaft ein, der seitdem die Forschung in Sage und Geschichte einen tiefen Halt gegeben hat, ging die bildende Kunst seit langer langer Zeit in den ersten Keimen ans lebendige Licht hervor, regte der Patriotismus sich wider das despotische Weltbürgerthum, und schlug unter dem Panier des Kreuzes seine Schlachten, und als die Schlachten geschlagen waren, begann die Theologie die Ihrigen zu schlagen seit dem Harmsischen Thesenstreit bis auf den heutigen Tag. Und neben dem ersten wiedererwachenden Bewußtsein der Kirche, das alsbald in der Mission unter den Heiden seine Aufrichtigkeit bewährte, hoben die Keime an auch einer nachhaltigen Reaction in der Politik, wenn auch bald in trüben, bald in abenteuerlichen Gebärden. Durch Hallers „Restauration der Staatswissenschaft“ und durch das Octoberfest der Burschenschaft auf der Wartburg geht ein und derselbe Zug der Reaction, wenn gleich in den verschiedensten Richtungen, unter den entstelltesten oder ungeschlachtetesten Formen. — Mitten in dieser Reaction stehen wir noch heut. Wer daran zweifelt: — die Lampe auf seinem Tisch, der Tisch an dem er sitzt, der Rock, den er am Leibe trägt, können es ihm darthun, — alle Gestalten des gemeinen Hausraths selbst quillen wieder auf von organischen Leben. — Und recht

als ein Zug der natürlichsten Reaction ging durch allen Wust unsrer Revolution der Ruf nach Wiederherstellung der Zünfte, ging in Frankreich der Schrei nach „Organisation der Arbeit“, und selbst der zähneknirschende Sozialismus zeugt in der Entstellung für die Wahrheit der Ideen der Reaction. Aber so leicht macht sich ein Geschlecht nicht los von den Sünden seiner Väter. Uns allen, auch in der entschiedensten Reaction, hängen die eingefleischten Irrthümer an, vor allem der Vater ihrer Art, der Unglaube. — Wie, wenn die Sonnenwende vorüber ist, und die Tage länger werden mit der Wiederkehr des Lichts, der Winter erst in seiner rechten Strenge hereinbricht: so kosten wir jetzt erst die Früchte des überwundenen Rationalismus, und vielleicht stehen uns die bittersten erst noch bevor. Doch das neue Jahr geht seinen Lauf und kein bangender und hoffender Blick kann ihm vorgreifen. — Über die practischen Gegensätze, um die es jetzt sich handelt, über die Stellung der Partheien in den mancherlei Verwicklungen der Zeit näheres auszuführen, ist der Raum zu diesem Neujahrsgruße zu knapp und seine Weise zu rhapsodisch geworden. Also noch eins lieber Leser zum Schluß, das auf keinem Raum und in keiner Weise zu entbehren ist, und mit dem wir getrost dem neuen Jahr entgegengehen. In diesem wirren Leben, in den tausend Richtungen und Ansprüchen, in die es auseinandergeht — soll denn eine Einheit, soll denn irgend ein Sinn, ein Gehalt hineinkommen, dessen der Mensch, der zum Bewußtsein kommt, nicht entbehren kann, ohne vor Ekel daran zu vergehen, — wir brauchen nicht weit danach zu suchen, denn es stehet geschrieben: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in Mir bleibet, und ich in ihm, der bringet viele Frucht, denn ohne Mich könnt ihr nichts thun. Wer nicht in Mir bleibet, der wird weggeworfen wie eine Rebe, und verdorret. Welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater

ausgehet, der wird zeugen von mir. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit, leiten. — Heiliger Vater, erhalte sie in Deinem Namen. Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Auf daß sie alle Eins seien, gleich wie Du, Vater, in mir, und ich in Dir, daß auch sie in uns Eins seien. Ich in Ihnen und Du in mir; auf daß sie vollkommen seien in Eins, und die Welt erkenne, daß Du mich gesandt hast."

Wie das Christenthum schon einmal — wenn auch noch in ziemlich rohen Formen, — im Mittelalter, das ganze Leben in allen seinen Gestalten, mit Kunst und Wissenschaft und Schule, mit Kirche und Staat, und mit Zucht und Stand und Gemeinde und Haus, die ganze gesellschaftliche Gliederung des Lebens in heiligen Ordnungen durchdrungen hat, so muß es wieder in erneuter, erhöhter Weise weltbeherrschend und weltordnend werden und kein Gebiet darf sein, das sich ihm entziehe, denn es duldet keine Neutralität, was gleichgültig neben ihm steht, muß über kurz oder lang in entschiedene Feindschaft umschlagen. Diese Einheit des Lebens, diese verklärende Durchdringung ist das deutliche Ziel, das uns vor Augen steht. Und das ist das einzige Prinzip der gesunden Reaction auf allen Gebieten des Lebens, daß das Christenthum unter uns auferstehe, daß es wieder lebendig werde; nicht ein pietistisches Christenthum, das sich scheu vor der Welt zurückzieht in die behagliche Wärme des innern Lebens, die doch nur eine Ofenwärme ist, wenn sie nicht licht herausstrahlt wie die Sonne, die sie zu ihrem Bilde entzündete; nicht ein gelehrtes Christenthum, das sich mit der systematischen Reinheit der Lehre vergräbt wie der Hamster zum Winterschlaf; nicht ein „gebildetes" Christenthum, das an Theetischen empfindet; nicht ein gedrechseltes, das sich wohltönend mit „Rednergebärden und Sprechergewicht" auf den Kanzeln umtreibt;

nicht ein polterndes, das mit Rechthaberei unerträgliche Lasten um sich wirft, die es selber nicht heben mag, oder ein schneidend kaltes, das mit ironischem Lächeln sich besser fühlt oder klüger als andere Leute. Sondern, das einfache schlichte Christenthum, das die Botschaft der Freude, die das Herz nicht fassen kann, unter alles Volk trägt, das seine Wunder thut auf den Gassen, das das kräftige tägliche Brot in die Häuser trägt und einen frischen Kranz über jeder Thür befestigt, und das dann — wo es gilt — sich mit freudiger Brust in die Spieße wirft, und — wo es noth thut — auch die Könige straft auf ihren Thronen. Und das eine, was noth thut, ist, nicht das wir es fordern und predigen den andern, sondern daß wir ohne Säumen seine heiligen Ordnungen beginnen an uns selbst. Sicherere Schläge können wir dem Feinde nicht beibringen, als in uns selber — und unter Gottes täglich erflehtem Beistande winkt hier der wichtigste der Siegeskränze: jene höhere Stimmung der Seele, die eben, weil sie im Herzen dem Bösen keine Concession macht, dem Irrenden als ein Engel des Himmels entgegen gehen kann; die auch im schonungslosen Kampfe steht, wo es brennt, aber nie ohne das herzliche Erbarmen für die Unglücklichen, mit denen sie Streich um Streich wechselt; die eben, weil sie fest und fröhlich geworden ist auf alles, was da kommen mag, nicht mehr mit ungöttlichem Haß zu hassen braucht den Widersacher, der sich ihnen gleichstellt.

Also ein fröhlich Neujahr, lieber Leser! Und solch ein festes Herz — mir und Dir! Und was auch der Neujahrsmorgen des Jahres 1851 bescheinen mag, auf ein fröhlich Neujahr 1851!

Anlage IX.

Schlußwort zur katholischen Frage. 1853.

(zu S. 185.)

Jene Frage, wie sollen wir uns gegen die katholische Kirche verhalten, hat aber außer der Seite, die gegen die

katholische Kirche hinweist, auch eine, die uns noch näher liegt, nämlich für uns selber. Deshalb nennt man sie wohl mit Recht eine sittliche Frage. Die alten Mystiker, die der Reformation so still und tief vorgearbeitet haben, weil sie mit dem ewigen Grubenlicht, das in die Finsterniß leuchtet, in die Bergwerke des eigenen Herzens zu steigen pflegten, immer geradewegs auf das Eine, das noth thut, gerichtet sein mochten — hatten unter andern auch den Grundsatz: das recht Fruchtbare im Umgang mit anderen Leuten sei es, nicht auf deren schlechte, sondern auf deren gute Seiten Acht zu haben, worinnen sie uns übertreffen. Dieser Grundsatz muß ich sagen hat mir ungemein wohl gefallen, sollte er auch nicht im Verhalten verschiedener Konfessionen der rechte fruchtbare sein? Ich muß freilich sagen das Gegentheil davon, nämlich an sich selbst recht viel gute und am Nachbarn recht viel schlechte Seiten zu entdecken, ist viel leichter. Ob auch ebenso fruchtbar? Ich zweifle. Selbstgerechtigkeit, Rechthaberei und Parteisucht sind des Teufels soweit ausreichende und feine Schlingen, daß er selbst den Heiligen und selbst beim Vertheidigen der besten Sache schwer fällt, den Hals davon frei zu behalten.

Wie stehen wir jetzt da? Ich will nicht reden von dem, was wie eine erstickende Wüste, die wir Jüngeren nur noch von Hörensagen kennen — Gott sei Dank — längst hinter uns liegt. Ich will nur von der nächsten Vergangenheit und Gegenwart reden. . . .

Hier erinnert er an die Generalsynode 1846, die das apostolische Glaubensbekenntniß abzuschaffen drohte, an Bremen, wo der bekannte Gottesläugner Dulon an eine der Hauptkirchen als Prediger berufen war, an die Pfalz, an Nassau und Hessen—Darmstadt, wo der Unglaube sich in erschreckender Weise breit machte.

Was soll nun dies alles sagen? Es soll nicht sagen, daß es mit der katholischen Kirche, ob sie auch den äußer-

lichen christlichen Anstand selbst in den schlimmsten Zeiten besser konservirt hat, an innerlichem Leben besser gestanden hätte oder stünde; — sondern dies: Wenn uns nun aus unserm tiefen Verfall die unermüdliche Gnade Gottes dennoch von neuem heimgesucht und statt den Leuchter ganz umzustoßen ein helles Licht des Glaubens hier und da wieder aufgesteckt hat und wir nun während ringsum noch jene Zustände fortdauern eins unsrer ersten Geschäfte sein lassen, die katholische Kirche mit Vorwürfen anzugreifen, so kommt mir das fast nicht anders vor als jener Knecht, dem der barmherzige Herr soeben 10000 Pfund erlassen hat, und der auf der Schwelle im Hinausgehen seinen Mitknecht antrifft und zu raufen beginnt, der ihm 100 Groschen schuldet.

Dem Einwurf: Sollen wir uns nicht einmal gegen ungerechte Beschuldigungen wehren? sollen kein Zeugniß ablegen wider die Irrthümer der katholischen Kirche? — antwortet er:

Haben wir sosehr das Abc des Christenthums vergessen, daß wir meinen, ungerechte Beschuldigungen könnten uns irgend einen wahren Schaden thun, mußte nicht auch Christus solches leiden? Mißbrauchen die Katholiken unsre ungefärbte Bruderliebe, so können sie doch nur selbst den Schaden davon haben. — Zeugniß ablegen? Um keinen Preis wollen wir das aufgeben, aber Thaten reden besser als Worte. Das wichtigste und beredteste Zeugniß wird es sein, wenn wir uns beweisen als die erfüllt sind mit Früchten des heiligen Geistes . . . Wenn wir die Schätze, die Gott unsrer evangelischen Kirche anvertraut hat, dazu benutzen uns zu erbauen in allerlei Erkenntniß, in lieblichen Gottesdiensten, in einem lebendigen Gemeindeleben, in Zucht und Hilfe, Reichthum und Kraft, daß jedermann bekennen muß: Seht da, eine wahrhaftige Behausung Gottes . . . . Und auch das Zeugniß in Worten sollen wir freilich nicht aufgeben, weder mündlich noch schriftlich, aber wir sollen

dabei sehen, damit es zum Nutzen und nicht zum Schaden ausschlage, 1. daß es im rechten Geist geschehe — was meinen Erfahrungen nach unendlich schwer ist, und 2. daß es am rechten Orte geschehe. Beisammen sitzen und über Abwesende urtheilen, auch wenn es in der besten Gesinnung anhebt, führt nur allzu regelmäßig in eine Stimmung, deren Auslegung lautet: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Nun wohl, in bei weitem den meisten unsrer Zeitschriften sind die Katholiken nichts anderes als Abwesende und wir die Beisammensitzenden, und die Freude, die es gewährt, und der Effekt sind ziemlich dieselben. Den Katholischen in ihren Blättern wird es wohl ebenso ergehen. Adam bleibt Adam, mag er sich katholisch oder evangelisch nennen. . .

Nachdem er von der Angst vor dem „Katholischwerden" geredet hat, fährt er fort: Es giebt nur ein sicheres Mittel wider dem Proselytismus: Weidet die Herde. Wo die Schafe Weide finden, da bleiben sie. Alles Schreiben und Scharfmachen und Controverspredigen ist verlorene Mühe.

Mir ist allerdings, das läugne ich nicht, das Christenthum die große Hauptsache und die einzelne Confession im Vergleich damit die große Nebensache; darum nicht unwichtig, denn ein Weg ist kürzer und sichrer als der andere und ein Christ sein wollen, ohne einer Confession anzugehören, ist wie heute die Sachen stehen, ein vergeblich Vorgeben und ein Widerspruch. Aber dennoch immer die große Nebensache und es zur Hauptsache machen, heißt die Sache auf den Kopf stellen und kann nimmermehr Gutes anrichten . . .

So wenig man sicherlich sagen darf, es sei der Wille Gottes gewesen, daß Adam sündigen sollte, ebensowenig wird man auch sagen dürfen, daß die Spaltung der christlichen Kirche nach Gottes Willen sei. So gewiß es aber ist, daß Gottes rechter und eigentlicher Wille eine heilige allgemeine Kirche auf Erden ist, ebenso gewiß ist doch, daß



diese in einer sichtbaren Organisation nicht mehr existirt. Sie existirt aber in einer Mannigfaltigkeit der einzelnen Kirchen. Und ob sie auch noch so viel hadern, dennoch — ja im Hader selbst — sehe ich unter den Einzelkirchen auch immer noch eine nicht mehr leiblich greifbare aber dem geistlichen Auge immer noch sichtbare Verbindung . . . .

Fragt man nun: aber in Anerkennung dieser aller mußt Du doch einer bestimmt angehören? so gebe ich die Antwort: in die ich gestellt bin, und in der meine ganze geistige Bildung wurzelt, dem lutherischen Theil der Kirche und zwar in seinem gegenwärtig in Preußen unirten Zustande. Ich gehöre dieser lutherischen Kirche aber nicht bloß durch Überlieferung an, sondern ich stehe, Gott sei Dank, auch mit Überzeugung wesentlich auf ihrem Fundamente, auf der Augsburgischen Confession von 1530 und zwar so wie diese selbst klärlich steht, mit Voraussetzung der 3 alten, ökumenischen Symbole und mit Beziehung auf den ganzen historischen Bestand der Kirche, auf den sie in ihren Artikeln unaufhörlich hinweist. Ich bin auch nicht der Meinung, daß ein Dokument, wie dieses, jemals Abänderungen erfordere noch erlaube, überhaupt nicht der Meinung, daß es eine menschliche Aufgabe ist, so wenig Alles kodificirende Constitutionen als eben dergleichen Symbole zu verfertigen, oder daß Constitutionen Staaten und Symbole Kirchen machen, sondern ich bin der gerade entgegengesetzten Meinung, daß Glaubensbekenntnisse nichts sind als Zeugnisse von einer grade mit neuer Lebendigkeit ins Bewußtsein getretenen und eines bestimmten Zeugnisses bedürfenden Seite der christlichen Wahrheit, — einzelne in hervorragenden Momenten unter Wirkung des heiligen Geistes eintretende Bekenntnißthaten, die zu der lebendigen Gesammtheit des kirchlichen Bestandes nur einen neuen Ausdruck hinzufügen.

Ebensowenig kann ich auch glauben, daß für die Zukunft in Urkunden, wie diese, alles beschlossen sei, noch fühle ich

mich gebunden, nicht freudig anzuerkennen, wo ich anderswo christliche Wahrheit wittere und christliches Gute erblicke. Dazu bin ich ein viel zu guter evangelischer Protestant. Ich werde es an den Bekenntnißschriften, die mir zunächst Norm sind, messen, ich werde mich freuen, wenn es mit ihnen übereinstimmt, aber ich werde auch nicht zurückschrecken, wenn es über sie hinausgeht. Stehen bleibe ich vor der heiligen Schrift allein. Im übrigen gilt es: Alles ist euer, und ich lasse mir nichts von der ganzen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der gesammten christlichen Kirche nehmen, sofern es nicht streitet wider die Schrift und daran als eingestreuter Feindessamen erkannt wird. . . .

Der Wunsch, daß man auch ein Auge auf das Gute in der katholischen Kirche haben möge, es ist längst kein frommer Wunsch mehr, sondern vielfach in der That geschehn. Der theure Pfarrer Fliedner und unser werther Professor Pieper, beides gewiß Männer, die keines Katholicismus verdächtig sind, schreiben eine neue Legende, Fliedner schafft uns barmherzige Schwestern, Wichern Gefängnißbrüder, Harms in Hermannsburg Orden zur Colonisirung der Heidenländer, Vereine und Privatleute riefen die alte Reisepredigt wieder ins Leben u. s. w. — alles in evangelisch erneuerter Gestalt. Und sollten wir all das Gute bloß deshalb unterlassen, weil es die katholische Kirche auch hat, und vor uns gehabt hat? Das wäre doch wahrlich — um mit dem Volksmunde zu reden — zum Katholischwerden. . . .

Habe ich das Recht in unverkümmerten Anspruch genommen, der evangelischen Freiheit zu gebrauchen, so gestehe ich gern zu, daß dieser Gebrauch, wenn er ein öffentlicher wird, auch seine nothwendigen Schranken der Vorsicht hat. Sollten diese überschritten worden sein, so bitte ich alle, denen es Ärgerniß gegeben haben kann, um Verzeihung. Ich hätte vielleicht meine Herrschaft besser gebrauchen sollen.

Ich halte dafür, daß der Drang zu einer Reformation

der Kirche nicht aus Fürwitz hervorgegangen ist, allerlei neu zu machen, sondern aus der tiefen Gewissensnoth treuer Seelsorger, die die Herde durch schändlichen Mißbrauch ins Verderben führen sahen, daß also Luthers Beginnen ein vollständig berechtigtes war, das Beginnen eines Propheten von göttlicher Sendung, da die rechten Wächter und Hüter, die Bischöfe, ihres Amtes nicht warteten. Ich halte aber nicht dafür, daß diesem werthen Manne Dr. Luther etwa von Gott ein Privilegium in seinem Leben nicht zu sündigen, ertheilt gewesen wäre, wie die katholische Kirche es der Jungfrau Maria beigelegt glaubt, und da jeder Rest von Sünde mit Nothwendigkeit einen Mangel der Erkenntniß wirkt, so halte ich auch, daß eine in allen Stücken tadellose Erkenntniß ihm nicht beigelegt war, obgleich Gott ihm zu dem ihm obliegenden Amte mit einem fast wunderbaren Maße derselben ausgerüstet und damit seine Treue in andächtiger Schriftforschung belohnt hat. Ich halte dafür, daß folglich im Fortgang des Werkes von beiden Seiten gefehlt werden konnte und gefehlt worden ist. Halte aber, nachdem der Bruch einmal unvermeidlich geworden war, diesen offenen Bruch für weit vorzüglicher als einen faulen Frieden, und so der Ausgang des Werkes im Vergleich zu dem nächstvorhergegangenen Zustande der Kirche für eine unschätzbare Gnade Gottes.

Sind evangelischerseits Fehler vorgekommen, so brauchen sie uns einzelne nicht zu irren, wir besitzen durch die Gnade Gottes, was zur Seligkeit des einzelnen nöthig ist, in reichem Maße, und sind Vorzüge und Mängel auf beiden Seiten getheilt, so sind sie es so, daß ich mit Freudigkeit auf der evangelischen stehe, mit Freudigkeit auch schon deshalb, weil ich hier die volle Berechtigung habe, auch des Guten in der kathol. Kirche mich von Herzen zu freuen, und das Mangelhafte, wo ich es auf unserer Seite finde, frei zu bekennen.

Solle ich den Versuch noch wagen, das Bild der Vorzüge beider (hier nicht in ihrer Lehre, sondern in ihrer ganzen Erscheinung) wie sie wetteifernd und sich gegenseitig ergänzend den unerschöpflichen Reichthum der Früchte des edlen Weinstocks doch immer nur annähernd offenbaren — und auch die Kehrseiten dieser Vorzüge in den entsprechenden Schwächen aus der Zuthat menschlicher Sünde — wie es vor meiner Seele steht, in dürftigen Worten und abgerissenem Ausdruck wiederzugeben?

Dort die katholische Kirche in ihrer großartigen Einheit, im nie aufhörenden Bewußtsein ihrer weltumfassenden Mission, in welcher der einzelne Mensch fast verschwindet, — haben doch manche hierin ein Erbstück des alten Rom in dem neueren erblicken wollen —; aber die Einheit bis in die Starrheit, die Umfassendheit bis in Herrschsucht und Gewaltsamkeit ausartend. Hier die evangelischen Kirchen in der reichen Mannigfaltigkeit ihrer Bildungen und Erscheinungen, gleichsam wie kühne Entdecker aller Küsten und Buchten der Welt des Christenthums ausversuchend, aber auch bis zur Zerfahrenheit in Sekten und Individuen fortschreitend.

Die katholische Kirche vielleicht geeigneter, die Masse des Volkes im Vorhof des Tempels in äußerlicher Religiosität, in Kirchlichkeit und Zucht bis zu einem gewissen Grade zu erhalten, — aber leider eine Zuchtmeisterin nicht immer und nicht direkt zum Evangelium, reich an ausgebildeter Methode zur Übung im großen ganzen, wie zur Selbstübung jedes einzelnen — an Methode, die aber auch nur zu leicht in eine Form ohne Inhalt sich verliert, selbst in Zeiten der Dürre und des inneren Todes eine treue Bewahrerin äußeren Bekenntnisses und Erhalterin christlicher Formen, — daß sie das sein kann, schließt allein einen ebenso großen Vorzug wie Vorwurf in sich. Dagegen die evangelische, dem Verlangenden den unmittelbarsten Zugang zum innersten Heiligthum, zum lebendigen, inwendigen

Christenthum darbietend, — freilich auch den trägen ungebührlich sich selbst überlassend; außer jenem einen Weg fast nichts kennend, oder es kühn verschmähend, kein Geländer, kein Seitenweg, der in den Hauptweg führt; dem freien Wesen des Geistes allein vertrauend, wenn von ihm ergriffen, jung wie Adler sich aufschwingend und kraftvoll, wenn von ihm verlassen, das hilfloseste Wesen, entweder alles habend oder nichts; — ohne Zweifel ein noch großartigerer Verein von Stärke und Schwäche zugleich, als ihn ihre Gegenfüßlerin aufzuweisen hatte.

Die katholische, voll treuem Gedächtniß für die Väter, fortlebend in einer populären Geschichte, voll Pietät gegen das Gewordene — bis zum Aberglauben, auch das getrübteste Gefäß nicht ausschüttend aus Scheu, es könnte noch eine kleine Perle am Grunde liegen; voll Schonung für das Volksthümliche bis zur Anbequemung; aber auch ebenso zu Haus, am Hofe, wie auch dem Markte, das Evangelium annehmlich zu machen wissend auch dem Entfernten, eingehen auf alle Formen der Zeit und der Bildung, bis zur Verläugnung; klug wie die Schlangen, aber nur zu oft der Taubeneinfalt vergessend. Die evangelische ihr gegenüber mit ihrem ernsten Forschen in der Schrift und dem Heben ihrer immer neuen Schätze; mit ihrem Bekennermuth; ehrlich bis zum Maße des Bären in der Fabel, der die Fliege verscheuchen wollte; rücksichtslos im Geltendmachen der Wahrheit, bis zum Abstrusen; anziehend fast nur durch ihren strafenden Ernst, aber auch leicht bis zum Abstoßenden einseitig.

Dort der Katholizismus mit seiner tiefen hingebenden Aske mit seiner Opferfreudigkeit, mit der Mannigfaltigkeit frommer Empfindung, vom heiligen Affekt bis zur zartesten Inbrunst, alle Saiten des Menschenherzens anschlagend, vom Allegrischen Miserere bis zum geistlichen Volksliede; spielend in poetischer Mystik — aber auch bis zum wahrhaften Spiele, bis zur Gefahr der Unwahrheit

oder bis zum Barocken. Hier der Protestantismus mit seiner nüchternen Einsicht, seiner gründlichen Bekehrung, seiner innigen Salbung; mit seiner gesunden Einfalt, mit seinem kernigen Haus- und Familienleben, durchdrungen von den melodischen, herzlichen Weisen des Chorals, — der Grundlage zu einem ebenso züchtigen und markigen Gemeindeleben, — aber auch leicht bis zur hausbackenen Philisterei und zum Pedantismus sich verflachend.

Der Katholizismus einerseits voller Sinnbilder voller Typen, mit dem Reichthum seines Kultus, im vollen Schmuck seiner Sakramente, mit aller Zierde der Kunst, die er mütterlich groß gepflegt, — aber auch in Versuchung, daß das alles ausschlage zum eiteln Prunk, zum Schimmer und Geklingel. Der Protestantismus andrerseits mit dem einfachen, resignirten und ungeirrten Vorwiegen der Innerlichkeit, mit der Kraft des Wortes und der Predigt, mit der Gründlichkeit und Tiefe der Wissenschaft (nicht der theologischen allein) welcher er den fruchtbaren Boden bereitet hat, — aber auch in der Gefahr, bis zur äußersten Trockenheit und bis zur ätzenden Kritik zu gelangen.

Endlich die katholische Kirche mit ihrer Willensthätigkeit; mit der Mannigfaltigkeit ihrer Organisation in Konzilien und Synoden, in Ämtern, Orden, Gesellschaften; mit ihrer Fülle barmherziger Liebesthat, freilich die Gefahr des Vertrauens auf eigene Kraft, des Stolzes und der Werkheiligkeit mit im Kaufe. Die evangelische — einen Augenblick stutzte ich, was ich hier entgegensetzen sollte; aber ich schreibe getrost (Gott gebe, daß ich wahr schreibe) mit den Thränen ihrer Buße, mit dem Marienaufblick zu dem Einen, was noth ist, im tiefen Gefühl ihrer Unwertheit und ihrer Untreue, aber selig im Aufschaun zu Ihm, selig im Glauben und in Hoffnung. Amen.

Anlage X.
Neujahrswort von 1851.

(Zu S. 185.)

Der Drang der Zeit hat auf dem politischen Felde alles, was sich irgend regt, zusammengedrängt in drei große Parteien: Reaktionäre — Liberale oder Constitutionelle — Demokraten oder Radikale. Das Wort „conservativ“ legt sich bald die erste, bald die zweite dieser Parteien bei, und es hat eigentlich nur da eine wirkliche Bedeutung, wo beide, wie es häufig vorkommt, im Gemisch zusammen der dritten, der Partei des radikalen Umsturzes entgegenstehen. Glücklicher ist der Fall, wo, wie jetzt bei uns, die Partei der entschiedenen Reaktion, zu der wir uns bekennen, den beiden andern gegenübersteht. Und wir sollten uns nicht um jenen schwankenden, unklaren Namen bewerben, der — wenn wir ansehen, wie die Dinge meistens stehen, für uns eigentlich keinen Sinn, und ebensowenig ein gutes Omen hat. Unter der trägen Fahne des „Conservatismus“ ist vor dem März 1848 Schritt für Schritt Terrain verloren worden. Unter dem lustig wehenden Banner der Reaktion haben wir seit dem März 1848 Schritt für Schritt wieder Raum gewonnen. Das eine bezeichnet die Negation, das andere die Position, und wer sich nicht vorwärts streckt, der kommt rückwärts.

Um jener großen Mannigfaltigkeit der Standpunkte etwas näher zu treten, lassen sich zunächst in jeder der drei großen Parteien wieder drei Abtheilungen unterscheiden. Auf der äußersten Rechten finden wir die eigentlichen Absolutisten, und zwar sind gerade das Leute nicht etwa von entschiedenstem Prinzip, sondern ganz ohne Prinzip, ebenso wie wir auch das äußerste Extrem der Linken ins eigentlich Prinziplose hinein werden verlaufen sehen. Das sind Leute, die „Ordnung um jeden Preis!“ rufen — tüchtige Oekonomen und Geschäftsmänner, Fanatiker für ihren egoistischen

Besitz, für ihre Rechte (obgleich sie sie nicht zu gebrauchen wissen) und ihr bon plaisir, — oder auch menschenverachtende Diplomaten und Bureaukraten, trockene Schwärmer für die Allgewalt der Polizei, die, erbittert durch die Zeit, die Knute für das beste Regiment des Volks halten und Strang und Blei für die geeignetsten Reaktionsmittel. Es sind endlich Leute, die alle Mittel, die zur Contre-Revolution führen können, gut heißen, nur — keine „Mucker". Vor Muckerei, d. h. vor dem Christenthume haben sie eine gewaltige Scheu, fast eine noch größere als vor der rothen Demokratie; aber weil die Gefahr von dieser ihnen eben auf dem Dache gesessen hat, verschmähen sie augenblicklich selbst den Bund mit den Christen nicht, weil sie dieselben doch als die unerschrockensten und erfolgreichsten Vorkämpfer haben erkennen müssen; sind aber wohl gar ehrlich genug, dabei zu sagen: „Für jetzt machen wir mit euch Pietisten gemeinsame Sache; wenn wir aber erst gesiegt haben, sind wir wieder geschiedene Leute."

In der Mitte der Rechten steht sodann eine sehr respektable Klasse von Männern, die zwar den großen festen Kern derselben bilden, aber nicht deren Führung haben. Wir wollen sie mit einem Worte Monarchisten nennen. Auch sie sind eigentlich noch nicht Reaktionäre aus Prinzip, aber waren es die ersten aus Laune oder Egoismus, so sind diese es aus einem unmittelbaren gesunden Gefühl, aus Pietät, oder mindestens aus common sense (natürlichem Takte). Es sind erstens nicht blos mit Necknamen, sondern in der wirklichen historischen Bedeutung so zu nennende „Pietisten" und haben als solche am Politischen als an „weltlichen" Dingen überhaupt kein eigentliches Interesse, wünschen nur Ruhe und Gehorsam. Oder es sind strenge Orthodoxe, die die absolute Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit in einer Weise zum Dogma machen, daß öffentliches Leben dabei unmöglich wird, dem sie auch überhaupt abhold sind.

Oder es sind endlich Männer, die dem reinen Zuge der Treue folgen, die die Unehrenhaftigkeit des Liberalismus abstößt, ohne daß sie dabei weiter viel nachdenken, und die den Traditionen der einmal herkömmlichen Regierungsform folgen. Dazu gehört außer dem besten Theile des Adels auch der ganze große Kern des Landvolks, soweit es sich von Halbstädtlichkeit oder rege gemachtem Egoismus und Oppositionsgeist noch nicht hat verführen lassen, durchweg. Und wenn diese Fraktion sich in ihrer ganzen Stärke und mit einiger Entschiedenheit im öffentlichen Leben der Wahlen, Kammern u. s. w. zeigte, so würde sie das entscheidende Gewicht in die Wagschale werfen. Aber daran hindert sie natürlich, daß sie mit diesem ganzen öffentlichen Leben nicht Freund, und daß sie überhaupt mehr in der Negation des Unehrenhaften, Modernen, Aufrührerischen, als im Aufstellen von positiven Ideen stark und von solchen belebt ist. Dazu kommt ihre wunderliche Stellung in einem Dilemma, seit der König, dem sie absolut und allein gehorchen wollen, selbst nicht mehr absolut und allein herrschen zu wollen aussprach, so daß es ihnen fast unmöglich ward, ihm und sich zugleich treu zu bleiben. Indessen ist diese große Fraktion — der Ausdruck Fraktion ist viel zu wenig dafür, dieser Volksgeist möchte ich sagen — nichtsdestoweniger wirklich da; und auf ihn so sicher zu zählen, obgleich er sich nicht öffentlich kund gab, ist der kühne Wurf des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel gewesen, im Nov. 1848 wie im Nov. 1850. Worin er sich kundgiebt, das ist vorzüglich der Geist der Armee, der von ihm genährt und getragen wird.

Erst die dritte Stufe, also gleichsam die Linke in der Rechten, nehmen die Reaktionäre aus Prinzip ein, eine an sich nicht sehr zahlreiche, aber unter Stahls und v. Gerlachs Panier die führende Schaar der reaktionären Partei, weil sie die bewegenden Ideen besitzt. Zu ihr bekennt sich — wenn auch nur als ein ehrlicher Trainsoldat — auch das

Volksblatt. Auch wir — wenn der Trainsoldat denn so kühn sein darf, einmal im Namen Besserer zu reden — legen den Accent auf die Krone, aber eben auf die Krone eines in mannigfachen Selbständigkeiten und Rechten gegliederten Volkes. Auch wir sind konservativ, legen den Accent auf bestehendes Recht, aber nur deshalb, weil wir noch vielmehr die Pflicht betonen, aus der es allein die innere Berechtigung zieht. Auch wir legen den Accent auf göttliche und menschliche Ordnung, aber wir erkennen auch eine Ordnung Gottes in der Geschichte, und erkennen an, wie menschliche Ordnungen eben nur Werth haben als mit der göttlichen eins, und ihr Ziel haben, wo sie ungöttliche werden. Auch wir hängen am Alten und sehen selbst ehrwürdige Ruinen mit Trauer fallen; aber wir wollen das ewig Alte auch in dem Neuen. Wir wollen, wie es treffend ausgesprochen worden ist, „nicht die Gegen-Revolution, sondern das Gegentheil der Revolution." Und dieser Standpunkt, indem er der mit der Zeit nicht in stummem Groll sich verfeindende, in die bloße Verneinung sich verschließende ist, ist zugleich auch der, der mit dem selbstgeschaffenen Neuerungswesen in die entschiedenste positive Opposition tritt und so auch von den Gegnern als ihr gründlicherer Feind angesehen wird, als der ungleich ferner von ihnen abstehende Absolutismus und reine Monarchismus. Das ist ihr Zorn, daß wir dreist zu sagen wagen: nennt ihr euch freisinnig, wir sind ungleich freisinniger noch als ihr; ihr seid verfassungsliebend, wir sind verfassungsliebender als ihr; rühmt ihr euch Volksfreunde, wir sind ungleich bessere Freunde des Volks; wollt ihr deutsch sein, wir sind ums hundertfache deutscher denn ihr. Wir bieten euch zu jedem, das ihr zum Stichwort erwählt, die Spitze, indem wir eure leeren und fremden Worte deutsch und wahr machen. Ihr „Constitutionellen" seid die eigentlichen Verächter der Verfassung; ihr „Liberalen" seid die unnütz viel regierenden

und die Freunde des Zwangs; ihr Demokraten seid die eigentlichen Feinde und Zerstörer des Volks und alles Volksthümlichen. — Auch wir stehen endlich auf dem festen Grunde des Christenthums, aber wir suchen es nicht in einseitiger Abschließung, sondern in seiner weltbewegenden, alles durchdringenden Macht. Es sind die Männer unsrer Richtung, die das Kreuz zum Panier erhobene haben mit der Inschrift „In diesem Zeichen sollst du siegen!" und haben es mitten in das dichteste Getümmel getragen. Als diese Männer zuerst in der Kammer ihr lautes unumwundenes Wort erhoben, da konnte man — wie oft — aus den Reihen der Rechten hören: „Es sind Schwärmer" oder „wenn sie nur schwiegen, sie verderben alles." Sie haben nicht geschwiegen und wie steht es nun? Freilich derer, die sie für Schwärmer halten, giebt es auch noch jetzt unter der guten Rechten. —

Aus der Beschreibung der andern Parteien sei noch mitgetheilt, was N. über den prinzipiellen Liberalismus und den sich ausbildenden Sozialismus sagt und der Schluß:

Auf der anderen, der linken Seite der mittleren Partei stehen die „eigentlichen" Constitutionellen, die Seele dieser Partei, schlechthin die Liberalen, die es mit einiger Theorie und einigem Bewußtsein sind. Wie klein diese Fraktion der „Eigentlichen" ist, kann sie sich selbst nicht mehr verbergen; wo nicht die ganzen Ereignisse der letzten Jahre, würde schon allein die Abonnentenzahl der „Constitutionellen Zeitung" und die Kunst, die es kostet, diese Zeitung zu erhalten, sie davon überzeugen. Sie, die immer von der „großen Majorität des Volks" hinter sich geträumt und geredet hat, macht aber sofort Kehrt, — denn diese Partei ist überhaupt sehr geübt darin, sich zu wenden und die Dinge zu drehen, — und macht sich den Mißbrauch der Wahrheit: „Daß die Wahrheit immer nur bei Wenigen ist," zum Ruhme. Dennoch ist sie nicht bedeutungslos. Sie

hat allerdings eine „große Majorität" hinter sich, nämlich die große Horde der Gesinnungslosen (der Leser der Vossischen und Spenerschen Zeitung) — und die ganze „Demokratie", solange diese den Liberalismus als Widderkopf gegen die Wälle des Staates gebrauchen kann. Die Demokraten sehen diese Liberalen (die sie herzlich verachten und denen sie im Herzen noch mehr gram sind als den Reaktionären, welche doch etwas Handgreifliches, entweder Prinzip oder Interesse für sich haben) als ihre nützlichen Verbündeten an, die die Fundamente des Königthums auf unverfänglichere Weise, als sie es vermögen, lockern und die Breschen gesetzlich machen. In der Praxis sind sie entschieden Bureaukraten; ihre religiöse Stellung ist, wie sich von selbst versteht, ebenfalls die des vorigen Jahrhunderts, der sogen. „vulgäre Rationalismus".

Weiterhin stehen die Leute, die mit Feuerbach aller Religion sich entschlagen, den Menschen allein zum Gott machen, die Sozialisten, die mit der nächstfolgenden äußersten Linken zusammen wohl unter dem Namen der Rothen begriffen werden. In ihrem Prinzip ist eine tiefe, oben schon andeutungsweise anerkannte Wahrheit. Weil sie aber die gesellschaftlichen Ordnungen aus ihrem Kopfe gründen wollen, müssen sie natürlich in die Farbe des Blutes gerathen. Die sozialen Ordnungen stehen ihnen über dem Staat, das Gebiet der Politik ist ihnen eigentlich so gleichgültig wie ihren Gegenfüßlern, den reinen Monarchisten; aber wie jene aus diesem Mangel an Interessen rein konservativ, so werden diese rein zerstörend. Bei uns in Deutschland liegt diese Partei eigentlich erst im Keimen, aber hinter ihr steht in Zukunft die dritte große Masse des Volkes, der kleine Handarbeiter und der Lohnarbeiter, beides diejenigen Klassen, deren Ordnungen in der Gesellschaft durch den liberalistischen Zeitgeist zerstört, die der ökonomischen und sittlichen Zerrüttung preisgegeben sind. Das charakteristische Vorzeichen

dessen, was uns erwartet, ist wie schon in der letzten Vergangenheit der kleine Handwerker unter dem (eigentlich reaktionären) Rufe „Gewerbe-Ordnung!“ sich in Masse in die Reihen der — Demokratie stellte! Ja wir haben auch Fabrikarbeiter (ehemalige Meister, die jetzt Fabrikherrn um Lohn dienen) gesehen, die unter schwarz-weißer Fahne und mit den ihnen selbst unklaren Forderungen von Stundenverkürzung oder Lohnerhöhung ihren unter der schwarz-roth-goldenen aufziehenden Fabrikherrn begegneten. Hier sind Zeichen der Zeit, welche die Reaktion, welche auch die gewöhnlichen „Conservativen“ zu ihrem Heile verstehen sollten. Noch ist es Zeit, noch hängt es bei uns in der Schwebe, ob ein gesunder oder ein tödtlich ätzender Sozialismus sich ausbilden und diesen großen Theil des Volkes an sich fesseln wird. . . .

Wenn sich dem Partei-Blicke von beiden Seiten in der Perspektive in eins zusammenschiebt, was unter sich noch wesentlich verschiedene Richtungen sind: so müssen wir echten Reaktionäre dagegen fest behaupten, daß wir die „rechte Mitte“ sind. Die falsche Mitte ist die Mitte zwischen Wahrheit und Lüge; die rechte Mitte ist die in der Mitte der Wahrheit steht. — Darin erhalte uns Gott!

Anlage XI (zu S. 268.)

Der Hirtenbrief,

mit welchem der neue General-Superintendent unserer Provinz Sachsen, Dr. Lehnert, seine ihm untergebenen geistlichen Amtsbrüder begrüßt hat (datiert vom 23. Juni), hat dem Volksblatte bereits, sobald er erschienen war, die Zusendung einer ausführlichen und ziemlich gewappneten Besprechung eingetragen, deren Veröffentlichung bei einer solchen Gelegenheit uns jedoch nicht geziemend erscheint.

Was uns — Geistlichen und Laien — am meisten geziemt und das erste sein sollte, dünkt uns dies, daß wir den neuen Oberhirten in seinem fast übermenschlich großen und schweren verantwortungsvollen und — ist er anders ein Hirt nach dem Vorbilde des rechten Hirten — ohne Zweifel auch thränenvollen Amte vor Gott auf unserer Seele tragen; daß wir fleißig für ihn um die Gnade bitten, welche der Herr mit der Auferlegung eines neuen Amtes auch neu zu legen pflegt auf jeden, der in Treue des Amtes wartet und nicht aus seinem Meinen und Wollen dasselbe zu führen unternimmt, sondern im täglichen Flehen und Ringen, daß Gottes Wille, und nichts als Gottes Wille durch ihn und an ihm selber geschehe. Die richtige Stellung, dieser Begrüßung gegenüber, werden wir einnehmen, wenn uns — neben der Liebe, die wir alle einander schuldig sind und der Ehrerbietung gegen unsere kirchlichen Vorgesetzten — das recht gegenwärtig ist im Herzen, daß es ein armer Sünder ist, der zu andern armen Sündern redet, daß wir ein und derselben Gnade, die über uns waltet, alle zumal bedürfen. —

Ein Punkt ist jedoch im Hirtenbriefe, welcher, überall wohin man hört, die Gemüter sonderlich bewegt und über den wir deshalb für gut — ja nach dem uns einmal auferlegten Berufe geboten halten, ein kurzes Wort nicht zu umgehen. Es ist das derjenige Punkt, wo der Herr General-Superintendent sich über sein Verhältniß zu der sogenannten „Union“ ausspricht. Es ist uns nicht ganz leicht gewesen, seine Meinung hierinnen zu verstehen. Wir haben uns indessen unparteiisch bemüht, den für den ersten Anblick auffallenden Widerspruch, der in der Aussprache hierüber liegt, für unser Verständniß aufzulösen und hoffen den Sinn des würdigen Schreibers getroffen zu haben, etwa in Folgendem:

Dr. Lehnert bekennt, daß er nach mancherlei Kämpfen,

— wie ja unsere Zeit und namentlich die einigermaßen verkehrte gelehrte Bildung in derselben sie natürlich mit sich bringen, — zu der Freudigkeit des vollen Bekenntnisses zu den großen und einfältigen Gnadenwahrheiten, wie sie unsere lutherische aus der alten Kirche bewahrt und in ihren Bekenntnißschriften niedergelegt hat, hindurch gedrungen sei. Allein er glaubt, daß dieses nicht hindere, mit den „Reformirten" (Calvinisten) eine „Union" einzugehen, welche in der Gemeinschaft am Tische des Herrn besteht. Er sieht also etwa — diese Auflösung blieb uns allein übrig — jene „Reformirten" als zur vollen Wahrheit noch nicht hindurchgedrungene an (denn eine Wahrheit kann es nur geben, auf Ja und Nein kann keine Kirche gründen), und hofft etwa, daß sie eben auf diesem Wege einer kirchlichen Gemeinschaft am ehesten in die Einheit der Wahrheit mit uns geführt werden würden. Es ist dies eine Anschauung, die er mit manchen andern werten Männern theilt, wenn unsere Auslegung richtig ist.

Allein wir müssen unserseits diese Anschauung für eine entschieden irrthümliche halten. Wir stehen zwar so — und stimmen darin, wie wir hoffen dürfen mit Dr. Lehnert überein: daß auch wir einer allzu raschen Kirchentrennung oder Ausstoßung Dissentirender um einzelner dogmatischer Punkte willen, wie sie wohl manchmal die Kirche als eine Schuld auf sich geladen hat, nicht befreundet sind; daß auch wir nicht auf die „Lehre" den einzigen Accent gelegt sehen möchten, da doch der Gegenstand immer eher sein muß als die Lehre von demselben, und das Leben der Kirche es ist, aus welchem auch die Lehre erst hervorgeht. Allein der vorliegende Fall ist einer, der auch in den weitherzigsten Grundsätzen keine Rechtfertigung findet. Nicht blos in einzelnen untergeordneten Lehrpunkten, die etwa nicht ins Praktische übergingen, dissentiren die Calvinisten, mit denen Dr. Lehnert zu einer „Union" räth. Gerade in

der Grundanschauung vom Wesen der Kirche und deren Regimente stehen sie auf einem sehr entfernten, fast entgegengesetzten Standpunkte von dem unserigen, die wir unter einem Regimente eine Kirche mit ihnen bilden sollen, und von dem der christlichen Kirche seit der Apostel Zeit. Gerade vor dem Tische des Herrn, an dem wir uns mit ihnen einigen sollen, bezweifeln, ja leugnen sie das, was der einfältige Glaube seit der Apostel Zeit an demselben gesucht hat, die reale Gegenwart des für uns gebrochenen Leibes des Herrn. Es sind das auch nicht einzelne Punkte, die nicht mit der ganzen Stellung den göttlichen Dingen gegenüber zusammenhingen; sie gehen vielmehr aus einer durchgängigen, das Subjekt mit seinem einzelnen Glauben in den Vordergrund stellenden Abweichung von dem Charakter der gemeinen christlichen Kirche hervor. . .

Wüßten wir nicht aus eigener Erfahrung, wie wunderlich die Führungen des einzelnen in den Verwickelungen und Darniederlagen dieser Zeit sind und mit wie manchen Kämpfen, die man schon ausgefochten meint, man dennoch nicht am Ende ist: — so würden wir schwer verstehen, wie ein Mann von der theologischen Gelehrsamkeit, und namentlich von der Kenntniß der Kirchengeschichte unseres würdigen neuen Herrn General-Superintendenten auf eine Frage, die so wie diese liegt, nicht eine einfachere Antwort hat. Wir dürfen aber trauen, daß, wie er sich bereits nach seiner Aussage zum Bekenntnisse der Väter hindurchgekämpft hat, er sich auch den unumgänglichen Folgen dieses Bekenntnisses nicht entziehen und der Geist der Wahrheit und die Erfahrung des Amtes ihn auch noch in diesem Punkte in die einfältige Wahrheit und in die demütige Dahingabe eigener Liebeswünsche leiten werde.

Wir haben bisher von der sogenannten „Union“ nur unter dem Gesichtspunkte geredet, auf den die neuesten officiellen Erklärungen sie zu beschränken versucht haben.

Es ist damit aber keineswegs das Wesen, das sich an diesen Namen knüpft, wirklich erschöpft. Auch wir haben ja in d. Bl. öfters die jüngsten officiellen Definitionen der „Union" zum Grunde gelegt, wonach das lutherische und das reformirte Bekenntniß unangetastet, geschützt sein sollen, wonach auch nicht einmal ein Stehen auf einem sogenannten Consensus beider, sondern nur auf einem von ihnen beiden anerkannt wird u. s. w. Es ist eben unser Recht und unsere Pflicht, der „Union" gegenüber ihre eigenen Dokumente, wodurch sie rechtlich zu wenig mehr als einem Schatten, einem Gespenste zusammenschrumpft, zu gebrauchen. Aber wir haben uns nie darüber getäuscht und werden uns nie darüber täuschen, als ob in diesen Dokumenten ihr wirkliches Wesen beschlossen sei. Sondern jedes Ding — und so auch die „Union", mit der unsere lutherische Landeskirche wie mit einem bösen Alpe behaftet ist, — ist zunächst das, was es wirklich ist, als was es sich geschichtlich dargestellt hat. Es ist vergeblich, durch nachträgliche Begriffsbestimmungen etwas daran ändern zu wollen; es bleibt dennoch, was es eben ist, nicht das, wofür man es definiert. Wir erkennen gern das wohlgemeinte Bestreben unseres Hochw. Oberkirchenrathes an, durch solche Begriffsbestimmungen wenigstens einige Klarheit in die Sache zu bringen; allein ihm selber gelingt es nicht einmal in seiner eigenen Wirksamkeit, diese Begriffsbestimmungen zur Geltung zu bringen. Oder weshalb wäre sonst die itio in partes, welche die unumgängliche und ausdrücklich festgesetzte Folgerung dieser Theorie ist, bisher eine bloße Illusion geblieben, nie zur Ausführung gekommen? Oder weshalb würde auf die Niederlegung von Urkunden, welche die „Zugehörigkeit der Gemeinde zur Union" verbürgen sollen, ins Pfarrarchiv mit Eifer gedrungen, für die Wahrung ihres Bekenntnißstandes aber, was nach jener Theorie und nach dem ausdrücklichen Auftrage Sr. Majestät das erste

sein müßte, nicht das geringste gethan, sondern dieser höchstens dem zufälligen guten Willen eines einzelnen Pfarrers und seiner Beharrlichkeit, über alle in den Weg gelegten Steine hinwegzukommen, überlassen, und dem Wechsel der Persönlichkeit wiederum preisgegeben? — Sollte wirklich im Ernste ein Versuch damit gemacht werden, die neue Theorie der „Union" ins Leben zu setzen, wonach sie nichts als die „aus freier Liebe gewährte gegenseitige Zulassung zum hl. Abendmahl" und das Stehen unter einem Regimente zweier in ihren sich gegenseitig ausschließenden Bekenntnissen geschützter und garantierter Kirchen sein soll, — so müßte der erste und unerläßliche Übergangsschritt dazu ein ehrliches Bekenntniß der Buße über die wüste und unwahre Vergangenheit der „Union" sein. Nur ein solches könnte das Vertrauen erwecken, daß mit jener Vergangenheit ernstlich gebrochen sei. Nur aus einem solchen würden auch die Behörden selbst die Kraft zu einem neuen guten Anfange nehmen. Beides muß ermangeln, wo man bei völliger Unschuld in neue Definitionen hineinfährt, als wäre nie etwas anderes, als was sie besagen, geschehen oder beabsichtigt, und geschähe auch noch heute nichts anders.

Wir redeten hier nur von der Eventualität eines Versuchs, die „Union" zu dem zu machen, wofür man sie neuerdings definiert. Ob ein solcher Versuch, wenn man sich im Ernste zu ihm entschlösse, wirklich damit zu Stande kommen würde, die nachträgliche Definition an die Stelle der geschichtlichen Realität der „Union" zu setzen: ist eine andere Frage. Wir zweifeln daran. — Wie aber jetzt die Dinge liegen, kann man der Menge jedenfalls nicht unrecht geben, wenn sie diese auf dem Papiere geschriebenen Definitionen vorläufig ganz ignoriert und sich an jene geschichtliche Realität hält, nach welcher der Name der „Union" eben nichts anderes ist als ein Schiboleth für die Bekenntnißlosigkeit überhaupt, für den

Unglauben, den Zeit= und Weltgeist. Die Thatsache, die für jedermann, der sehen will, offen da liegt und sich mit zahlreichen Anecdoten und lebendigen Exempeln belegen ließe, wären diese nicht odiös, — die Thatsache ist diese — wir sprechen dies nicht aus irgend einem Parteieifer, sondern als nüchternes Resultat alltäglicher Beobachtung aus: — Ist irgend jemand — theoretisch — ein Gottesleugner, ein Leugner seiner Seele, Materialist, Atheist, Pantheist, ist er Anbeter einer sich selbst erlösenden Menschheit und seiner eigenen Vernuft, Deist, Humanist, Rationalist — so ist es unzweifelhaft gewiß, daß er sich, sowie und so weit die Frage an ihn herantritt, heutzutage als Freund der „Union" bekennt. Ist jemand — „praktisch" — ein Hurer, Ehebrecher, ein Weinsäufer, ein Kartenspieler, ein Verächter der Kirche, überhaupt ein gleichgiltiger und weltförmiger Mensch, ein Feind des Kreuzes Christi; ist er ein heimlicher oder offener Anhänger und Vorarbeiter der bürgerlichen und gesellschaftlichen Revolution: so ist es ebenso gewiß, daß er sich als Freund der „Union" bekennt, und sich lebhaft für dieselbe importiert. Dies ist die Realität des Standes der Dinge, die sich auch durch keine Definitionen irre machen läßt. Wir haben erst in der vorletzten Nummer dieses Blattes die Anwendung davon auch auf den Hirtenbrief unseres verehrten Herrn Generalsuperintendenten gesehen. Alles was derselbe so reichlich an christlichem Bekenntnisse überhaupt, alles, was er sogar an specifisch lutherischem Bekenntnisse enthält, nimmt der reformjüdische Schreiber jenes Leitartikels in der roten Volkszeitung ohne Widerstreben in den Kauf, er schlingt es hinunter wie Wasser, um des einzigen Wörtleins „Union" willen. An dieses hält er sich, ja er wagt mit unsauberem Munde, einen Mann wie Dr. Lehnert darüber zu preisen. Er weiß mit dem richtigen Instincte, den unsere Feinde haben; möchten wir doch von ihnen lernen! — daß dieses Wort gleich=

bedeutend ist mit der Zerstörung der Kirche, darum frohlockt er. Auch er frägt dabei nichts nach allen noch so genau hinzugefügten Definitionen. Diese werden von der großen Masse der „Unions"freunde vorläufig als ein zum Decorum gehöriges Gewand, als ein wandelbares Übergangsstadium gern hingenommen, es kommt ihnen gar nicht darauf an. Und auch darin kann man ihnen nicht so unrecht geben. Denn so lange die Sache auf den wechselnden Erklärungen von Cabinetsordres ruht, so lange nicht der feste Bestand des eigenen Rechtes der Kirche ihrer Behandlung zum Grunde gelegt wird, kann ebenso gut wie heute diese Erklärung der „Union" gilt, ebenso gut morgen wieder die „Union" als die Geltung der allgemeinen Humanität mit dem Motto:

Wir glauben all an einen Gott,
Christ, Jude, Türk und Hottentott,

erklärt werden. —

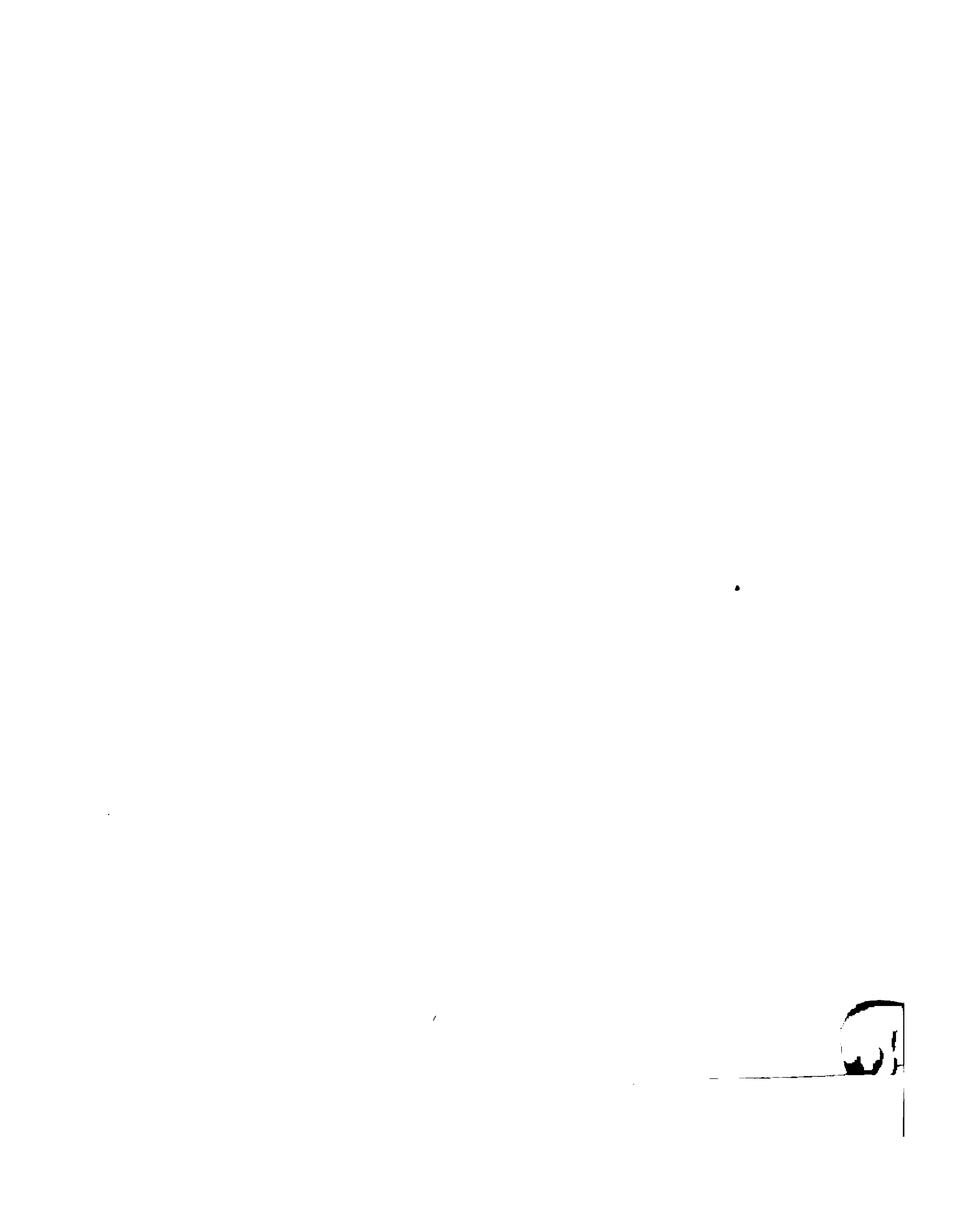
Freunde der „Union" und Freunde Christi — das sind die beiden entschiedenen Haupt-Parteien, die in der Realität einander heutzutage gegenüber stehen, und die beide wissen, was sie wollen. Daß es, wie immer eine große unentschiedene Mittelgruppe zwischen beiden giebt, die gern beides mit einander vereinigen würde; daß es überdem auch eine Anzahl würdiger Männer giebt, die dem Worte „Union" eine edlere Bedeutung zu geben bemüht sind, indem sie ihre eigenen Ideen damit verbinden, und zu denen nach der Erklärung in seinem Hirtenbriefe auch unser würdiger Herr Generalsuperintendent gehört, — ändert nichts an der Sache im großen und ganzen. Wir sind fest überzeugt, daß jene teuern Männer den vorbeschriebenen Anhang, den die „Union" hat, selbst verabscheuen, daß sie sie gern davon reinigen würden. Allein wir sind ebenso fest davon überzeugt, daß ihnen dies nicht gelingen kann und nicht gelingen wird; daß vielmehr im Gegentheil dieser Anhang, nicht

weil er die Zahl, sondern weil er die geschichtliche Realität der Sache für sich hat, der stärkere Theil bleiben wird. Sie dürfen sich nicht darüber täuschen, daß sie mit allem, womit sie — sei es auch in ihrem Sinne — die Union zu fördern gedenken, in der That nichts anderes stärken und fördern, als den Unglauben und die Feindschaft wider den Herrn.

Es wird dies bald auch im Einzelnen greifbar werden, wenn mit der Förderung der Union, — sowie es neuerdings wieder den Anschein hat, vorgegangen werden sollte. Wenn man bei der Anstellung der Superintendenten nicht: ob es ein Mann sei, der den Herrn von Herzen lieb habe, von dessen Leibe Ströme lebendigen Wassers fließen, der Regiergabe besitzt u. s. w., sondern statt alles dessen die erste Frage das abstracte Schema sein läßt: ob er ein Freund der „Union" sei — so wird jeder, der das Kommen des Reiches des Herrn lieb hat und dabei unsere Verhältnisse kennt, leicht die praktischen Ergebnisse eines solchen Verfahrens ermessen — auch wenn es fürs erste noch gelingt, den äußern Wohlanstand dabei nicht zu auffallend zu verletzen. Und wenn man, wie schon mehrere Fälle davon zufällig zu unserer Kenntniß gekommen sind, die Verfasser von Artikeln in öffentlichen Blättern, die sich ungünstig über die „Union" aussprechen, erforscht und bedroht: so wird — außer der Einschüchterung der Feigen (denn Tapfere wird man doch nicht schrecken) — nichts damit erreicht werden als eine Bestätigung des Urtheils: daß die „Uhion" — auch bei dem subjectiv besten Willen ihrer Träger — von dem geschichtlichen Charakter nicht loskommt, den sie von ihren ersten Anfängen an bewährt hat; und daß eine ungerechte Sache stärker ist als die Personen, die sich auch in bester Meinung ihrer annehmen.

Unser Gebet soll fort und fort sein für die wahre Einheit der Gläubigen, die unter dem Namen der „Union"

durch dieses schwere Strafgericht Gottes zerrissen wird, und für die werthen Männer, deren Augen durch eigene Lieblingsgedanken, die dem Herrn zu opfern sie sich noch nicht entschließen können, über die Thatsachen auf eine schmerzliche Weise gehalten werden. Unsere Hoffnung aber ist, daß über kurz oder lang Zeiten über die Kirche kommen werden, die uns mit ihnen wieder vereinigen werden. Mögen ihre Gewissen bis dahin nicht allzuviel auf sich geladen haben. Wo aber der Punkt der Vereinigung liegt, darüber kann kein Zweifel sein; es muß ein objectiver sein, auf dem fest bekannten Glauben der Väter.





DATE DUE			

